

GENDER

**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft**

Heft 1

3. Jahrgang 2011

ISSN 1868-7245

GENDER**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft****Transnationalisierung und Gender**

Carola Bauschke-Urban, Sigrid Metz-Göckel	Vorwort	7
---	---------	---

Schwerpunkt

Helma Lutz, Ewa Palenga-Möllnbeck	Das Care-Chain-Konzept auf dem Prüfstand. Eine Fallstudie der transnationalen Care-Arrangements polnischer und ukrainischer Migrantinnen	9
Anil Al-Rebholz	Frauenpolitik in der Türkei im Spannungsfeld zwischen Lokalem und Transnationalem	28
Petra Dannecker	Transnationale Räume und die Konstituierung von lokalen Räumen zur Aushandlung von Entwicklung und Geschlechterverhältnissen	47
Tina Spies	„Alte“ Männlichkeiten und „neue“ Ethnizitäten – Positionierungen junger Migrantinnen in transnationalen Räumen	65
Carola Bauschke-Urban	Mobile Wissenschaftlerinnen. Transnationale Verortungen und biographische Perspektiven	81
Helena Pettersson	Gender und transnationale BiologInnen. Aushandlungen zwischen akademischer Mobilität, Karriereplänen und Privatleben	99

Aus Forschung, Politik & Praxis

Franziska Fellenberg	Gilt Frauenförderung bei Studierenden als unfair? Eine Befragung zur Akzeptanz von Gleichstellungsmaßnahmen bei Studierenden in Deutschland und der Schweiz	117
----------------------	---	-----

Hildegard Macha, Sandra Struthmann	Controlling von Gleichstellungspolitik als Organisationsentwicklung der Hochschule: die Gender Balanced Scorecard	126
---------------------------------------	---	-----

Tagungsberichte

Jagoda Rosul-Gajic, Birgit Erbe	Gender, Frieden und Sicherheit. Internationale Konferenz vom 9.–10. Juli 2010 in München	136
María Sol Pradelli	Gender-Politik in internationalen Regierungen. Konferenz vom 6. bis 8. Oktober 2010 in Genf, Schweiz	141
Bärbel Miemietz, Christine Ivanov, Regine Othmer	Medizin und Geschlecht: Perspektiven für Lehre, Praxis und Forschung. Tagung vom 3.–4. September 2010 in Hannover	144

Rezensionen

Irene Dölling	Angela McRobbie, 2010: Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Hrsg. von Sabine Hark und Paula-Irene Villa	150
Gesine Fuchs	Helma Lutz (Hrsg.), 2009: Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen	153
Heike Walz	Heidemarie Winkel, 2009: Geschlechtercodes und religiöse Praxis. Arabische Christinnen zwischen patriarchaler Leitkultur und Selbst- Autorisierung	155
Gaja von Sychowski	Tove Soiland, 2010: Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz: Eine dritte Position im Streit zwischen Lacan und den Historisten	158

GENDER**Journal for Gender,
Culture und Society****Transnationalisation and Gender**

Carola Bauschke-Urban, Sigrid Metz-Göckel	Foreword	7
--	----------	---

Essays

Helma Lutz, Ewa Palenga- Möllenbeck	The 'care chain' concept under scrutiny. Female Ukrainian/Polish care migrants and their families left behind	9
Anil Al-Rebholz	Women's Politics in Turkey in the Field of Ten- sion between the Local and the Transnational	28
Petra Dannecker	Transnational spaces and the negotiation of development and gender relations locally through the constitution of new spaces	47
Tina Spies	'Old' masculinities and 'new' ethnicities – positions of young migrants in transnational social spaces	65
Carola Bauschke- Urban	Mobile Scientists. Transnational Positionings and Biographical Perspectives	81
Helena Pettersson	Gender and Transnational Plant Scientists Negotiating Academic Mobility, Career Commitments and Private Life	99

From Research, Politic & Practice

Franziska Fellenberg	Do graduate students consider affirmative action for women as unfair? A survey of acceptance of affirmative action with graduate students in Germany and Switzerland	117
----------------------	---	-----

Hildegard Macha, Sandra Struthmann	Controlling of Gender Equity Policy as Organizational Development at Universities: the Gender Balanced Scorecard	126
---------------------------------------	--	-----

Conference Proceedings

Jagoda Rosul-Gajic, Birgit Erbe	Gender, Peace and Security. International conference from 9th to 10th of July 2010 in Munich	136
María Sol Pradelli	Gender Politics in International Governance. 6–8 October 2010, Geneva Graduate Institute, Switzerland	141
Bärbel Miemietz, Christine Ivanov, Regine Othmer	Medicine and Gender: Perspectives for educa- tion, practice and research. Conference on the 3d and 4th September 2010 in Hannover	144

Book Reviews

Irene Dölling	Angela McRobbie, 2010: Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Hrsg. von Sabine Hark und Paula-Irene Villa	150
Gesine Fuchs	Helma Lutz (Hrsg.), 2009: Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen	153
Heike Walz	Heidemarie Winkel, 2009: Geschlechtercodes und religiöse Praxis. Arabische Christinnen zwischen patriarchaler Leitkultur und Selbst- Autorisierung	155
Gaja von Sychowski	Tove Soiland, 2010: Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz: Eine dritte Position im Streit zwischen Lacan und den Historisten	158

Transnationalisierung und Gender

Carola Bauschke-Urban, Sigrid Metz-Göckel

Kein Ort. Nirgends beschreibt ein fiktives Treffen von Heinrich von Kleist mit Karoline von Günderode in einem Roman von Christa Wolf (1977), das so beschrieben wird, als hätte es stattgefunden. Es ist die Leistung der Literatur, Räume zu konstituieren, als gäbe es sie, und dies mit realen Folgen. Transnationalisierung steht dafür, wie sich Fixierungen auf den – nationalstaatlich organisierten – Raum auflösen können. Der Begriff symbolisiert die Gleichzeitigkeit von mehreren Räumen und ein Gegenbild zu begrenzten Orten und Räumen in der Welt.

Die Migrations- und Globalisierungsforschung schließt an ein ähnliches Verständnis an: Transnationale Räume stellen sich durch die Mobilität von Frauen und Männern und die Zirkulation von Ideen über mehrere Nationen hinweg her. Dieser Prozess wird insbesondere durch das Internet rasant befördert und führt zu neuen Formen transnationaler Vorstellungen und Handlungskonzepte, die grenzüberschreitend sind. Mit der Globalisierung entwickelt sich also ein Raumbegriff, der über staatliche Grenzen hinausweist und zugleich auf diese zurückwirkt.

Eine transnationale Perspektive findet zum Beispiel produktive Verwendung in der Migrationsforschung, da durch Emigration und Immigration nationalstaatliche Grenzen überschritten und verbunden werden. Transnationalisierung kann sich mit dieser Vorstellung einer „Globalisierung von unten“ (Guarnizo und Smith) auf Gruppen oder Einzelpersonen beziehen, die sich in mehreren nationalstaatlichen Räumen und Kulturen aufhalten und von diesen beeinflusst wurden, oder auf einzelne Personen, die bi-national oder multinational aufgewachsen sind, sei es über die Eltern und deren Wanderbewegungen, sei es durch eigene internationale Mobilität. Der Begriff umfasst jedoch nicht nur die individuelle Lebensführung und die damit verbundenen Dimensionen zwischenmenschlichen Zusammenlebens. Er beschreibt auch die Transformation von Organisationen und sozialen Institutionen. So widersprüchlich, wie diese Prozesse sein können, ist auch der Terminus Transnationalisierung widersprüchlich. Er enthält eine Kontextgebundenheit durch den Bezug auf Nation und geht gleichzeitig darüber hinaus, indem er eine Perspektive darauf öffnet, wie sich Gesellschaften grenzüberschreitend verändern. Diese Transformationen werden das 21. Jahrhundert weiterhin in komplexer Weise bestimmen und Einfluss auf die Geschlechterdiskussion haben.

Wir haben diesen Schwerpunkt der Zeitschrift GENDER der Frage gewidmet, wie sich Transnationalisierungsprozesse auf die Geschlechterordnungen auswirken. Und ebenfalls danach gefragt, wie Geschlechterverhältnisse aus der Perspektive der Transnationalisierung analysiert werden können. Die im Schwerpunkt versammelten Beiträge eröffnen Sichtweisen auf veränderte Arbeits- und Lebenswelten durch transnationale Mobilität in so unterschiedlichen Berufsfeldern wie der ‚globalisierten‘ Hausarbeit und der Wissenschaft, sie diskutieren die Auswirkungen von Transnationalisierungsprozessen für Frauenbewegungen und reflektieren die Veränderung von Identitäten am Beispiel von Diskussionen über den intersektionellen Zusammenhang von Migration, Männlichkeiten, Weiblichkeiten und Ethnizität. Damit eröffnen wir eine breit angelegte

und weiter zu führende Diskussion über Transnationalisierung und Gender im deutschsprachigen Raum, in die wir Aspekte wie die Transnationalisierung von Lebensformen unterschiedlich qualifizierter und sozialisierter Personen und die Transformation von Frauenbewegungen in verschiedenen Ländern und Weltregionen aufnehmen.

Der Beitrag von *Helma Lutz* und *Ewa Palenga-Möllnbeck* geht von der Vorstellung einer transnationalen Mutterschaft aus und untersucht, inwieweit Arlie Hochschilds These der care chains auch für die mittel-osteuropäische Migration in Polen und der Ukraine zutrifft. Der Artikel basiert auf Interviews mit migrierenden Frauen und Kindern sowie Betreuungspersonen und fokussiert die Seite der Zurückgebliebenen sowie die skandalisierenden Diskurse dazu in den beiden Ländern. *Anil Al-Rebholz* untersucht die Frauenbewegung in der Türkei (aus kurdischer Perspektive) und fragt danach, wie der transnationale Charakter der Frauenbewegungen über die NGO's hergestellt wird. Ihre begriffliche Auseinandersetzung mit Feminismus, Frauenbewegungen und Projekt-feminismus diagnostiziert eine fragmentierte Landschaft des frauenpolitischen Feldes und eine Transnationalisierung, die durch den Wissenstransfer des transnationalen Networkings zustande kommt. Auch *Petra Dannecker* ist international in unterschiedlichen muslimischen Ländern unterwegs und untersucht am Beispiel von Frauenorganisationen und Frauenbewegungen in den Ländern Malaysia, Sudan und Senegal, wie transnationale Räume über Netzwerke, Medien und neue Interaktionsformen entstehen und das Verständnis der Geschlechterbeziehungen formen. Transnationale Netzwerke und andere werden auch als Wissensressource und strategisches Instrument genutzt, um globale Entwicklungskonzepte lokal zu differenzieren.

Tina Spies untersucht am Fallbeispiel ‚alte‘ Männlichkeiten und ‚neue Identitäten‘ die Positionierungen junger Migranten in transnationalen Räumen. In der positionierungsanalytischen Auswertung eines biographischen Interviews mit einem straffällig gewordenen Jugendlichen türkischer Herkunft zeigt sie auf, wie der Migrationsdiskurs von diesem Jugendlichen adaptiert wird, um seine kulturelle und männliche Geschlechter-Identität situativ zu definieren. Dabei geht Spies der Frage nach, wie die Kategorien Gender und Ethnizität in dieser biographischen Fallstudie zusammen wirken und sich ausdifferenzieren.

Für den Wissenschaftsbereich stellt sich Transnationalisierung auch als Ergebnis von Mobilität dar, die als Erwartung an Wissenschaftskarrieren gestellt wird. *Carola Bauschke-Urban* stellt anhand von drei Fallbeispielen transnational mobiler Wissenschaftlerinnen unterschiedliche Wege und weltregionale Ausgangslagen (Indien, Ex-Jugoslawien und Deutschland/Türkei) dar. Sie entwickelt dafür eine theoretische Reflexion transnationaler Räume und postkolonialer Ansätze zur Konstruktion von Ethnizität/Kultur und kommt zu dem Schluss, dass Mobilität als hoch flexibilisierte Lebensform von Wissenschaftlerinnen in die Entwicklung von transnationalen Selbstverständnissen mündet, in denen die Kategorie Geschlecht schwimmt. *Helena Pettersson* wendet sich mit ihrer Studie über transnationale Mobilität von WissenschaftlerInnen der konkreten Alltagsbewältigung in einem internationalen biologischen Forschungslabor in Schweden zu und fragt danach, wie die professionelle Norm, Mobilitätserfahrungen in internationalen Labors in verschiedenen Ländern aufzuweisen, sich unterschiedlich auf die Karrieren von männlichen und weiblichen Forschenden auswirkt.

Wir wünschen eine anregende Lektüre.

Helma Lutz, Ewa Palenga-Möllenbeck

Das Care-Chain-Konzept auf dem Prüfstand Eine Fallstudie der transnationalen Care-Arrangements polnischer und ukrainischer Migrantinnen

Zusammenfassung

In einem 2000 erschienenen Artikel prägte Arlie Hochschild den Begriff der „care chains“, um zu beschreiben, dass Migrantinnen, die im Ausland die Care-Arbeit für Kinder und alte Menschen übernehmen, daheim eine Versorgungslücke in ihrer eigenen Familie hinterlassen. Diese Lücke, so Hochschild, werde entweder durch Mitglieder des Familiennetzwerks gefüllt oder durch Migrantinnen aus einem wirtschaftlich ärmeren Land. In diesem Artikel werden Daten aus einem Forschungsprojekt vorgestellt, das untersucht, wie in Deutschland arbeitende polnische Migrantinnen und in Polen arbeitende ukrainische Migrantinnen diese Versorgungslücke bewältigen.

Wie wird die Betreuung und Versorgung von Kindern und alten Eltern im Herkunftsland organisiert? Was bedeutet transnationale Mutterschaft für die Familien der Migrantinnen in praktischer und emotionaler Hinsicht? Wie geht die Öffentlichkeit in den betroffenen Ländern mit dem Thema Care-Arbeit und Migration um?

Schlüsselwörter:

Transnationale Migration, Care-Arbeit, Haushaltsarbeit, Gender, Polen, Ukraine

Summary

The 'care chain' concept under scrutiny
Female Ukrainian/Polish care migrants and their families left behind

In an article published in 2000, Arlie Hochschild coined the term 'care chains', indicating that while migrant women take care of children and elderly people elsewhere, they leave behind a gap with regard to their own care responsibilities.

This gap, writes Hochschild, is either filled up by members of the extended family network or by hiring of migrant domestic workers from an economically poorer country. The result of these processes is a continuous commodification of care work on world scale.

In this article data will be presented from an ongoing research project which focuses on the management of the care gap by Polish migrant women working in Germany and Ukrainian migrants working in Poland. How is care arranged for children and elderly family members staying behind? What does transnational mothering mean for those left behind in practical and in emotional terms? How is the issue of care in the context of migration perceived in terms of public opinion in the respective countries?

Keywords:

Transnational migration, care work, domestic work, gender, Poland, Ukraine

Einleitung

Das Care-Chain-Konzept, ein Begriff der Soziologin Arlie Hochschild, beschreibt die im globalen Ausmaß emergierten personalisierten Beziehungen zwischen Menschen, die bezahlt oder unbezahlt Care-Arbeit verrichten (Hochschild 2000: 131). Gegenstand der Analyse sind Versorgungsketten, die entstehen, wenn transnationale Migrantinnen

die Betreuung und Versorgung von Kindern und alten Menschen im Ausland übernehmen, womit sie in ihrer Herkunftsfamilie eine Versorgungslücke hinterlassen. Gefüllt werde diese Lücke, so Hochschild, entweder durch Mitglieder des Familiennetzwerks oder mit einer ‚Kopie‘, der erneuten Weitergabe dieser Arbeit an Migrantinnen aus einem wirtschaftlich ärmeren Land. Im Zentrum dieser Prozesse steht die weltweit stattfindende, kontinuierliche Kommodifizierung von *care work*.

In unserem Forschungsprojekt „Landscapes of Care Drain. Care Provision and Care Chains from the Ukraine to Poland and from Poland to Germany“¹ haben wir danach gefragt, wie in Deutschland arbeitende polnische und in Polen arbeitende ukrainische Migrantinnen dieses „Care-Defizit“ bewältigen. Dabei geht es nicht nur um die Analyse auf der Mikroebene der persönlichen Beziehungen, sondern auch darum, wie Migrations-, Gender- und Care-Regime in den Entsende- und Aufnahmeländern zusammenwirken und wie diese die Migrationsverläufe und Betreuungssituationen in den Herkunftshaushalten der Migrantinnen beeinflussen.

Der erste Teil des Beitrags befasst sich mit der Debatte über globale *care chains* und transnationale Elternschaft, gefolgt von einer kurzen Beschreibung der aktuellen Erwerbsmigration aus der Ukraine und Polen. Im zweiten Teil wird gezeigt, wie Care und Migration in öffentlichen Diskursen der jeweiligen Herkunftsländer verhandelt werden. Im dritten Teil schließlich stellen wir einige Charakteristika von Kinderbetreuungsarrangements in der Ukraine und Polen in den von uns untersuchten Haushalten vor. Die Analyse konzentriert sich dabei auf die Frage nach den *care patterns* und erörtert auch das transnationale Betreuungsmanagement durch die migrierende Mutter.

1 Globale Care Chains

Die „global *care chain*“ gilt mittlerweile als das zentrale Konzept zur Erforschung der von – meist weiblichen – Migrantinnen geleisteten Haushaltsarbeit (Yeates 2009: 40f.). Mit dem Begriff wird das Zusammenwirken unterschiedlicher Phänomene, wie Globalisierung, Feminisierung der Migration, Gender-Beziehungen, Care und emotionale Arbeit in kapitalistischen Arbeitsverhältnissen beschrieben und verknüpft. Hochschild geht es dabei um die Kommerzialisierung von Care-Arbeit² in der ‚Ersten Welt‘, in der Versorgungs- und Familienarbeit an Migrantinnen „weitergereicht“ werden, die ihrerseits einen Teil ihres Einkommens für die Versorgung der eigenen Familie ausgeben (müssen). Dieses Tauschverhältnis verursacht einen *Care-Gewinn* im Aufnahmeland, einen *Care-Abzug* im Entsendeland und fördert die Fortschreibung sozialer Ungleichheit im globalen Maßstab (Hochschild 2003: 186f.). Als Gewinner dieser Situation betrachtet Hochschild die Familien am oberen Ende der globalen *care chain*, die Care-Arbeit kaufen und zudem von einem „emotionalen Mehrwert“ profitieren können. Als Verlierer seien dagegen die Familienangehörigen am unteren Ende der Versorgungskette zu betrachten, zurückgelassene Kinder und pflegebedürftige alte

1 Das Projekt (Laufzeit 2007–2010) wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert.

2 Der englische Begriff ist schwer ins Deutsche zu übersetzen, da in Deutschland Pflegearbeit primär mit alten Menschen in Verbindung gebracht wird und die Versorgung, Betreuung und Erziehung von Kindern darin fehlt.

Menschen in den Entsendeländern, die den sozialen und emotionalen Preis für das Care-Defizit bezahlen.

Diese kritisch-feministische Betrachtungsweise weist einen von ÖkonomInnen vertretenen einflussreichen Standpunkt zurück, demzufolge globale Care-Migration die wirtschaftliche Aufwärtsmobilität der Migrantinnen und ihrer Angehörigen fördert; hier wird eine Win-win-Situation identifiziert, die auf beiden Seiten Gewinner generiert (Hochschild 2003: 195).

Eine dritte, konservative Position zur *care chain*, die sowohl in den Entsende- und in den Aufnahmeländern zu finden ist, besteht in der Aufforderung an Frauen, über ihren beruflichen Ambitionen ihre traditionellen Aufgaben als Mütter und Ehefrauen nicht zu vernachlässigen.

Betrachtet man die aktuelle politische Debatte über „Migration und Entwicklung“, die insbesondere von MakroökonomInnen mächtiger, globaler Institutionen wie der Weltbank geführt wird, dann scheint momentan die zweite Position an Einfluss zu gewinnen: Demnach sind die Remissionen der MigrantInnen in ihre Heimatländer als wichtigster Motor für die Entwicklung ihrer Herkunftsregionen zu betrachten (vgl. z. B. den OECD-Bericht von Dayton-Johnson et al. 2007). Nun ist dieser Standpunkt angesichts der Tatsache, dass der Devisenimport durch Überweisungen für einige Volkswirtschaften die wichtigste Einnahmeressource ist, durchaus nachvollziehbar. Allerdings stellt sich die Frage, welche sozialen Kosten für die beteiligten Personen, die Migrantinnen und ihre Familien, entstehen. Wie also wirkt sich das Care-Defizit auf die nationalen Sozialpolitiken der Entsendeländer aus? Wird das Thema der durch Migration verursachten (zeitweisen) Abwesenheit der Eltern in der Öffentlichkeit dieser Länder verhandelt? Wenn ja, wie? Wie sehen die Migrantinnen selbst ihre Rolle als transnationale Mütter und wie gehen die betroffenen Kinder, Ehepartner oder (Groß-)Eltern damit um?

Transnationale Elternschaft und zurückbleibende Kinder

In neueren Studien zum Thema Elternschaft beziehungsweise Mutterschaft aus der Distanz, die sich vor allem mit der Situation der zurückgelassenen Kinder beschäftigen, lassen sich drei Argumentationsstränge unterscheiden:

1. Studien, die die positiven Effekte der Migration der Eltern in den Blick nehmen und auf einen positiven Zusammenhang zwischen dem Schulerfolg nicht-migrierter Kinder und deren finanzieller Unterstützung durch ihre Eltern verweisen (vgl. Nicholas 2008).
2. Forschungen, die eher die negativen Effekte des *care drain* betonen, insbesondere die Konsequenzen der Abwesenheit von Müttern minderjähriger Kinder (vgl. Parreñas 2005; Gamburd 2000; Phoenix 2009).
3. Studien, die den Standpunkt vertreten, dass die Folgen transnationaler Mutterschaft/ Elternschaft sich weder als ausschließlich negativ noch als ausschließlich positiv charakterisieren lassen.

Vielmehr, so die Soziologinnen Hondagneu-Sotelo/Avila (1997) sowie ansatzweise auch Parreñas (2005), müsse jede seriöse Bewertung multiple Faktoren berücksichtigen; so etwa

den Zusammenhang zwischen den vor Ort organisierten Betreuungsarrangements und den damit verbundenen Effekten für die Kinder transnationaler Familien, aber auch die Geschlechterbeziehungen, die bei diesen Arrangements eine zentrale Rolle spielen, sowie die Frage danach, wie die primäre Verantwortung für Care-Arbeit intra- und extrafamiliär (um-)verteilt wird. Insgesamt deuten diese Studien darauf hin, dass Geschlechternormen und -ideologien, die in direktem Zusammenhang mit vergeschlechtlichter Arbeitsverteilung stehen, in den jeweiligen Entsendeländern für die Betreuungsarrangements in transnationalen Familien von großer Bedeutung sind. Zugleich ist auch hervorzuheben, dass in vielen Aufnahmeländern die Mitnahme der Kinder im Zuge von Familienzusammenführung rechtlich nicht möglich oder praktisch nicht zu realisieren ist, etwa dort, wo die Frauen als live-in im Haushalt ihrer ArbeitgeberIn wohnen und keine eigene Haushaltsführung vorgesehen ist. Die Migrationsregime der Aufnahmeländer sind demnach ebenfalls von großer Bedeutung für die Betrachtung des Phänomens transnationale Eltern/Mutterschaft.

Unter den empirischen Studien, die sich bislang mit *care chains* befasst haben, sind trotz des steigenden öffentlichen Interesses an migrantischen Care-Arbeiterinnen aus Osteuropa nur wenige, die sich mit zurückbleibenden Kindern und älteren Familienangehörigen in dieser Region beschäftigen (etwa Walczak 2008; Urbańska 2009; Metz-Göckel/Münst/Katwa 2010). Die Studie „Landscapes of Care Drain“ hat sich also einer Forschungslücke angenommen.

Der Präsentation der Ergebnisse stellen wir eine kurze Information über die Migrationsentwicklung der beiden Entsendeländer Polen und Ukraine voran.

Die aktuelle Erwerbsmigration aus der Ukraine und Polen

Arbeitsemigration hat in Polen und in der Ukraine eine lange Tradition. Im 19. Jahrhundert fanden Wanderungsbewegungen aus der Ukraine nach Kanada und aus Polen in die USA sowie saisonale Migration im Landwirtschaftssektor von Polen nach Deutschland statt. Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Fluchtmigration aus Ländern des sozialistischen Blocks in den Westen der prototypische Fall, in der Regel eine Emigration „ohne Rückfahrkarte“. Saisonal bedingte und kurzfristige Erwerbsmigration fand innerhalb des sozialistischen Blocks (etwa von Polen in die DDR) statt. Nach 1989 hat sich dieses Migrationsmuster durch die Liberalisierung der Grenzregime stark verändert; zur dominanten Form entwickelte sich die transnationale Arbeitsmigration, in deren Folge MigrantInnen nicht mehr gemeinsam mit ihren Familien migrieren, sondern in einer Pendelbewegung im wöchentlichen oder mehrmonatigen Rhythmus wandern und ihre Familienmitglieder zurücklassen. Neu ist ebenfalls das Phänomen der „feminisierten Migration“, das sich vor allem auf den Haushaltsarbeits- und Pflegesektor bezieht (siehe Lutz 2007; Rerrich 2006). Zeitgleich zu dieser Entwicklung vollzog sich in Polen wie in vielen osteuropäischen Ländern eine ökonomische Transformation, in deren Folge Frauen stärker von Arbeitslosigkeit betroffen waren als Männer (Katwa 2007: 208f., van Klaveren et al. 2010). Seit den 1990er Jahren arbeiten immer mehr polnische Migrantinnen in deutschen, belgischen, italienischen, spanischen, portugiesischen, niederländischen oder englischen Haushalten als Reinigungskräfte, in der Kinderbetreuung und in der Pflege von alten Menschen. Zugleich begannen ukrainische Migrantinnen in Privathaushalten in Polen, Italien, Spanien oder Portugal zu arbeiten. Wegen der geo-

grafischen Nähe war und ist Polen ein attraktives Zielland für ukrainische Frauen; sie stellen das größte Kontingent der Migrantinnen in Polen (Kępińska 2007: 21f., Kicing 2005) und die Mehrheit der migrantischen Haushaltsarbeiterinnen, die von ca. 10 % aller polnischen Privathaushalte der Mittelschicht beschäftigt werden (Golinowska et al. 2004: 188). Polen und die Westukraine sind darüber hinaus durch eine gemeinsame Geschichte sowie enge soziale und kulturelle Beziehungen verbunden. In den vergangenen 10 Jahren sind in kurzer Zeit auch Mittelmeerländer wie Italien, Portugal und Spanien zu wichtigen Aufnahmeländern für Ukrainerinnen avanciert.³

Die zunehmende weibliche Erwerbsmigration aus der Ukraine und Polen hat in beiden Ländern zu medialen Debatten über die Abwesenheit von Eltern, vor allem aber von Müttern, geführt, die in unserem Untersuchungszeitraum virulent waren. Für unsere Studie ergab sich daraus ein brisanter Widerspruch zwischen der Alltagsbeschreibung der „Normalität“ der Migration durch die betroffenen Migrantinnen und ihre Familien einerseits und die Skandalisierung dieser Situation in den öffentlich geführten Diskursen andererseits.

2 Öffentliche Diskurse über abwesende Eltern und „verlassene“ Kinder in Polen und der Ukraine⁴

In den Zeitraum unserer Untersuchung fiel in beiden Entsendeländern eine öffentliche Debatte über ‚zurückgelassene Kinder‘. Erstaunlicherweise waren weder in Polen noch in der Ukraine die Auswirkungen der Erwerbsmigration auf zurückbleibende Familienmitglieder in den späten 1990er und den frühen 2000er Jahren ein wesentliches Thema in der landesweiten Presse. Dies änderte sich erst in den Jahren 2007/2008, als in beiden Ländern das totale Schweigen in lebhaftes Interesse umschlug.⁵

Als Anlass der intensiven Mediendebatte sind auf nationaler Ebene zwei Ereignisse zu identifizieren: In der Ukraine initiierte die Nichtregierungsorganisation (NRO) ‚La Strada Ukraine‘ 2007 eine Studie über die Kinder von ErwerbsmigrantInnen und einen Literaturwettbewerb mit dem Titel ‚Kinder von MigrantInnen über sich selbst, das Leben in der Ukraine und im Ausland – Träume und Wünsche‘, die im Frühjahr 2008 gestartet wurde. Auf der Basis dieser Ergebnisse setzten andere NROs wie ‚Open Ukraine‘ sowie ‚Ukraine 3000‘ und Politiker dieses Thema auf ihre Agenda. In Polen starteten Ende 2007 zwei NROs (*Fundacja Prawo Europejskie* und *Instytut Europejski*) eine Untersuchung über die Auswirkung der Erwerbsmigration auf Familien, insbesondere auf Kinder, von den AutorInnen (vgl. Mikula 2008: 3) wurden letztere als ‚Euro-Waisen‘

3 Laut IOM (2008) beträgt die Zahl aller Migranten (männlich und weiblich) aus der Ukraine in Polen über 450 000, in Italien 500 000, in Spanien 250 000, in Portugal 75 000.

4 Datengrundlage war die Analyse der medialen Diskurse in Polen und der Ukraine zu den Themen Migration, transnationale Erziehung und Care. Dabei wurden 181 Artikel der polnischen und 559 der ukrainischen Presse aus einem Zehnjahreszeitraum (1997–2007/2008) analysiert. Für Polen wählten wir die beiden Tageszeitungen *Gazeta Wyborcza* und *Rzeczpospolita*, das Boulevardblatt *Super Express* und die regionale Tageszeitung *Nowa Trybuna Opolska*, für die Ukraine die landesweiten Tageszeitungen *Fakty i Komentarz*, *Ukraina Moloda* sowie die regionale Tageszeitung *Lvivskaja Gazeta* und die kostenlose Tageszeitung *15 Minut*.

5 Gleiches gilt im Übrigen für den migrationswissenschaftlichen Diskurs.

bezeichnet, ein Neologismus, der sich schnell zu einer neuen Diskursfigur entwickelte. Zur gleichen Zeit gab der polnische Kinderbeauftragte eine repräsentative Studie in Auftrag, die sich mit den Auswirkungen der Migration von Eltern auf das Verhalten und den Schulerfolg ihrer Kinder beschäftigt (Walczak 2008).

In beiden Ländern lässt sich als Ergebnis der Analyse eine starke Tendenz zur Skandalisierung der Abwesenheit von Eltern, insbesondere von Müttern, erkennen. Wir identifizieren hier ein Muster, das der Diskurslogik des *naming, blaming and shaming* folgt, bald subsumiert unter der emblematischen Figur der ‚Euro-Waisen‘ (Polen). Mit diesem polymorphen, stark normativ abwertenden Begriff werden Kinder von MigrantInnen als schutzlos zurückgelassene Quasi-Waisen identifiziert, deren Eltern in Richtung „Europa“ verschwunden sind, womit gleichzeitig suggeriert wird, dass diese Kinder als Opfer der elterlichen Jagd auf Euros zu betrachten sind.⁶ Der Begriff taucht seit dieser Zeit in nahezu allen Presseartikeln und schließlich auch in wissenschaftlichen Artikeln auf (z. B. Mikoła 2008), ohne je klar definiert oder kritisch reflektiert zu werden. Dabei geht es keineswegs um elternlose Kinder, sondern um solche, die in Polen bei einem Elternteil oder einer sie betreuenden Bezugsperson leben.

In der Ukraine hatte die Regionalpresse im westlichen Teil des Landes, der im Gegensatz zum Osten stark von weiblicher Erwerbsmigration betroffen ist, bereits 2005 den entsprechenden Begriff „soziale Waisen“ geprägt, der jedoch erst 2008 landesweite Aufmerksamkeit erregte. Es handelt sich um einen pädagogischen Terminus, der zur Beschreibung von Kinderarmut, der Situation von Straßenkindern und verlassenen Kindern verwendet wird. Der Begriff ‚soziale Waisen‘ beschreibt wie ‚Euro-Waisen‘ einen Zustand der Quasi-Verwaisung. Diese Figuration bezieht ihre Stärke aus Skandalberichten, nach denen Eltern, die nach „Europa“ migrieren, ihre Kinder in Heimen hinterlassen. Charakteristisch für beide Länder ist die Anführung von hohen Zahlen, die suggerieren, dass es sich um ein unterschätztes Massenphänomen handelt. In der Ukraine zirkuliert in den meisten Pressetiteln eine Zahl von 7,5 bis 9 Millionen zurückgelassener Kinder, die sich letztendlich auf eine Schätzung der Anzahl der im Ausland arbeitenden UkrainerInnen – 7 Millionen – zurückführen lässt, von denen angeblich lediglich 6 % kinderlos seien (*Lvivskaja Gazeta*, 05.07.2006).

In Polen wurde die Anzahl der betroffenen Kinder mit 110 000 angegeben. Auch diese Angabe muss als ‚magische Zahl‘ charakterisiert werden, da lange Zeit keine verlässlichen Daten vorlagen.⁷

Für beide Länder lässt sich feststellen, dass Datenangaben in der Presse weniger der Abbildung einer Problemlage dienen, als vielmehr der Skandalisierung des Phänomens.

Insgesamt lassen sich in diesem Diskurs Inkonsistenzen erkennen: So war etwa in Polen die Erwerbsmigration in westliche EU-Länder lange Zeit als Erfolgsgeschichte porträtiert und die sozialen Kosten waren eher verschwiegen worden. Im Zuge der Debatte über die ‚Euro-Waisen‘ verschob sich die Argumentation in genau die gegenteilige Richtung des ‚Mother-blaming‘, einer Beschuldigung der Mütter, ihre familiären Verpflichtungen zu vernachlässigen. Zwei Beispiele zur Illustration:

6 Angeblich stammt der Begriff von polnischen PsychologInnen, in deren Praxen sich immer mehr Kinder von MigrantInnen einfanden.

7 Die Studie von Walczak (2008), die Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 9 und 18 Jahren berücksichtigt, kommt zu dem Ergebnis, dass 3 000–6 000 MigrantInnenkinder länger als ein Jahr lang von beiden Eltern getrennt leben (Walczak 2008: 32).

„Der 15-jährige Maciek wanderte drei Tage lang durch die Straßen, schlief bei Freunden. Die Polizei, seine Lehrer und sein Vater suchten nach ihm. Nicht aber seine Mutter, die das Land verlassen hatte, um zu arbeiten.“ (*Gazeta Wyborcza*, 12.05.2008)

„Bartek schlüpft in die Ärmel einer Bluse, die die Mutter zurückgelassen hat, und schläft ein. Der weiche Stoff riecht wie Joanna. [...] Er zieht die Bluse an und wickelt die Ärmel um sich, als ob sie ihn umarmen würde. Wenn er die Wärme und den Geruch spürt, tut sein Bauch nicht mehr weh.“ (*Rzeczpospolita*, 22.01.2008)

In beiden Fällen werden die Frauen keineswegs direkt an den Pranger gestellt, sondern ihre Abwesenheit wird über die Beschreibung der emotionalen Probleme ihrer Kinder dramatisiert.

In der Ukraine ergibt sich ein vergleichbares Bild. Während männliche Migration schon zu Zeiten der Sowjetunion als normal galt, wird die weibliche Migration als abweichend konstruiert. Eine extreme Version dieses Bildes, die Gleichsetzung von Migrantinnen mit „Prostituierten“ durch den ehemaligen ukrainischen Präsidenten Kutschma, zeigt dies besonders gut. Kutschma bezeichnete 2002 auf einer Dienstreise nach Italien die in Italien arbeitenden ukrainischen Migrantinnen als „Prostituierte“; „anständige Frauen“, so Kutschma, bleiben zu Hause. Von diesen Äußerungen erfuhr die Öffentlichkeit in der Ukraine erst viele Jahre später, als prominente Politiker wie Tymoschenko (siehe *Ukraina Moloda*, 20.09.2007) oder Juschtschenko (siehe *UM*, 11.10.2008) sich kritisch mit diesen Äußerungen auseinandersetzten. Die Vertreter dieses „orangenen Blocks“ benannten, ähnlich der früheren Debatte in Polen, diese Migrantinnen als aktive, moderne Individuen, die das Land brauche. Dieses Beispiel illustriert nicht nur die Transnationalisierung öffentlicher Diskurse, sondern belegt auch deren Instrumentalisierung (zu Wahlkampfzwecken etc.). Festzustellen bleibt, dass die Diskursfigur des ‚verwaisten Kindes‘ mittlerweile in beiden Ländern in die politischen Debatten aufgenommen wurde und auch in Nachbarländern mittlerweile eine große Rolle spielt (etwa Rumänien und Litauen). Die staatliche Reaktion beschränkt sich bislang auf die Diskussion über den Einsatz von Ausreiserestrictionen für die betroffenen Frauen (Ukraine und Rumänien); die entsprechenden Gesetzesentwürfe sind allerdings bis dato noch nicht umgesetzt worden.⁸

3 Charakteristika von Care-Arrangements und ihre Folgen in Polen und der Ukraine

Care-Arrangements im Rahmen unserer Forschung zu untersuchen, hieß in erster Linie, danach zu fragen, wie der Ersatz für die Betreuung durch die Mutter in der Herkunftsfamilie organisiert wird. Dabei ging es insbesondere um die Um-/Neuverteilung geschlechterspezifischer Aufgaben. Wir betrachten hier zunächst die von uns beobachteten Arrangements und überprüfen, ob sich dabei wiederkehrende Muster identifizieren lassen.⁹

8 Im Mai 2010 verabschiedete das ukrainische Parlament lediglich das sog. Feldman-Gesetz, aufgrund dessen ArbeitsmigrantInnen für die Zeit ihrer Abwesenheit eine temporäre Vormundschaft für ihre Kinder beantragen können.

9 Unsere Daten bestehen aus 22 narrativen biografischen Interviews mit polnischen und ukrainischen Migrantinnen und 41 teilstandardisierten Interviews mit Familienmitgliedern (Ehemännern, Großeltern, Kindern, Freunden), die in Deutschland, Polen und der Ukraine geführt wurden.

3.1 Betreuungsmuster: zurückbleibende Väter

Unter den zurückbleibenden Vätern lassen sich drei Typen unterscheiden, 1. die Aufgabenverteilung zwischen Vätern und Großmüttern, 2. Rückzug des Vaters aus der Betreuung, 3. der Vater als primärer Betreuer.

„Marek“ repräsentiert den ersten und am weitesten verbreiteten Typus eines Vaters, der sich die Betreuung seines Kindes mit einer anderen Person teilt. Bevor Marek den Weg zur Arbeit antritt, trifft seine Schwiegermutter ein, trinkt mit ihm eine Tasse Kaffee und übernimmt dann die Betreuung ihres 8-jährigen Enkels: Sie bereitet ihm das Frühstück, zieht ihn an, bringt ihn zur Schule und holt ihn wieder ab; sie kocht das Essen für die gesamte Familie und beschäftigt sich mit dem Enkel, bis sein Vater von der Arbeit zurückkehrt; danach tätigt Marek Einkäufe und wäscht die Wäsche, spielt Computerspiele mit seinem Sohn und überprüft seine Hausaufgaben.

Im Gegensatz zu diesem Fall zieht sich Jakob, der Repräsentant des zweiten Typus, vollständig aus der Betreuung seines 6-jährigen Sohnes zurück. Er rechtfertigt dies mit dem Hinweis auf die zeitaufwändige Führung eines eigenen Unternehmens. Kontakt zu seinem Sohn hat er nur wöchentlich, und zwar immer dann, wenn er seine eigene Mutter oder die Schwiegermutter besucht, die abwechselnd im sechswöchigen Rhythmus die Betreuung des Enkels übernehmen. Jakob ist ein „abwesender“ Vater, der seinen Sohn zwar finanziell unterstützt, jedoch nur dann, wenn seine Frau aus Deutschland zurückkommt, bei seiner Familie lebt. Ein solcher Rückzug von Vätern aus der Betreuung findet auch dort statt, wo Eltern getrennt leben oder geschieden sind und die Mutter den Status einer Alleinerziehenden einnimmt. Laut einer polnischen quantitativen Studie beträgt der Anteil von „Familien mit einem Elternteil“ etwa 10 % aller MigrantInnenfamilien (siehe Walczak 2008: 6).

Paweł ist unser Beispiel für den dritten Typus: Um 4 Uhr morgens bricht er zur Arbeit auf, um 7 Uhr weckt er telefonisch vom Arbeitsplatz aus seinen 12-jährigen Sohn. Später ruft er ihn erneut an, um zu prüfen, ob er den Hund ausgeführt hat; am frühen Nachmittag ruft er ein letztes Mal an, um sicherzugehen, dass der Sohn wohlbehalten aus der Schule zurückgekehrt ist. In Notfällen kann sich der Junge, der einen äußerst selbstständigen Eindruck macht, an Nachbarn wenden. Nach der Arbeit macht Paweł Einkäufe und beschäftigt sich mit den Hausaufgaben seines Sohnes. In unserem Sample hatten wir in der ukrainischen und der polnischen Stichprobe jeweils *einen* solchen Fall, ein Hinweis darauf, dass die Übernahme von weiblich vergeschlechtlichter Care-Arbeit in den Herkunftsländern eher als eine Ausnahme betrachtet werden muss.

Bereits beim ersten Blick auf die vorgefundenen Typen der väterlichen Kinderbetreuung fällt auf, dass in Familien mit zwei Elternteilen, in denen die Mutter migriert, Väter die Betreuung ihrer Kinder in einem hohen Maß weiblichen Verwandten, vorrangig den Großmüttern, überlassen. Diese Strategie der Teilung bzw. der Übertragung der Care-Arbeit auf weibliche Personen aus dem sozialen Umfeld finden wir nicht nur in Polen, sondern auch bei deutschen Familien alleinerziehender erwerbstätiger Väter (vgl. Stiehler 2000: 131f.) bzw. berufstätigen Elternpaaren mit atypischen Arbeitsverhältnissen (hier mit extensiver räumlicher und zeitlicher Flexibilität) (vgl. Jurczyk et al. 2009: 235ff.; Ludwig et al. 2002). Angesichts fehlender Infrastrukturangebote greifen diese in der Regel sowohl auf die informelle Unterstützung von Familienmitgliedern

und Bekannten zurück sowie auf Migrantinnen (siehe die entsprechenden Beispiele in Lutz 2007).

Studien über alleinerziehende Eltern in Deutschland und in Polen verweisen auf Übereinstimmungen beim geschlechtsspezifischen Umgang mit der Vereinbarkeitsfrage. So sind deutsche alleinerziehende Väter – im Gegensatz zu alleinerziehenden Müttern – primäre „Erwerbspersonen“; 90 % sind berufstätig, die meisten in Vollzeit (im Gegensatz hierzu sind 70 % der Frauen berufstätig, dazu oft in Teilzeit). Für Polen gilt, dass im Gegensatz zu den Ehefrauen männlicher Migranten zurückbleibende Väter ihre Erwerbsarbeit in der Regel nicht aufgeben, wenn die Frauen migrieren (Wóycicka/Rurarz 2007: 294), sondern sich, wie oben beschrieben, die Care-Arbeit teilen.

In beiden Ländern scheint dieses Verhalten nicht nur eine Frage des ökonomischen Kalküls zu sein, sondern ebenso ein Ausdruck der kulturellen vergeschlechtlichten Kodierung der Arbeitsteilung: Care-Arbeit bleibt ‚weiblich‘, selbst wenn Frauen ‚männliche‘ Erwerbsarbeit übernehmen (Matzner 2007: 229; Grunow 2007).

Bei der praktizierten Vaterschaft zeigt sich in unserer Studie typenübergreifend, dass betreuende Väter oft Schwierigkeiten haben, die durch einen Mangel an (emotionaler) Betreuungskompetenz verursacht werden: Ein Vater etwa bezeichnet seinen Sohn als eine „Heulsuse“. Auf die Frage, wie er gewöhnlich reagiere, antwortet er:

„Ich habe einfach die Tür zugemacht oder bin rausgegangen, um eine Zigarette zu rauchen oder so was. Aber als er immer noch nicht aufhören wollte, habe ich ihm auch eine geklatscht ... und fertig.“

Diese Reaktion ist aus der Debatte über traditionelle männliche Erziehungsstile wohlbekannt; sie zeigt nicht nur, dass Väter, die gelernt haben, Tränen als Zeichen von Hilflosigkeit zu unterdrücken, dieses Muster oft auf die nächste Generation übertragen, indem sie emotionale Äußerungen ihrer Söhne negativ sanktionieren. Die gegenwärtige Vaterschaftsforschung belegt zwar, dass es die ‚eine männliche Erziehung‘ nicht gibt, sondern dass Vaterschaft jeweils in einem sozialen und zeitlichen Kontext sowie entlang der individuellen Differenzen, wie Alter, Einkommen, Klasse, Ethnizität, biografische Erfahrungen, zu erforschen ist (Edwards et al. 2009). Dennoch zeigen einschlägige Studien, dass die ‚männliche‘ Erziehung mit ihrem charakteristischen Habitus der physischen und emotionalen Unabhängigkeit, Risikobereitschaft und dem bevorzugten Umgang mit Kindern in Form von Spielen und Sport zwar in allen möglichen Variationen, jedoch über alle Differenzlinien – Klasse, Ethnizität, Alter – hinweg stets eine Rolle spielt (Duncan/Edwards 1999; Doucet 2010; Doucet 2006).

Dabei sind sich auch einige Väter in unserem Sample durchaus bewusst, dass von ihnen erwartet wird, die abwesende Mutter zu „ersetzen“. So äußert sich ein Vater folgendermaßen:

„Es ist so, als wenn man das Kind zum ersten Mal zum Kindergarten schickt. Am ersten Tag gefällt es ihm, am zweiten wird er neugierig, am dritten wird alles verdächtig und am vierten weint er ... Also, als er das begriffen hat, dass Mama nicht da ist, da gab es eine kleine Krise. Und das passiert immer noch ab und zu. Nicht – regelmäßig, aber – wenn er traurig wird. Und ein Mal meinte er sogar, dass das alles wegen dieser – blöden – Arbeit, dass Mama dahin fahren muss und dass keiner ihn liebt. Das sind Probleme eines Kindes.“

Viele Väter fühlen sich überfordert und verfügen nicht über die notwendigen Bewältigungsstrategien oder finden die entsprechende Beratung auch nicht in ihrem Umfeld.

Aus diesen Analysen leiten wir die These ab, dass Geschlechternormen, in diesem Fall traditionelle Wahrnehmungen geschlechtsspezifischer Bewältigungsstrategien, Betreuungskompetenzen und Verantwortlichkeiten, tief verankert sind und nicht automatisch von der Kraft des Faktischen verändert werden: Ein Rollenwechsel, bei dem der Vater die Mutterrolle übernimmt, gehört keineswegs zu den Automatismen einer Situation, in der Mütter zu Ernährerinnen ihrer Familien werden.¹⁰ Rollenwechsel wurden bislang selten in Bezug auf männliche Migration diskutiert, die Abwesenheit von Vätern scheint insgesamt als „natürlich“ oder akzeptabel wahrgenommen zu werden; erst mit der Migration der Mütter wurde die ‚Fragmentierung von Familien‘ problematisiert. Während aus zahlreichen Fallstudien der Migrationsforschung bekannt ist, dass Mütter in Familien mit abwesenden Vätern solche Situationen schon vor Jahrzehnten bewältigen mussten (Abadan-Unat 1985), wird die Situation in Bezug auf abwesende Mütter neu und anders beurteilt.

Als Folge solcher Fragmentierungsprozesse beschreiben Rhacel Parreñas (2005) für die Philippinen und Michele Gamburd (2000) für Sri Lanka, dass bei einigen zurückbleibenden Ehemännern und Vätern sozial abweichendes Verhalten festzustellen sei, eine Beobachtung, die auch durch unsere Studie bestätigt wird: In mehreren Familien in Polen und in der Ukraine wurde Alkoholmissbrauch und Vernachlässigung der Versorgungspflichten konstatiert. In einigen Fällen führte dies dazu, dass nicht die Väter ihre Kinder betreuten, sondern halberwachsene Töchter die Versorgung ihrer Väter übernommen haben.

Schließlich ist hier festzuhalten, dass in unserer Studie Hinweise auf eine „Krise des männlichen Selbstverständnisses“ zu konstatieren sind (siehe dazu auch Lutz 2007: 167). Ehemänner und Väter verlieren nicht nur ihre traditionelle Ernährerfunktion, sondern sie gewinnen selbst dann kein soziales Prestige, wenn sie die Rolle der betreuenden Mutter übernehmen, da ein solcher Wechsel der Genderkodierung tendenziell mit einem Statusverlust verbunden ist. Trotz vieler Unterschiede gilt – wie bereits gesagt – diese Beobachtung nicht nur für die Entsende-, sondern auch für die Aufnahmegesellschaften. Selbst Studien über die „neue Vaterschaft“ (z. B. Mühling/Rost 2007; Bereswill et al. 2006; Edwards/Doucat/Furstenberg 2009) zeigen, dass das Engagement der Väter bei der Betreuung von Kindern zwar konstant wächst, die Rhetorik der aktiven Vaterschaft und die Alltagspraxis jedoch immer noch weit auseinanderklaffen. Wie eingangs erwähnt, tun sich die Väter schwer, ihre Rolle als Erwerbssperson zu minimieren. Auch die sogenannten „neuen Väter“, die sich inzwischen nicht nur als *breadwinner*, sondern auch als *carer* sehen, sind weiterhin zwischen traditionellen und modernen Identitäten, Normen und Institutionen hin- und hergerissen. Für die hier relevanten Entsendeländer Polen und Ukraine muss festgehalten werden, dass die partnerschaftlichen Elternschaftsmodelle zwar verbal gewünscht, aber nicht im Alltag gelebt werden – was sich nicht nur in unseren Interviews, sondern auch in einschlägigen Umfragen widerspiegelt (für Polen vgl. Metz-Göckel et al. 2010: 298ff.). Als hinderlich für diesen Wandel können familialistische Sozialpolitiken gesehen werden, die in Verbindung mit der familienunfreundlichen Arbeitsmarktpolitik

10 Diese Erkenntnis finden wir auch bei alleinerziehenden deutschen Vätern nach der Trennung von bzw. dem Tod der Mutter. Sowohl die Väter selber wie auch ihr soziales Umfeld nehmen diese Familienform als defizitär, „abartig“ und „exotisch“ wahr (Matzner 2007: 236f.).

(u. a. Frauendiskriminierung) die Familienarbeit zu einer ‚Frauensache‘ machen (Plo-mien 2009; Szelewa/Polakowski 2008). Hinzu kommt – nicht nur in Polen – die Kultur der ‚starken Mutterschaft‘ (vgl. für westliche Gesellschaften Hays 1996; Badinter 2010), die sich im Topos der ‚Mutter Polin‘, die ihre eigenen Bedürfnisse grundsätzlich für die Familie opfert, spiegelt (Marody/Giza-Poleszczuk 2000). Diese auch in sozialistischen Zeiten trotz hoher Berufstätigkeit der Frauen gelebte Norm der Mutterschaft wird durch die Re-Familialisierung der Sozialpolitiken nach 1989 weiter gefördert, was die Handlungsspielräume der neuen Väter Osteuropas deutlich einschränkt.

3.2 Betreuungsmuster: zurückbleibende Großmütter

Wie bereits erwähnt, wird in den meisten von uns untersuchten Familien die Care-Arbeit auf andere weibliche Personen („Ersatzmütter“), insbesondere Großmütter, umverteilt: „Ohne all diese Großmütter würde das Leben in solchen Familien überhaupt nicht funktionieren“, sagte ein Informant. Großmütter fungieren nicht nur als Betreuerinnen für die Kinder, sondern auch als Supervisorinnen für junge Väter, um die „man sich kümmern muss“.

Die meisten Großmütter werden von den Migrantinnen als hingebungsvolle Betreuerinnen beschrieben, auf die sie sich verlassen können. Allerdings scheint die Umverteilung der Mutterschaftsaufgaben nicht ohne Reibungsverluste zu verlaufen, denn in den Interviews wird von den betroffenen Großmüttern berichtet, dass sie sich physisch und psychisch oft nicht in der Lage sehen, ihrer Verantwortung gerecht zu werden (Krankheiten, fehlende Kondition usw.); als Generationsprobleme werden Kommunikationsprobleme mit ihren Enkelkindern beschrieben, die etwa in der Pubertät der Kinder auftreten oder durch die ‚digitale Lücke‘ im Alltagswissen verursacht werden: Sie können die elektronischen Freizeitaktivitäten der Kinder nicht supervisieren. Aus Sicht der Mütter werden die Kinder zu sehr verwöhnt und Großmütter können die schulischen Probleme der Kinder nicht adäquat lösen.

3.3 Betreuungsmuster: Freundinnen, weibliche Verwandte und Geschwisterversorgung

In einigen wenigen Familien fanden wir die Übernahme der Care-Arbeit durch Freundinnen der Mutter oder weibliche Verwandte. Diese Beziehungen werden jedoch oftmals als instabil erfahren, da die Betreuung durch eigene familiäre Verpflichtungen erschwert wird (insbesondere, wenn sie selbst kleine Kinder haben). Die von uns interviewten Ersatzbetreuerinnen berichteten von Erschöpfung und Stress, der aus der Übernahme von zu viel Verantwortung resultiere; damit sind etwa Autoritätsprobleme, besonders mit Kindern im Teenager-Alter, gemeint (Schulverweigerung, Diskothekbesuche etc.), wobei sich Kinder den Anordnungen der Ersatzmütter mit dem Hinweis auf ein nicht bestehendes biologisches Elternverhältnis widersetzen. Hier zeigt sich die Grenze sozialer Elternschaft in einem Kontext, der biologische Elternschaft als ‚natürlich‘ normalisiert. Neben Freundinnen und Nachbarinnen, die die permanente Betreuung von Kindern übernehmen, fanden wir auch solche, die regelmäßig oder gelegentlich bezahlt oder unbezahlt Hausaufgabenhilfe, Altenpflege oder Notfallhilfe übernehmen.

In überraschend vielen Fällen in unserem Sample wurde die Betreuung jüngerer Kinder zeitweise durch ältere Geschwister übernommen, wobei hier nicht selten die geschlechterspezifische Arbeitsteilung fortgesetzt wird und es so vor allem Mädchen sind, die in die Haushalts- und Care-Arbeit einbezogen werden.¹¹

Da in diesen Fällen die Eltern-Kind-Hierarchie fehlt oder zumindest undeutlich ist, sind die Älteren oft nicht in der Lage, die Rolle von „Quasi-Eltern“ zu bewältigen, und sind mit den von ihnen erwarteten Entscheidungen, jüngere Geschwister adäquat zu betreuen und finanzielle Angelegenheiten zu regeln, überfordert; auch fehlt ihnen die Zeit für sich selbst.

Zwischenergebnis

Festzuhalten bleibt die Tatsache, dass Care-Arbeit in der Mehrheit der von uns untersuchten Familien nicht zwischen den Geschlechtern, sondern zwischen weiblichen Personen umverteilt wird. Schlussendlich verändert sich die weibliche Genderkodierung dieser Arbeit nicht, sondern wird lediglich leicht verschoben.

In der Darstellung der (temporären) Abwesenheit der Mütter werden oftmals negative Auswirkungen auf die Familie konstatiert, die angeblich die Traumatisierung der Kinder bewirken (OSCE 2009). Hiermit verbunden ist die bekannte Figuration, Müttern die Vernachlässigung ihrer Kinder anzulasten, die im Konnex mit einem konservativen Familienmodell auch in den öffentlichen und politischen Debatten der Entsende- und Aufnahmeländer zu finden sind. Kritische (feministische) ForscherInnen haben allerdings dieser Form der „Naturalisierung“ widersprochen und darauf verwiesen, dass „Mutterschaft“ (*mothering*) verschiedene Formen des *Sorgens um* und des *Sorgens für* Kinder annehmen kann und neben lokal fixierter, biologischer Mutterschaft historisch auch lange schon die Mutterschaft aus der Distanz beziehungsweise „transnationale Mutterschaft“ als eine Option der Versorgungskompetenz existiert (für einen Überblick siehe Lutz 2007: 125ff.). „Mutterschaft aus der Distanz“ ist eine Betreuungsform, bei der die Migration der Mütter nicht von vornherein als verwerflich betrachtet wird, sondern Kosten und Nutzen ex ante bewertet werden. Um beurteilen zu können, welche unterschiedlichen Kontexte in diesem Zusammenhang wirksam sind (siehe auch Zentgraf/Chinchilla 2008: 325), haben wir uns mit dem *doing family* der Mütter über geografische Distanzen hinweg beschäftigt.

3.4 Mutterschaft aus der Distanz: Skype-mothering

Diese Form der Mutterschaft stellt sich als sensible Kombination und Koordination von Abwesenheit und Nähe sowie von Emotionsmanagement dar und bedient sich eines wichtigen Instruments, der neuen Informationstechnologien. So ist aufgrund der niedrigen Kosten von Auslandstelefongesprächen oder per Internet (z. B. über den Internet-Telefonie-Anbieter Skype) für polnische Care-Arbeiterinnen die tägliche Kommunikation

11 Dass auch dies kein typisch osteuropäisches Phänomen ist, zeigt eine deutsche Studie über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf bei berufstätigen Eltern mit „atypischen Arbeitsverhältnissen“ (Jurczyk et al. 2009: 235f.). Diese Strategie wurde vorwiegend in Ostdeutschland vorgefunden. Die AutorInnen führen dies auf die spezifischen ostdeutschen demografischen Strukturen zurück, in denen es mehr Kinder gibt und zwischen diesen teilweise ein Altersunterschied von 8–10 Jahren liegt, was mit der politischen Wende in der DDR einhergegangen sei.

mit ihren Familien zum Normalfall geworden. Mütter sprechen mit ihren Kindern, Müttern und Ehemännern ausführlich über Belange des Alltagslebens. Dieser unbeschränkte Kontakt im virtuellen Raum hat die Qualität der transnationalen Mutterschaft stark verändert, denn Mütter sind stets über Angelegenheiten zuhause informiert, Kinder können ihre Mütter selbstgeleitet kontaktieren. So gelingt es Familienmitgliedern, trotz räumlicher Trennung ihre jeweiligen Befindlichkeiten und Gefühle auszudrücken. Die von uns interviewten Paare schicken einander ‚Liebesbotschaften‘, Frauen ermöglichen ihrem zurückgebliebenen Ehemann, seine Beschützerrolle zu kontinuieren, indem sie ihn per SMS wissen lassen, dass sie am Arbeitsort unterwegs sind und ihren Zielort sicher erreicht haben; Kinder und Mütter beteuern sich gegenseitig, dass sie einander vermissen. Eine Weiterentwicklung dieser Art von Kommunikation ist die verbreitete Hard- und Software für die Internetkommunikation: Die migrierte Mutter und ihre Familienmitglieder verfügen an beiden Endpunkten über Computer und Webcams, mit deren Hilfe Alltagsentscheidungen getroffen werden (die richtige Farbe für die neue Küche); selbst Hausaufgaben der Kinder werden per Skype supervisiert und kontrolliert. Diese Beispiele zeigen, dass und wie als Praxis des doing-gender/doing-family über das Internet transnationale Mutterschaft im Alltagsleben entsteht.

Allerdings stoßen solche Fernkontakte an Grenzen, selbst dann, wenn alle Beteiligten scheinbar in dieser Form der Telekommunikation sozialisiert sind. Denn obwohl die Anrufe häufig stattfinden und sich beide Seiten an sie gewöhnen, betrachtete keine der von uns interviewten Personen diese virtuellen Kontakte als einen gleichwertigen Ersatz für physische Anwesenheit und Nähe: Kinder betonten, wie gern sie die Mutter bei sich hätten oder „mit Mutter nach draußen gehen würden, wie die anderen Kinder“, für sehr kleine Kinder sind Telefongespräche keine Option und für introvertiertere Kinder kann der Kontakt via Internet oder Telefon sehr schwierig sein. Außerdem ermöglicht virtueller Fernkontakt den Beteiligten auf beiden Seiten, ihre Gefühle oder das, was sie bewegt, zu verbergen: Kinder (können) lernen, ihre Mütter nicht mit schlechten Nachrichten aus der Schule oder familiären Problemen zu behelligen, und Erwachsene und Kinder (können) lernen, sich gegenseitig vor Nachrichten zu schonen, die die andere Seite in Sorge und Aufregung versetzen würde. Dabei spielt die geografische Entfernung immer eine Rolle, weil antizipiert wird, dass eine direkte Lösung ohne die jeweilige persönliche Anwesenheit nicht möglich ist. Schließlich ist auch zu konstatieren, dass nicht allen Migrantinnen unbegrenzte Telefonnutzung möglich ist: Deutsche und polnische ArbeitgeberInnen stören sich an Anrufen ihrer Pflegerinnen in Sprachen, die sie nicht verstehen, und untersagen ihnen, (zu bestimmten Zeiten) überhaupt anzurufen, da sie meinen, häufige Telefonate seien teuer und unnötig.

Für die in Polen arbeitenden Ukrainerinnen ist der Telefonkontakt stärker eingeschränkt, da die Gesprächskosten zwischen Polen und der Ukraine höher sind und viele Menschen in der Ukraine, besonders in ländlichen Regionen, nicht über ein Telefon verfügen.

3.5 Die Organisation der Mutterschaft als signifikante Bezugsperson

Wie bereits in anderen Studien beschrieben (Lutz 2007), bevorzugen transnationale Mütter aus Ost-europa ein Rotationssystem im Dreimonatsrhythmus, das es ihnen ermöglicht, alle zwei Monate zu ihren Familien zurückzukehren. Die Mehrheit der mi-

grierenden Mütter in unserem Sample hat ihr Arbeits- und Familienleben nach diesem Muster organisiert, womit der Versuch einhergeht, ein Gleichgewicht zwischen der Häufigkeit und der Qualität ihrer Anwesenheit in der Familie und dem von ihnen meist selbst organisierten ‚Ersatz‘ während der Abwesenheit herzustellen.

Um das Manko der Mutterschaft im herkömmlichen Sinne zu kompensieren, organisieren sie ihre Rolle als *signifikante* Betreuungsperson, die auch während ihrer Abwesenheit für Aufgabenverteilung oder die Kontrolle der Haushaltskasse zuständig ist, ihre persönlichen Besuche zuhause werden als Ereignis zelebriert. Dieser Autonomiegewinn ist allerdings mit einer doppelten Belastung verbunden, denn die Heimataufenthalte gestalten sich nicht als Erholungsurlaube, sondern dienen der Erledigung vernachlässigter Aufgaben im Haushalt und dem Versuch, die vorangegangene Abwesenheit emotional bei den Kindern zu kompensieren.

Trotz der vielen Schwierigkeiten transnationaler Betreuungsarrangements haben wir in unserer Erforschung solcher Konstellationen durchaus perfekt funktionierende Betreuungsarrangements vorgefunden. Diese zeichnen sich durch eine umfassende, strukturierte Organisation des Alltags mit klaren AnsprechpartnerInnen für die Kinder aus; auch werden Kinder bei wichtigen Momenten in ihrem Leben (z. B. Passageriten wie Kommunion und am ersten Schultag) begleitet und für ausreichende emotionale Betreuung und Körperkontakt ist gesorgt. Während Großmütter die Kinder oft als „mutterlos“ bemitleiden, erziehen die Mütter sie dazu, selbstständig zu sein und sich nicht selbst zu bemitleiden.

3.6 Die Empfänger von Care-Arbeit

Wenn der 12-jährige Dawid, der Sohn von Paweł, der seit seinem 6. Lebensjahr nach der Schule allein zuhause war, über die Besuche seiner Mutter spricht, erwähnt er, dass er vor allem Körperkontakt mit der Mutter sucht, wenn er aus der Schule kommt: „... denn sie ist da, anders als Vater, der immer auf der Arbeit ist“. Das Kind registriert also genau die Unterschiede von Ab- und Anwesenheit der Eltern und wirkt sowohl äußerst selbstständig als auch sehr introvertiert. Die polnische Pädagogin Danilewicz spricht in solchen Fällen von einer „Kindheit ohne pädagogischen Schutz“, da die Kinder mit den gleichen Problemen konfrontiert würden wie Erwachsene (Danilewicz 2006: 71). Sie erfüllen quasi die Aufgabe, ein abwesendes Familienmitglied zu ersetzen, und übernehmen die Rollen von Erwachsenen. So beschreibt etwa die heute 23-jährige Tatjana aus der Ukraine, die mit 13 Jahren ihre gelähmte Großmutter pflegte und sich um einen adoptierten Bruder kümmerte, ihren Alltag während der Abwesenheit ihrer Mutter:

„... im Ernst, es war für mich schwer, weil ... na ja, ich war damals 13 Jahre alt. Eh, zu Hause war die gelähmte Oma, die gepflegt werden musste, ich musste in die Schule gehen und Hausaufgaben machen, eh, und sollte regelmäßig den Kleinen im Kinderheim besuchen. Ich dachte, dass ich ... das alles einfach nicht schaffen würde. [...] Na ja, ich weiß es nicht, aber meistens sollte ich auf den Markt gehen, [der sich] neben dem neuen Warenhaus [befindet]. Die Oma hat die Liste vorbereitet, was ich kaufen soll. [Ich bin] auf den Markt [gegangen], als ich vom Markt kam, sollte was gekocht werden, dann waschen. Na ja, nicht jeden Tag, aber wir hatten keine Waschmaschine, wir hatten so ein altes Waschbrett, wenn Sie das kennen. Und das war für mich sehr schwer. Eh, aber ... Na ja, Wäsche waschen, trocknen, man hat immer eine Beschäftigung zu Hause gefunden, den Staub abwischen, staubsaugen, Oma baden, das konnte drei Stunden dauern, bis ich sie in die Badewanne setzte, und wieder rausholte ... Omas ganze linke Körperseite war gelähmt.“

Die Reaktion der Kinder auf die Migration ihrer Mütter steht nicht nur in einem direkten Zusammenhang mit den an sie gestellten Aufgaben, wie hier die Pflege einer gelähmten Frau, sondern auch mit der von den Müttern erbrachten Vorbereitung der Kinder auf die Trennung. Wenn die Gründe für die Erwerbsmigration, die Notwendigkeit und die Vorteile für die Familie überzeugend vermittelt werden können, wird die Trennung besser akzeptiert und bewältigt (Suárez-Orozco et al. 2002). Auch der soziale Status der Familie scheint von Bedeutung zu sein, denn Kinder aus der Arbeiterklasse haben tendenziell mehr Verständnis für die ökonomischen Notwendigkeiten der Trennung und sind weniger „anspruchsvoll“ als Mittelklassekinder (Zentgraf/Chinchilla 2008: 328).

In unseren Interviews mit Kindern hatten wir zwar erwartet, ein Echo der von den Eltern oft verwendeten Rhetorik der „Notwendigkeit der Migration“ zu hören, dennoch überraschte uns die Tatsache, dass viele Kinder detaillierte Kenntnis über die wirtschaftliche Lage ihrer Familie besitzen. Noch einmal der 12-jährige Dawid:

- „Was hältst du davon, dass Mama [so weit weg] zur Arbeit fährt?
- Es ist gut und es ist schlecht. Gut weil ... wir Geld haben. Und schlecht, weil es schwieriger zu Hause ist.
- In welchem Sinne Geld, was ist dir wichtig, etwas wofür man Geld braucht?
- Jetzt haben wir alles auf dem Tisch, verschiedene Salate und Koteletts, und wenn Mama nicht fahren würde, oder wenn das Baby da ist, dann wird es schwieriger sein, ansonsten werden wir Brot mit Butter essen. Aber Kuba [sein Freund] zum Beispiel, seine Mutter ist auch alleine, und da sind drei Kinder; sie kommen auch klar“.

In den meisten Fällen sind Kinder und Jugendliche mit der rhetorischen Legitimation der Migration ihrer Mütter vertraut. Im Laufe der Zeit können sich Erwartungen und Haltungen zu dieser Migration verändern. Viele Kinder gewöhnen sich an die neue Situation oder nehmen die Abwesenheit der Mutter insbesondere bei wichtigen (symbolischen) Momenten (etwa die Abschlussfeier der Schule) wahr. Zur ‚Normalisierung‘ der Wahrnehmung der mütterlichen Migration trägt auch die Verbreitung des Phänomens (Akzeptanz oder Stigmatisierung) im sozialen Umfeld der Familie bei. Die meisten von uns interviewten Erwachsenen in Polen und in der Ukraine kennen in ihren Familien, in ihrer Nachbarschaft und ihrem Freundeskreis viele migrierende Frauen. Sie äußern sich dazu nicht unbedingt begeistert, akzeptieren diese Tatsache jedoch dann, wenn sie mit Freunden das gleiche Schicksal teilen, ohne mit ihnen jedoch über dieses Thema zu sprechen oder vielleicht sprechen zu müssen. Auf einem Bild, das Dawid zur Illustration seines „Alltagslebens mit und ohne Mama“ für uns gezeichnet hat, sind keine Menschen zu sehen. Auf die Frage, warum dies so sei, antwortete er: „Es gibt keine Menschen, weil Mama auf der Arbeit ist und Papa auch; normalerweise bin ich allein zuhause.“ Der Junge hat ganz offenbar die transnationalen Arbeitsorte seiner Eltern hier ‚normalisiert‘, als gleichwertig behandelt; wichtig für ihn ist vor allem der menschenleere Haushalt, den er vorfindet, wenn er nach Hause kommt, und den identifiziert er als Folge der Arbeitssituation und nicht unbedingt der Migration.

Schlussfolgerungen

Im Gegensatz zu der eingangs beschriebenen Definition der global care-chains durch Arlie Hochschild, in der die Kommerzialisierung von Care-Arbeit eine Kettenreaktion zwischen (relativ) reicheren und ärmeren Ländern darstellt, haben wir in unserer Studie keinen einzigen Fall gefunden, in dem eine migrierende Mutter auf eine Mutterersatz-Migrantin zurückgegriffen hat; stattdessen überwiegen ‚unbezahlte‘ Betreuungsarrangements, die von weiblichen Verwandten getragen werden, primär von Großmüttern. Allerdings profitieren diese Betreuungspersonen auch direkt oder indirekt von den Einkünften der Migrantinnen. Der Staat als Betreuungsleister (etwa der Kinderbetreuung) taucht hier nicht auf – besser gesagt, er taucht ab. Wie bereits in früheren Studien (Lutz 2007; Rerrich 2006) festgestellt, handelt es sich bei der Gruppe der ArbeitgeberInnen um ein Mittelschichtphänomen der Aufnahmeländer, in unserem Fall sind die polnischen ArbeitgeberInnen nicht identisch mit den Migrantinnen, die in Deutschland arbeiten, sondern VertreterInnen der städtischen Mittelklasse. Auch die Mehrzahl der Arbeitnehmerinnen – in unserem Fall der Polinnen und Ukrainerinnen, die Care-Arbeit verrichten – unterscheidet sich in der Bildungslage wenig von der der ArbeitgeberInnen. Aus unterschiedlichsten Gründen zählen sie allerdings zu den ökonomischen Verliererinnen der neoliberalen Transformationsregime und trachten mithilfe der Migration, ihren Mittelschichtstatus zu erhalten beziehungsweise zu verbessern.

Weiterhin zeigen die Ergebnisse unserer Forschung, wie komplex sich die Frage des ‚Care-Replacement‘ gestaltet und dass gerade hier eine genaue Betrachtung der Spezifika transnationaler Betreuungsarrangements wichtig ist, um der mächtigen Diskursfigur ‚Euro-Waisen‘ eine differenzierte Sichtweise gegenüberzustellen. Horrorszenarien, wie sie in der Presse der Herkunftsländer gepflegt und mittlerweile auch von vielen NGOs übernommen werden, sind wenig hilfreich für die Abbildung der realen Probleme in den Haushalten vor Ort. Ganz im Gegenteil: Sie üben einen zusätzlichen Legitimationsdruck auf die Mütter aus. Unsere Ergebnisse weisen darauf hin, dass ein gelungenes Betreuungsverhältnis abhängt von der Qualität der Betreuung, etwa von der durch die Betreuenden vor Ort geleisteten emotionalen Arbeit, und der Organisation des transnationalen Kontakts mit der Mutter.

Wir sehen auch, dass die Familien der Migrantinnen sowohl in den Entsende- als auch in den Aufnahmeländern unter fehlender Unterstützung leiden. Entsendeländer betrachten ihre Migranten als „Investoren“ ihrer Volkswirtschaften, wobei die sozialen Kosten den Individuen überlassen bleiben. Dasselbe gilt für die Aufnahmeländer, in denen Migrantinnen als unmittelbar ökonomisch nützliche, temporäre Arbeitskräfte behandelt werden, vergleichbar mit dem früheren GastarbeiterInnensystem, bei dem die Verantwortung, in kulturelles Kapital zu investieren und soziale Risiken einzugehen, auf die Entsendeländer und die Individuen verschoben wurde. Die Diskussion über Migration und Care ist auch deshalb problematisch, weil sie von normativen Vorstellungen wie etwa geschlechtsspezifischen Normen über Care-Arbeit geprägt ist, in die die Veränderungen und Verschiebungen von Erwerbsarbeit (noch) keinen Eingang gefunden haben. Die Debatte über transnationale Mutterschaft hat gerade erst begonnen; sie muss fortgeführt werden durch Längsschnittstudien zur Beschreibung langfristiger und kurzfristiger Effekte von *care drain* für die betroffenen Angehörigen und Kinder.

Literaturverzeichnis

- Abadan-Unat, Nermin. (Hrsg.). (1985). *Frauen in der türkischen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Dageyeli Verlag
- Badinter, Elisabeth. (2010). *Der Konflikt. Die Frau und die Mutter*. München: C. H. Beck Verlag
- Bereswill, Mechthild; Scheiwe, Kirsten & Wolde, Anja (Hrsg.). (2006). *Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht*. Weinheim und München: Juventa Verlag
- Children's Ombudsman Institution of the Republic of Lithuania. (2007). *The research concerning the security and implementation of the rights of children deprived of parental care due to the departure of their parents to the foreign countries*. Report (unveröffentlicht)
- Danilewicz, Wioletta. (2006). *Sytuacja życiowa dzieci w rodzinach migracyjnych*. Białystok: Trans Humana
- Dayton-Johnson, Jeff; T. Katseli, Louka & Xenogiani, Anna di Mattia. (2007). *Policy Coherence for Development: Migration and Developing Countries*. Paris: Technical report, Organisation for Economic Co-Operation and Development
- Doucet, Andrea. (2006). *Do men mother? Fathering, care and domestic responsibility*. Toronto: Toronto University Press
- Doucet, Andrea. (2010). Dad and Baby in the First Year: Gendered Responsibilities and Embodiment. *The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science*, 624, 78–98
- Duncan, Simon & Edwards, Rosalind. (1999). *Lone Mothers, paid work and gendered moral rationalities*. London: Palgrave Macmillan
- Edwards, Rosalind; Doucet, Andrea & Furstenberg, F. Frank. (Hrsg.). (2009). Fathering across Diversity and Adversity: International Perspectives and Policy Interventions. *The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science*, (624)
- Gamburd, Michele Ruth (2000). *The kitchen spoon's handle. Transnationalism and Sri Lanka's migrant housemaids*. Ithaka, London: Cornell University Press
- Golinowska, Stanisława; Bednarski, Marek; Broda-Wysocki, Piotr; Domaradzka, Ewa; Korczyńska, Joanna; Marek, Edward; Morecka, Zofia & Rajkiewicz, Antoni. (2004). *Popyt na pracę cudzoziemców. Polska i sąsiedzi*. Warszawa: IPiSS
- Grunow, Daniela. (2007). Wandel der Geschlechterrollen und Väterhandeln im Alltag. In Tanja Mühling & Harald Rost (Hrsg.), *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung* (S. 49–76). Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich
- Hays, Sharon. (1996). *The cultural contradictions of motherhood*. New Haven, London: Yale University Press
- Hochschild, Arlie R. (2000). Global Care Chains and Emotional Surplus Value. In Anthony Giddens & Will Hutton (Hrsg.), *On the Edge. Living with Global Capitalism* (S. 130–146). London: Jonathan Cape
- Hochschild, Arlie R. & Ehrenreich, Barbara. (2002). *Global Woman: Nannies, Maids and Sex Workers in the New Economy*. New York: Metropolitan Press
- Hochschild, Arlie R. (2003). *The Commercialization of Intimate Life: Notes from Home and Work*. Berkeley: University of California Press
- Hondagneu-Sotelo, Pierrette & Avila, Ernestine. (1997). "I'm Here, but I'm There": The Meanings of Latina Transnational Motherhood. *Gender & Society*, 11 (5), 548–571
- IOM. (2008). Zugriff am 12. November 2010 unter www.iom.org.ua/index.php?page=news&id=187&type=news
- Jurczyk, Karin; Schier, Michaela; Szymenderski, Peggy; Lange, Andreas & Voß, G. Günter. (2009). *Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung*. Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung, Bd. 100. Berlin: Sigma

- Kałwa, Dobrochna. (2007). „So wie zu Hause“. Die private Sphäre als Arbeitsplatz. In Magdalena Nowicka (Hrsg.), *Von Polen nach Deutschland und zurück. Die Arbeitsmigration und ihre Herausforderungen für Europa* (S. 205–225). Bielefeld: transcript
- Kępińska, Ewa. (2007). *Recent Trends in International Migration. The 2007 SOPEMI Report for Poland*. CMR Working Papers, Nr. 29 (87). Warszawa. Zugriff am 12. November 2010 unter www.migracje.uw.edu.pl/publ/558/
- Kicinger, Anna. (2005). *Between polish interests and the EU influence – polish migration policy development 1989–2004*. CEFMR Working Paper 9. Warszawa. Zugriff am 15. März 2007 unter www.cefmr.pan.pl/docs/cefmr_wp_2005-09.pdf
- Klaveren van, Maarten; Tijdens, Kea; Hughie-Williams, Melanie & Ramos Martin, Nuria. (2010). *Ukraine - An Overview of Women's Work, Minimum Wages and Employment*. Decisions for Life MDG3 Project Country Report No. 8. Zugriff am 12. November 2010 unter www.uva-aias.net/uploaded_files/publications/WP94-Klaveren,Tijdens,Hughie-Williams,Ramos-Ukraine.pdf
- Kotowska, Irena; Sztanderska, Urszula & Wóycicka, Irena. (2007). *Aktywność zawodowa i edukacyjna a obowiązki rodzinne w Polsce: w świetle badań empirycznych*. Warszawa: Wydawnictwo Naukowe Scholar
- Ludwig, Isolde; Schlevogt, Vanessa; Klammer, Ute & Gerhard, Ute. (2002). *Managerinnen des Alltags. Strategien erwerbstätiger Mütter in Ost- und Westdeutschland*. Berlin: edition sigma
- Lutz, Helma. (2007). *Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung*. Opladen: Verlag Barbara Budrich
- Małynowska, Olena A. (2006). Trans-border Migration of Population of the Ukrainian Western Frontier Areas in the Context EU Enlargement (based on survey's results in Volyn, Zakarpattya and Lviv oblasts). In Krystyna Iglicka (Hrsg.), *Transnational Migration – Dilemmas* (S. 81–87). Warszawa: Fundacja Centrum Stosunków Międzynarodowych
- Marody, Mirosława & Giza-Poleszczuk, Anna. (2000). Być kobietą, być mężczyzną – czyli o przemianach tożsamości związanej z płcią we współczesnej Polsce. In Mirosława, Marody (Hrsg.), *Między rynkiem a etatem. Społeczne negocjowanie polskiej rzeczywistości* (S. 44–74). Warszawa: Scholar
- Matzner, Michael. (2007). Alleinerziehende Väter – eine schnell wachsende Familienform. In Tanja Mühling & Harald Rost (Hrsg.), *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung* (S. 225–242). Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich
- Metz-Göckel, Sigrid; Müntz, A. Senganata & Kałwa, Dobrochna. (2010). *Migration als Ressource. Zur Pendelmigration polnischer Frauen in Privathaushalte der Bundesrepublik*. Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich
- Mikuła, Joanna. (Hrsg.). (2008). *Eurosieroctwo 2008*. Warszawa: Studium Prawa Europejskiego: Instytut Europejski
- Mühling, Tanja & Rost, Harald. (Hrsg.). (2007). *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung*. Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich
- Nicholas, Tekla. (2008). *Remittances, Education, and Family Reunification: Transnational Strategies of Haitian Immigrant Families in South Florida*. Paper read at the Workshop “Transnational Parenthood and children-left-behind”, Oslo, 20–21.11.2008, 149–174 (in Vorbereitung)
- OSCE. (2009). *Guide on Gender-sensitive labour migration policies*. Zugriff am 18. Mai 2009 unter www.osce.org/publications/eea/2009/05/37689_1289_en.pdf
- Parreñas, Rhacel S. (2005). *Children of Global Migration. Transnational Families and Gendered Woes*. California: Stanford
- Phoenix, Ann. (2009). Idealisierung emotionaler Bindung oder materielle Versorgung? Transnationale Mutterschaft und Kettenmigration. In Helma Lutz (Hrsg.), *Gender-Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen* (S. 86–101). Münster: Westfälisches Dampfboot

- Plomien, Ania. (2009). Welfare state, gender, and reconciliation of work and family in Poland: Policy developments and practice in a new EU member. *Social Policy & Administration*, 43 (2), 136–151
- Rerrich, Maria. (2006). *Die ganze Welt zu Hause. Cosmophile Putzfrauen in privaten Haushalten*. Hamburg: Hamburger Edition
- Suárez-Orozco, Carola; Todorova, Irina & Louie, Josephine. (2002). Making Up For Lost Time: The Experience of Separation and Reunification Among Immigrant Families. *Family Processes*, 41 (4), 625–643
- Stiehler, Sabine. (2000). *Alleinerziehende Väter. Sozialisation und Lebensführung*. Weinheim: Juventa Verlag
- Szelewa, Dorota & Polakowski, Michał P. (2008). Who cares? Changing patterns of childcare in Central and Eastern Europe. *Journal of European Social Policy*, 18 (2), 115–31
- Urbańska, Sylwia. (2009). Matka na emigracji. Perspektywa transnarodowości w badaniu przemian ról rodzicielskich. *Studia Migracyjne - Przegląd Polonijny*, 1, 61–84
- Walczak, Bartłomiej. (2008). *Społeczne, edukacyjne i wychowawcze konsekwencje migracji rodziców i opiekunów prawnych uczniów szkół podstawowych, gimnazjalnych i ponadgimnazjalnych*. Pedagogikum. Wyższa szkoła pedagogiki resocjalizacyjnej w Warszawie. Zugriff am 17. November 2008 unter www.brpd.gov.pl/eurosieroctwo/raport_eurmigracje.pdf
- Walczak, Bartłomiej. (2009). Dziecko w sytuacji rozłąki migracyjnej. In Marcin Duszczyk & Magdalena Lesińska (Hrsg.), *Współczesne migracje: dylematy Europy i Polski*. Ośrodek Badań nad Migracjami, Uniwersytet Warszawski, Warszawa. Zugriff am 26. Januar 2011 unter www.migracje.uw.edu.pl/download/934/
- Wóycicka, Irena & Rurarz, Radosław. (2007). Ludność sprawująca opiekę. In Irena E. Kotowska; Urszula Sztanderska & Irena Wóycicka (Hrsg.), *Aktywność zawodowa i edukacyjna a obowiązki rodzinne* (S. 269–305). Warszawa: Wydawnictwo ScholaYeates, Nicola. (2009). *Globalizing Care Economies and Migrant Workers. Explorations in Global Care Chains*. Houndmills, Basingstoke: Palgrave Macmillan
- Zentgraf, Kristine & Chinchilla, Norma S. (2008). *Immigrant Family Separation and Reunification: A Framework for Analysis*. Paper read at the Workshop “Transnational Parenthood and children-left-behind”, Oslo, 20–21.11.2008, 320–336 (in Vorbereitung)

Zur Person

Helma Lutz, Prof. Dr., Goethe-Universität Frankfurt a. M. Schwerpunkt Frauen- und Geschlechterforschung im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften: Institut für Gesellschafts- und Politikanalyse/Cornelia Goethe Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse

Kontakt: Robert-Mayer-Str. 5, 60054 Frankfurt a. M., Tel: 069/79822053, Fax: 069/79828024
E-Mail: lutz@soz.uni-frankfurt.de

Ewa Palenga-Möllenbeck, M.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin, Goethe-Universität Frankfurt a. M. Schwerpunkt Frauen- und Geschlechterforschung im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften: Institut für Gesellschafts- und Politikanalyse

Kontakt: Robert-Mayer-Str. 5, 60054 Frankfurt a. M., Tel: 069/79822053, Fax: 069/79828024
E-Mail: ewa@palenga.de

Frauenpolitik in der Türkei im Spannungsfeld zwischen Lokalem und Transnationalem

Zusammenfassung

Transnationalisierung und NGOisierung konstituieren die beiden bestimmenden Aspekte frauenpolitischer Aktivitäten und feministischer Wissensproduktion in der Türkei. Mit Rückgriff auf den transnationalen Advokaten-Netzwerk-Ansatz und Ergebnisse von Analysen zu transnationalen feministischen Praktiken werden im vorliegenden Artikel die beiden Prozesse auf die Transformation des Zweite-Welle-Feminismus in der Türkei der 1990er Jahre bezogen.

Dabei wird auf die widersprüchlichen und ambivalenten Konsequenzen dieser Prozesse für die heutigen feministischen Politiken aufmerksam gemacht. In diesem Rahmen werden zum einen das transnationale Networking und der Austausch der Frauenbewegungen in der Türkei generell und zum anderen der Wissensaustausch und die Rezeption feministischer Ideen durch kurdische Aktivistinnen im Besonderen fokussiert. Darüber hinaus wird die fragmentierte Landschaft des Frauenaktivismus entlang unterschiedlicher Frauen-NGOs (kurdische, islamische und türkische) in der Türkei vorgestellt und die Verknüpfung zum breiteren Kontext der zunehmenden Bedeutung transnationaler Politiken und der Governance der Geschlechterverhältnisse weltweit skizziert. Hier stellt sich für den türkischen Fall wie auch generell die kritische Frage, ob transnationale Politiken das emanzipatorische Potenzial der Frauenpolitiken befördern, und zu einer Demokratisierung von Geschlechterverhältnissen beitragen.

Schlüsselwörter

Transnationale Netzwerke, Frauenbewegungen, Frauen-NGOs, kurdische Frauen, Türkei, Wissensproduktion und Politisierungsprozesse, Governance, Geschlechterverhältnisse, lokale Politik, transnationale Politik

Summary

Women's Politics in Turkey in the Field of Tension between the Local and the Transnational

Transnationalization and NGOization constitute two determining aspects of women's politics and feminist knowledge production in Turkey. Drawing on the transnational advocacy networks approach and insights offered by analysis of feminist transnational practises, the article relates these two processes to the transformation of second wave feminism in the 90s, and discusses the contradictory and ambivalent consequences of these for feminist politics today. In this framework, it is focussed on the transnational networking and exchange of women's movements in Turkey in general, and knowledge exchange and reception of feminist ideas by Kurdish activists in particular. Furthermore, the article deals with the fragmentation of the landscape of women's activism along different women's NGOs (Kurdish, Turkish, Islamic) in the Turkish context, and links these to the wider context of raising the importance of transnational politics and governance of gender relations worldwide. This raises in turn the critical question, which is crucial for both Turkish case but also in general, whether the transnational politics promotes the emancipative potential of women's politics, therefore leading to more democratization of gender relations.

Keywords

Transnational Networks, Women's Movements, Women's NGOs, Kurdish Women, Turkey, Knowledge Production and Politicization Processes, Governance, Gender Relations, Local Politics, Transnational Politics

Zwei wichtige Aspekte bestimmen die Dynamiken zivilgesellschaftlicher frauenpolitischer Aktivitäten und den Charakter feministischer Wissensproduktion in der Türkei. Der erste Aspekt kann mit einer weitgehenden NGOisierung zivilgesellschaftlicher Aktivitäten im Allgemeinen und speziell der Frauenbewegung seit den 1990er Jahren beschrieben werden, die nach dem Jahr 2000 während der Beitrittsverhandlungen der Türkei mit der EU erheblich an Dynamik gewannen. Der zweite Aspekt, der mit dem erstgenannten in engem Zusammenhang steht, ist der auffällig transnationale Charakter der Frauenbewegungen,¹ was bedeutet, dass das politische Engagement der Frauenaktivistinnen in einem Umfeld des organisatorischen, finanziellen, ideologischen und intellektuellen Austausches und der Solidarität mit internationalen Frauenbewegungen und feministischen Netzwerken über nationale Grenzen hinweg stattfindet.

Parallel dazu, in einem umfassenderen Kontext der Globalisierung und deren Implikationen für die nationalstaatlichen Strukturen, ist eine Reorganisation der Staat-Gesellschaft-Verhältnisse zu konstatieren. Zu diesen zählen Veränderungen wie die Neudefinition des nationalstaatlichen Souveränitätsverständnisses, resultierend aus der Reorganisation des Staats, ebenso wie die Internationalisierung politischer Entscheidungsmechanismen im Zusammenhang mit dem Aufkommen nationaler und internationaler NGOs. Während ein erhöhter Bedarf an der Partizipation zivilgesellschaftlicher Akteurinnen in Regierungsprozessen besteht, wird ihnen eine demokratisierende Wirkung auf die transnationale Politik zugeschrieben. Insgesamt ist eine *Transnationalisierung des Staats* einhergehend mit der *Transnationalisierung der Zivilgesellschaft* zu erkennen.

Der Begriff des Transnationalen findet in der Literatur seit gut fünfzehn Jahren Verwendung (Grewal 2008: 189) und es wird konstatiert, dass heute eine schier unübersichtliche Anzahl an Publikationen verfügbar sei, die mit dem Transnationalisierungsansatz arbeitet (Pries 2008). Mit Bezug auf die Untersuchungsgegenstände und Forschungsbereiche werden transnationale Ansätze in drei Richtungen unterteilt: Transnationalisierung gilt (a.) als Forschungsparadigma in Migrationstudien, (b.) als Forschungsperspektive, die sich mit der Verbreitung sozialer Bewegungen über nationale Grenzen hinweg beschäftigt, und findet (c.) in Studien Verwendung, die „Transnationalität“ als die neue Art der Modernität in der Ära des Spätkapitalismus verzeichnen (Grewal 2008: 189f.). Im Rahmen feministischer Analysen ermöglichen transnationale Ansätze, über die Ver-

1 In meinem Beitrag verwende ich jeweils unterschiedliche Begriffe wie „Frauenbewegung“, „Frauenbewegungen“, „feministische Bewegung“ und „feministisches Feld“. In seiner singularären Form verwende ich den Begriff „Frauenbewegung“, um gesamtgesellschaftliche, frauenpolitische Aktivitäten in der zivilgesellschaftlichen Sphäre – abgrenzend zu anderen sozialen Bewegungen – anzudeuten. In seiner Pluralform „Frauenbewegungen“ verwende ich den Begriff vor allem in Bezug auf den Prozess der ideologischen Pluralisierung und Diversifizierung der Frauengruppen, einsetzend Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre. So werden darunter verschiedene Frauengruppen wie sozialistische Feministinnen, radikale Feministinnen, islamische Frauengruppen, kurdische Frauen, säkulare und kemalistische Feministinnen, Menschenrechtsaktivistinnen und – vermehrt in den 2000er Jahren – Dritte-Welle-Feministinnen verstanden. Wenn ich von „feministischer Bewegung“ im Gegensatz zur „Frauenbewegung“ spreche, beziehe ich mich vor allem auf den Feminismus als Ideologie und die Akteurinnen der 1980er Jahre sowie auf die autonomen feministischen Gruppen, die nach 2000 entstanden sind. Mit dem Begriff „feministisches Feld“, den ich für den türkischen Fall für sehr geeignet halte, meine ich die gesamten frauenpolitischen Aktivitäten, deren diskursiv-politischer Rahmen mehr oder weniger vom Feminismus und/oder von der geschlechtersensiblen Rhetorik bestimmt wird.

schiedenheit und Diversität der Feminismen und feministischer Praktiken weltweit zu reflektieren (Grewal 2008: 190). In diesem Beitrag kombiniere ich die Einsichten des transnationalen Advokaten-Netzwerk-Ansatzes mit den Analysen des transnationalen Feminismus, um transnationale Netzwerke und Wissenspraktiken der Frauengruppen in der Türkei erfassen zu können.

Der transnationale Advokaten-Netzwerk-Ansatz erklärt, wie transnationale Netzwerke innerhalb eines Nationalstaats – hier der Türkei – entstehen, und bietet relevante Erklärungsansätze für das Ermöglichen von neuen Formen geschlechtsspezifischer politischer Subjekte und Positionierungsweisen. Die wichtigsten drei Bereiche, aus denen heraus transnationale Advokaten-Netzwerke möglicherweise entstehen, sind nach Keck/Sikkink (1998: 2) der Frauenaktivismus, der Menschenrechts- und der Umweltaktivismus. Da die transnationalen Netzwerke durch innenpolitische Strukturen vermittelt werden (Keck/Sikkink 1998: 7), spielen diese eine wichtige Rolle beim Entstehen transnationaler Aktivismus-Netzwerke. Gleichzeitig erlaubt der Transnationalisierungsansatz, die Transformationen, die auf der Akteurinnenebene stattfinden, zum Selbstbild der Aktivistinnen und deren Wahrnehmung eigener Identitäten und Interessen zu erfassen (Keck/Sikkink 1998: 17).² Durch Begegnung, Austausch und Zusammenarbeit mit anderen NGOs im transnationalen Raum haben die Aktivistinnen der Frauen-NGOs (kurdische, türkische und islamische) Zugang zu neuen Techniken, Strategien, diskursiven Positionierungen und Identifikationsmöglichkeiten, was die Entstehung neuer Geschlechternormen erlaubt beziehungsweise zur Transformation existierender Praxen führt oder diese Prozesse sogar beschleunigt. Gleichzeitig bietet der Transnationalismus einen geeigneten Forschungsrahmen, um Wissenstransfer, kulturelle Diffusion und die Aneignung feministischer Ideen und Werke³ durch verschiedene Frauengruppen innerhalb der Türkei erfassen zu können.

Die zweite Frauenbewegung (Zweite-Welle-Feminismus), die noch während der Militärregierung (1980–1983) in der Türkei aufgekommen war, durchlief in den 1990er Jahren eine Transformation, die durch Institutionalisierung, NGOisierung und den Aufstieg des Projektfeminismus charakterisiert ist. Es ist meines Erachtens wichtig, die Dynamiken dieser Transformation richtig zu verstehen, um die heutige fragmentierte Landschaft des frauenpolitischen Feldes und deren Konsequenzen für eine sich emanzipatorisch und herrschaftskritisch verstehende Frauenpolitik treffend analysieren zu können. Im ersten Teil des Beitrags wird auf diese Transformation näher eingegangen und eine historische Periodisierung der Frauenbewegung vorgestellt, wobei die Entwicklungen in den 1990er Jahren im Zentrum stehen. Im zweiten Teil wird das transnationale Networking der verschiedenen Frauen-NGOs anhand einiger Beispiele veranschaulicht. Im dritten Teil wird

2 Der Struktur- und Akteur-zentrierte Charakter ihres Ansatzes wird von Keck/Sikkink (1998: 5) besonders unterstrichen. Durch die Begriffe und Konzepte wie *geteilte Weltanschauung*, *gemeinsame Diskurse*, *geteilte Normen und Werte*, *Framing*, *Story telling* und *symbolic politics*, die sie Ansätzen aus den Forschungsfeldern zu Neuen Sozialen Bewegungen und zu NGOs entlehnen, betonen die AutorInnen den Akteur-zentrierten Fokus ihrer Analyse (Keck/Sikkink 1998: 17).

3 Es gilt, dabei insbesondere nicht außer Acht zu lassen, dass die Rezeption, Aneignung, Neuproduktion und Verbreitung des westlichen Feminismus und feministischer Ideen nicht in einem gesellschaftlichen Vakuum stattfinden, sondern immer in asymmetrischen Machtverhältnissen, und zwar – wie am Beispiel der kurdischen und türkischen Frauengruppen veranschaulicht – auf transnationaler, nationaler sowie lokaler Ebene. Für die Notwendigkeit der Einbettung (temporal und räumlich) der Feminismen und der transnationalen feministischen Praktiken siehe Grewal/Kaplan (1997) und Kaplan (1997).

das transnationale Networking anhand des Wissensaustauschs kurdischer Feministinnen und Aktivistinnen mit dem türkischen und dem westlichen Feminismus und ihrer Positionierung diesen gegenüber näher erläutert. Dabei lasse ich die Frage, wie die kurdischen Frauen sich gegenüber dem türkischen Staat und patriarchalen Strukturen in der eigenen Gesellschaft positionieren beziehungsweise Kritik daran üben, außen vor. Ich beschränke mich ausschließlich auf die Verortung gegenüber dem „türkischen“ und dem „westlichen“ Feminismus. Im vierten Teil werden die widersprüchlichen und ambivalenten Folgen der NGOisierung und der Transnationalisierung der frauenpolitischen Landschaft für die feministische Politik aufgezeigt. Im Schlussteil setze ich meine Befunde hinsichtlich der Transformation und Fragmentierung der frauenpolitischen, zivilgesellschaftlichen Szene im türkischen Kontext in Bezug zu theoretischen Ansätzen über das Verhältnis von Lokalem und Transnationalem sowie das Verhältnis von lokalen und transnationalen Feminismen. Dabei werfe ich die Frage auf, ob die Transnationalisierung und Institutionalisierung das herrschaftskritische Potenzial der Frauenpolitik erhöhen.

1 Dynamiken der Transformation des Zweite-Welle-Feminismus

Die Entwicklung des Zweite-Welle-Feminismus ist seit den 1990er Jahren durch die Transformation von der *feministischen Bewegung* zur *Frauenbewegung* gekennzeichnet. Sie hatte Auswirkungen auf die Dynamiken der Frauenbewegung und auf ein feministisches Politikverständnis.

Die feministische Politikwissenschaftlerin Sirin Tekeli, eine Pionierin unter den Zweite-Welle-Feministinnen, legte den Beginn dieser neuen Ära für die feministische Bewegung auf das Ende der 1980er Jahre fest und erklärte, dass die Frauen ab diesem Zeitraum neue Kompetenzen entwickeln mussten: „From 1989 onwards, efforts have been concentrated on creating shelters for battered woman, and other feminist initiatives, which require new skills such as fundraising, organisation and management“ (Tekeli 1992: 140). Was sind die Kennzeichen dieser Transformation und wie können sie erfasst werden? Die Geschichte des Zweite-Welle-Feminismus seit 1980 umfasst heute bereits drei Dekaden und ist in mehr oder weniger identische, von feministischen Autorinnen (Savran 1998; Kocali 2002; Kerestecioglu 2004) größtenteils akzeptierte Perioden⁴ aufgeteilt.

Die erste Phase (1980–1990) wird bezeichnet als *ideologische Akkumulation*⁵ und diente der Verortung des Feminismus als Bewegung und Ideologie in der politischen

4 Diese weitgehend akzeptierte Periodisierung der Frauenbewegung wurde zunächst durch die Feministin Gülnur Savran in einem Artikel der monatlich erscheinenden Frauenzeitschrift *Pazar-tesi* (36, 1998) vorgeschlagen und schnell von anderen feministischen Autorinnen und Wissenschaftlerinnen in deren Arbeiten aufgenommen. Hier nehme ich Bezug auf die Arbeiten von Kocali (2002) und Kerestecioglu (2004), wenn im Folgenden die einzelnen Phasen vorgestellt werden.

5 Tekeli unterteilt diese erste Phase in vier weitere: Eine erste, *unsichtbare Phase der Vorbereitung* (1975–1980), gefolgt von der *Phase des Erwachens* (1981–1983). Eine dritte Phase benennt sie als *Suche nach Legitimation* (1983–1986) und eine vierte als *Phase der Transformation* in eine Bewegung. Zu einer informativen und detaillierten Darstellung der Geschichte der feministischen Bewegung der ersten Dekade (1980–1990) siehe Tekeli (1989).

Öffentlichkeit. Sie ist gleichzeitig gekennzeichnet als die Phase *feministischer Kampagnen*, in der verschiedene feministische Themen, die unter der Rubrik *body politics* zusammengefasst werden können, in den politischen Diskurs eingeführt und dort artikuliert wurden. In dieser Dekade wurde die Bewegung durch einen kleinen Kreis gut ausgebildeter Frauen aus der Mittelschicht getragen, die in eher unkonventionellen Formen der Organisation, wie Selbsterfahrungsgruppen und Ad-hoc-Kampagnen, zusammenkamen, aber auch traditionelle Kanäle und Formen politischer Partizipation nutzten, um Frauenpolitik zu gestalten. Die zweite Phase (1990–2000) wird Zeuge einer umfassenden „Institutionalisierung“ (Kerestecioglu 2004: 75) der feministischen Bewegung und gerne als Periode des „Projektfeminismus“ (Kerestecioglu 2004: 75) bezeichnet, denn ein auf konkrete Politikfelder bezogener und problemorientierter *policy feminism* ersetzte weitgehend den Feminismus der vorausgegangenen Dekade. Für die abgeschlossene dritte Dekade (2000–2010) werden die steigende Anzahl der Solidaritätsnetzwerke und die wachsende Zusammenarbeit der verschiedenen Frauengruppen (Acar/Altunok 2009) festgestellt. In dieser Hinsicht wird die erfolgreiche Kooperation zwischen den verschiedenen Frauenorganisationen während der Revisionsarbeiten zum neuen Zivilgesetzbuch (1. Januar 2002) und am neuen Strafgesetzbuch (1. Juni 2005) besonders unterstrichen (vgl. Al-Rebholz 2010). Zusätzlich muss meines Erachtens als Tendenz für diese Dekade die weitgehende Akzeptanz der Frauenmensenrechte als gemeinsamer Bezugsrahmen der verschiedenen Frauengruppen festgehalten werden. Dies steht nach meiner Auffassung wiederum im Zusammenhang mit dem Aufstieg der transnationalen Menschenrechtsregimes auf globaler Ebene und ist gleichzeitig ein Produkt der internationalen Vernetzung der Frauenbewegungen (Acar/Altunok 2009: 12).⁶ Es muss daher als verstärkte Etablierung transnationaler Netzwerke gesehen werden.

Die Transformation der feministischen Bewegung sollte unter Miteinbeziehung verschiedener Aspekte verstanden werden: Es zeigt sich eine weitreichende Pluralisierung von Frauengruppen und -organisationen. Die Bandbreite und das Spektrum an Frauenorganisationen, die in den 1990er Jahren entstehen, werden von einer Ausdifferenzierung der Ideologien, Positionen, Perspektiven und Traditionen begleitet. Die ideologische und intellektuelle Ansammlung, gepaart mit den reichhaltigen Erfahrungen und dem Wissen des feministischen Kampfes aus den 1980er Jahren, machten sich eine ganze Reihe verschiedener Frauengruppen in den 1990ern zu eigen und setzten dieses Know-how in den verschiedenen Organisationen, Institutionen und Projekten um. Es ist ebenso eine Periode, in der die Früchte des feministischen Kampfes der vorausgegangenen Dekade auf vielen Ebenen zu erkennen sind: Verschiedene politische Parteien nahmen die ‚Frauenfrage‘ in ihre Parteiprogramme auf und legten sich in der

6 Zur „internationalen Vernetzung“ der Frauenbewegungen in der Türkei lässt sich nach Acar/Altunok (2009) zweierlei beobachten: Einerseits wird das verstärkte Engagement der Aktivistinnen und Akademikerinnen in internationalen Organisationen wie der UN, der Europäischen Kommission und der EU vermerkt und andererseits ihre aktive Teilnahme in internationalen Zivilgesellschaftsorganisationen wie der EWL, der Europäischen Frauenlobby (Acar/Altunok 2009: 12). Darüber hinaus ist den Autorinnen zufolge die transnationale Vernetzung der Frauengruppen auch darin zu erkennen, dass global gültige Normen wie CEDAW oder der EU-Acquis sich unterstützend auf die frauenpolitische Agenda in der Türkei auswirkten (Acar/Altunok 2009: 19). Umgekehrt wird aber auch festgehalten, dass die Frauenorganisationen in der Türkei mittels ihrer transnationalen Netzwerke Einfluss auf das internationale Agenda-Setting (der EU) hinsichtlich der Geschlechterpolitiken ausüben (Acar/Altunok 2009: 20).

öffentlichen Debatte eine „frauensensible Rhetorik“⁷ zu. In den Medien gewinnt die Frauenfrage ebenso an Popularität wie auf einer staatlich-institutionellen Ebene. Die Gründung staatlicher Einrichtungen, wie die *Familienforschungsorganisation* und das *Generaldirektorat zum Frauenstatus und Angelegenheiten der Frauen*, ist Ausdruck dieser Entwicklungen (Kardam 2005: 53).⁸ Neben diesen Errungenschaften auf der politischen und staatlich-institutionellen Ebene sind auch einige bedeutende Erfolge bei Reformen in der Gesetzgebung festzustellen.⁹

Zusätzlich zur ideologischen und organisatorischen Diversifizierung und zur Anziehungskraft und Aneignung feministischer Rhetorik durch verschiedene AkteurInnen (staatliche Institutionen, politische Parteien und verschiedene Frauengruppen) in verschiedenen Arenen (staatliche und andere öffentliche Einrichtungen, Öffentlichkeit und Medien) werden die 1990er Jahre Zeuge der geografischen Diffusion der feministischen Bewegung. Was als kleine Zusammenkunft feministischer Gruppen in Form von Selbsterfahrungsgruppen in den drei größten Städten (Istanbul, Ankara und Izmir) begann, verbreitete sich in andere Städte, wie Diyarbakir, Bursa, Adana, Mersin, Van, Eskisehir, Gaziantep und Samsun und einige mehr (Kerestecioglu 2004: 75). Es ist eine Ära, in der lokale oder regionale Feminismen entstehen.

Diese Entwicklungen veranlassten die Feministinnen dazu, zwischen der feministischen Bewegung der 1980er Jahre und der Frauenbewegung der 1990er Jahre zu unterscheiden und sich mit Blick auf die Transformation der feministischen Bewegung neu zu positionieren. Den neu entstehenden Frauengruppen und ihren neu gegründeten Organisationen gegenüber nahmen die Feministinnen eine kritische Distanz ein. Die feministische Sozialanthropologin Nükhet Sirman blickt kritisch auf die 1990er Jahre zurück, wo jene Frauen im *feministischen Feld*¹⁰ und der öffentlichen Sphäre erschienen, die zwar nicht die Erfahrungen der Selbsterfahrungsgruppen aus den 1980er Jahren teilten, später aber die neu gegründeten Frauen-NGOs ab der zweiten Hälfte der 1990er Jahre führen sollten:

„In den 90ern kamen Frauen, die ihre Sätze mit ‚Eigentlich bin ich ja keine Feministin, aber ...‘ begannen, in die Bewegung. Gegen Ende der 90er Jahre, mit dem Heraufkommen der Frauen-NGOs und dem Heraufkommen der Zivilgesellschaftsorganisationen, waren es auch diese Frauen, die als Aktivistinnen in diese Organisationen kamen. Ich denke, die meisten von ihnen hatten keine feministische Perspektive. Sie hatten auch nicht an den Selbsterfahrungsgruppen teilgenommen. Nur einige von ihnen nannten sich später *Feministin*“ (Interview mit Nükhet Sirman).¹¹

7 Die Politikwissenschaftlerin Yesim Arat stellt das unerwartete Erscheinen des *Frauenthemas* und das Aufkommen einer *frauensensiblen Rhetorik* in den Wahlkampagnen der etablierten Parteien zur landesweiten Wahl zum Nationalparlament vom 20. Oktober 1991 heraus (Arat 1994: 246).

8 Zu einer kritischen Diskussion über die Gründung des Generaldirektorats zum Frauenstatus und zu Angelegenheiten der Frauen und der Reaktionen einiger Frauengruppen siehe Acuner (2002). Für eine Übersicht zur Institutionalisierung der Frauenbewegung und deren Errungenschaften bezüglich juristischer und institutioneller Reformen und Entwicklungen in den 1990er Jahren siehe Kerestecioglu (2004).

9 Zu den Erfolgen und der erfolgreichen Kooperation zwischen Frauenplattformen und Frauenorganisationen mit staatlichen Institutionen bezüglich Reformen des Zivilgesetzbuches und im Strafrecht siehe die Arbeit von Kerestecioglu (2004).

10 Zur Verwendung des Konzepts des *feminist field* siehe Alvarez (2004).

11 Alle türkischen Interviewpassagen und Zitate wurden von der Autorin ins Deutsche übertragen.

Die feministische Wissenschaftlerin und Autorin Yaprak Zihnioglu unterscheidet zwischen der feministischen Bewegung und der Frauenbewegung und zeigt die Differenzen zwischen der ideologischen Ausrichtung und den unterschiedlichen Einflussmöglichkeiten auf:

„Verglichen mit der feministischen Bewegung ist die Frauenbewegung viel weiter verbreitet und schließt Frauengruppen ein, wie egalitäre Feministinnen, kemalistische Frauen, säkulare Frauen bis hin zu kurdischen Frauen, und sogar islamische Frauen können darunter gezählt werden. Die Frauenbewegung bildet eine große Gruppe, während die Feministinnen einen eingeschränkten Kreis bildeten. Das wird ebenso deutlich in der geringen Anzahl von Frauen, die an der feministischen Bewegung teilnahmen. Aber trotz alledem haben die Feministinnen einen größeren Einfluss, einen größeren Wirkungsradius. Dies kommt daher, dass der feministische Diskurs ein radikaler Diskurs und die feministische Bewegung eine autonome Bewegung ist. [...] Die Feministinnen haben eine unabhängige Stimme und sie verfolgen ein einziges Ziel: Die Emanzipation der Frauen“ (Zihnioglu 1996: 34).

Die feministische Anthropologin Aksu Bora vergleicht die feministische Bewegung der 1980er Jahre mit der Frauenbewegung der 1990er und betrachtet die neu entstehenden Geisteshaltungen. Sie betont, dass eigentlich die Projektarbeit die Bedingungen bestimmt, unter denen die Frauen in den Organisationen der 1990er Jahre tätig sind:

„Die reiche, bunte und lebendige Atmosphäre der Achtziger wurde durch eine seltsame Struktur ersetzt, in der sich die Frauen eher über die Projekte, in denen sie arbeiteten, identifizierten, anstatt durch Ideen oder Träume motiviert zu sein, und sich über Interessensnetzwerke zu verbinden“ (Bora 1996: 40).

Der Projektfeminismus und die professionalisierte Herangehensweise, die mit der Institutionalisierung und der Verbreitung von Frauen-NGOs einhergingen, blieben nicht ohne Konsequenzen für die Frauenbewegung. Mit neu gegründeten Frauen-NGOs, Vereinen und Organisationen lernten die Frauen, sich neue Handlungsspielräume, wie etwa das juristische Umfeld, zu erschließen. Sie sollten ebenso lernen, mit Regierungen, staatlichen Institutionen und Verwaltungen zu arbeiten – Kooperationspartner, mit denen sie in der Vergangenheit eine Zusammenarbeit eher abgelehnt hatten. Finanzielle Quellen und Geldspenden standen jetzt dank Förderungen durch internationale NGOs und Geberorganisationen in größerem Umfang zur Verfügung. Aber der Überfluss an finanziellen Quellen deutet nicht immer auf etwas Positives. Die Verfügbarkeit finanzieller Ressourcen brachte mit sich, dass sich die Frauen unter Druck gesetzt fühlten, ihre feministischen Ideale und Ideen umgehend in konkrete Projekte umzusetzen und sicherzustellen, dass diese auch realisiert wurden. Mehr noch: Diese Projekte sollten überprüfbar sein, was bedeutete, dass die Frauen in der Lage sein mussten, zu rechtfertigen, in welcher Form und warum die Mittel in bestimmte Projekte investiert wurden beziehungsweise sie mussten begründen, warum es ihnen wert erschien, dass gerade ihre Organisationen unterstützt werden sollten. Dazu kam, dass sie unter Beweis stellen mussten, administrativ-bürokratische Aufgaben, wie das Verfassen von Projektanträgen und -berichten oder Fundraising, zu beherrschen (Tayli/Mefküre 1997: 81).

Die an der Projektarbeit ausgerichtete Orientierung der Frauen-NGOs hatte auch Konsequenzen für die Beziehungen der Frauen untereinander. Im Zuge von Entscheidungsfindungen und der Implementierung der Projekte traten inhaltliche Differenzen, die unterschiedlichen Klassenherkünften, Wissensbeständen und Erfahrungshintergründen geschuldet waren, unter den Frauen stärker hervor. Als Folge der Institutionalisierung

und der Professionalisierung verschärfte sich die Konkurrenz unter den Aktivistinnen, was zur Rückkehr jener hierarchischen Beziehungen führen konnte, welche die linken Organisationen der vergangenen Perioden prägten und die gerade deshalb so stark durch die Feministinnen kritisiert worden waren (Tayli/Mefküre 1997: 81). Doch neben diesen negativen Aspekten kann die Institutionalisierung der Frauenbewegung auch positiv bewertet werden, wenn berücksichtigt wird, dass die Frauen neue Einsichten und Erfahrungen durch diese Herangehensweisen gewannen. So bot zum Beispiel die Notwendigkeit, mit Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen zusammenzuarbeiten, die Gelegenheit, über diese Beziehungsformen nicht nur nachzudenken und zu reflektieren (Tayli/Mefküre 1997: 83), sondern sie konnten in den feministischen Diskurs integriert und in den Diskussionen über feministische Politik problematisiert werden.

Die Feministinnen sind sich dieser ambivalenten Konsequenzen der Institutionalisierung der Frauenbewegung bewusst. Die weltweite Ausbreitung des Projektfeminismus berücksichtigend, richtet Bora die Aufmerksamkeit auf die widersprüchlichen Auswirkungen, die mit der Etablierung des Projektfeminismus innerhalb der Frauenbewegung einhergingen:

„Die als Projektfeminismus bezeichnete Organisationsform hat sich in den Neunzigern weltweit verbreitet. Diese Form, in den politischen Zielsetzungen in technokratische Projektziele umgeschrieben, wo Kampfgeist in Aktivismus umgewandelt wurde, ist von verschiedenen Standpunkten kritisiert worden. Auch nach unserer Auffassung bildet der Projektfeminismus eines der wichtigsten Probleme der feministischen Bewegung. Wie auch immer, wir sollten anerkennen, dass die feministische Bewegung, die anfangs aus einer gut ausgebildeten städtischen Mittelschicht bestand, zu einem erheblichen Anteil dank der Projekte ein größeres Spektrum von ‚anderen‘ Frauen erreichte“ (Bora/Günel 2002: 8f.).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass um die 1990er Jahre in der feministischen Bewegung eine Institutionalisierung der Bewegung, die NGOisierung der Bewegung, einsetzt, mit der sich der Projektfeminismus verbreitet und in Summe ambivalente Erscheinungen hervorbringt. Von den Aktivistinnen werden nicht nur neue Kompetenzen und Kenntnisse abgefragt, sondern innerhalb der Bewegung verändern sich auch die Geisteshaltungen. Neben einer organisatorischen, ideologischen und intellektuellen Pluralisierung entstehen Frauengruppen in vielen weiteren Städten der Türkei, woraus lokale Feminismen resultieren. Was in den 1980er Jahren noch undenkbar erschien, wird ein Jahrzehnt später möglich: Die Frauenbewegung entdeckt in staatlichen Organen neue Kooperationspartner und erzielt nicht nur auf diesen Ebenen Erfolge (juristische Reformen), sondern auch in der Politik und der Öffentlichkeit. Trotz des beklagten Verlustes der Radikalität bleibt die Wirkungskraft des feministischen Diskurses erhalten; die Frauenbewegung erreicht mit ihren Projekten eine deutlich größere Anzahl von Frauen. Grundsätzlich kann festgestellt werden, dass die Feministinnen diesen Entwicklungen eher skeptisch gegenüberstehen.¹²

12 Zur Kritik verschiedener Frauengruppen am Projektfeminismus siehe detaillierter Al-Rebholz (2008).

2 Transnationales *networking* der Frauenbewegungen in der Türkei

Ein herausragendes Charakteristikum der Frauenbewegung und der Frauen-NGOs besteht in ihren Kontakten und ihrem Austausch mit anderen Frauenbewegungen und internationalen NGOs sowie mit supranationalen Organisationen. Dies drückt sich nicht nur durch die ideologischen, intellektuellen und organisatorischen Solidaritätsnetzwerke mit anderen Frauenbewegungen und -NGOs über nationale Grenzen hinweg aus, sondern ebenso in der Verfügbarkeit finanzieller Ressourcen durch internationale Organisationen. Im Folgenden möchte ich diese Beziehungen zunächst unter der Berücksichtigung des ideologischen und organisatorischen Austauschs und Wissenstransfers betrachten; in einem zweiten Schritt fokussiere ich den finanziellen Aspekt.

Das Erscheinen der feministischen Bewegung kann bis in die Mitte der 1970er Jahre zurückverfolgt werden, also noch vor das Aufkommen feministischer Selbstfahrungsgruppen in der öffentlichen Sphäre um 1980. Tekeli benennt die Teilnahme türkischer Akademikerinnen an der ersten UN-Weltfrauenkonferenz 1975 in Mexiko (an der sie selbst Beteiligte war) als einen der ausschlaggebenden Gründe für das Entstehen der feministischen Bewegung in der Türkei (Tekeli 1989). In diesem Sinne ist das Erscheinen ihres Artikels „Die Frauen angesichts politischer Macht“ (Siyasal İktidar Karsisinda Kadin) in einer der renommiertesten soziologischen Zeitschriften (*Toplum ve Bilim*) im Jahr 1977 im Kontext der Entwicklung von Frauenstudien und des akademischen Feminismus in der Türkei zu betrachten. In diesem Artikel referiert Tekeli unter anderem die Werke französischer, englischer und US-amerikanischer feministischer Autorinnen wie Betty Friedan, Kate Millett, Juliet Mitchell, Sheila Rowbotham und Simone de Beauvoir (Tekeli 1977). Nach 1980 war es eine der ersten Aktivitäten der Feministinnen, ein Symposium zur Frauenfrage in Istanbul (1982) zu organisieren, zu dem auch die französische Feministin Gisele Halimi eingeladen war (Tekeli 1989). Der Frauenkreis (Kadin Cevresi), gegründet gegen Ende 1983, übersetzte als eine seiner ersten Aktivitäten feministische Klassiker, wie „Gespräche zwischen Alice Schwarzer und Simone de Beauvoir“, ins Türkische (Tekeli 1989).

Eine Untersuchung transnationaler Netzwerke kurdischer Frauen mit anderen Frauen-NGOs ergibt ebenso viele Verbindungen und Kontakte nach Europa und den USA. Aber in diesem Fall ist festzuhalten, dass kurdische Frauen-NGOs zusätzlich die Solidarität und die politisch-organisatorische Unterstützung der Migrantinnenorganisationen, die in den industrialisierten Gesellschaften und liberalen Demokratien Westeuropas (zu beachten ist die hohe Präsenz kurdischer MigrantInnenpopulationen insbesondere in Ländern wie Deutschland, Frankreich, Schweden, Niederlande, Belgien und Dänemark) und in den USA gegründet wurden, genießen und entsprechende Beziehungen aufrecht erhalten (Kayhan 2000).

An dieser Stelle möchte ich aber die Auswirkungen, die dieser transnationale Austausch auf die Prozesse der Wissensproduktion des Zweite-Welle-Feminismus mit sich bringt, fokussieren und dabei insbesondere die politischen Prozesse innerhalb der Türkei, auf die ich später eingehe, betrachten.

Zunächst möchte ich aber betonen, dass die feministische Bewegung in der Türkei eine der am besten dokumentierten sozialen Bewegungen im Vergleich zu anderen sozi-

alen Bewegungen ist.¹³ Trotzdem sind die transnationalen Aktivitäten der Bewegungen spärlich adressiert, wenn sie überhaupt in der Literatur¹⁴ Erwähnung finden. Dies trifft für die feministische Bewegung der 1980er genau so zu wie für die der 1990er Jahre.

Transnationales *networking* der Frauenbewegungen kann nicht auf den ideologischen, intellektuellen und organisatorischen Austausch und Solidarität begrenzt werden. Viele der Frauen-NGOs konnten nur gegründet und ihre Projekte nur dank der finanziellen Unterstützung internationaler NGOs und der Förderung durch supranationale Organisationen umgesetzt werden. Als Beispiel sei die monatlich erscheinende Zeitschrift *Pazartesi* (1995–2005) genannt, die eine bedeutende Rolle in den Diskussionen der feministischen Öffentlichkeit spielte. Nur aufgrund einer größeren Geldspende durch die Frauen(An)Stiftung der Heinrich-Böll-Stiftung aus Deutschland war ihr Erscheinen möglich. Als die finanzielle Förderung durch die Stiftung Anfang 2000 eingestellt wurde, war die Herausgabe des Magazins für weitere anderthalb Jahre nur deshalb möglich, weil eine US-amerikanische Stiftung finanzielle Unterstützung bereitstellte. In ähnlicher Weise war das Projekt *The Development of Permanent Methods in the struggle against Killings Committed in the Name of 'Honour'* in der südöstlichen und östlichen Region Anatoliens nur dank finanzieller Unterstützung des schwedischen Generalkonsulats in Istanbul, der Schweizer Botschaft und der Istanbulener Niederlassung des Georg Soros Open Society Instituts möglich (*Ka-Mer* Geschäftsbericht 2003, 2004, 2005). Vergleichbare Projekte der feministischen NGO *Amargi* (Frauenakademie, Istanbul) und der kurdischen Frauen-NGO *Regenbogen* (*Gökkusagi*, Istanbul) konnten einzig realisiert werden durch die finanzielle Unterstützung des Frauenfonds der *Vereinigung von Unternehmerinnen* (*KAGIDER - Kadın Girisimciler Dernegi*, Istanbul), die wiederum durch andere Organisationen, zum Beispiel durch das bereits erwähnte Open Society Institut in Istanbul, finanziert werden (Open Society Institute Report 2006: 117).

3 Wissensaustausch mit den westlichen Feminismen: der Fall der kurdischen Aktivistinnen

In der Literatur lassen sich drei politische Kontexte identifizieren, in denen transnationale Netzwerke entstehen können:

1. Wenn Binnengruppen politische Partizipation und Kommunikationskanäle, über die sie ihre Anforderungen an ihre Regierung stellen könnten, verweigert werden oder sie ineffektiv sowie blockiert sind.
2. Wenn die Akteurinnen davon ausgehen können, dass ihre politische Mission und Kampagnen durch transnationales *networking* unterstützt und wirkungsmächtiger werden könnten.

13 Dieser Sachverhalt ist in Anbetracht eines akademischen Hintergrundes bei der Majorität der Protagonistinnen der feministischen Bewegung wenig überraschend.

14 Im Kontext der neuen Frauenbewegung in Deutschland stellen Regina Dackweiler und Reinhold Schäfer in ähnlicher Weise fest, dass die Internationalität der Frauenbewegung in der Literatur wenig Aufmerksamkeit genießt, weshalb sie die Bedeutung eines internationalen theoretischen Austausches als eine Ressource begreifen, die der Bewegung zur Verfügung stand und sich günstig auf deren Entwicklung auswirkte (Dackweiler/Schäfer 1999: 201f.).

3. Wenn Konferenzen und andere Formen internationalen Austausches Möglichkeiten für die Erschaffung und Verstärkung solcher Netzwerke beinhalten (Keck/Sikkink 1998: 12).

Meiner Meinung nach bietet der zweite Kontext den relevanten analytischen Rahmen für die Untersuchung der Frauenbewegungen und ihrer transnationalen Netzwerke in der gesamten Türkei. Eine differenzierte Betrachtungsweise des politischen Kontextes, in dem die kurdischen Frauen in der Türkei aktiv sind, ist jedoch nur unter Mitberücksichtigung ihrer marginalisierten sozialpolitischen Lage in der türkischen Gesellschaft möglich. So kann das Vorhandensein ihrer transnationalen Netzwerke mit Bezug auf Sonia Alvarez' Beobachtungen über lateinamerikanische Frauengruppen auch gut erklärt werden. Alvarez betont, dass einer der Gründe, warum die Aktivistinnen sich in grenzüberschreitenden transnationalen Verbindungen engagieren, darin liege, dass sie sich ihrer „marginalisierten politischen Identitäten“ und ihres „subalternen Status“ durch die Solidarität mit anderen stigmatisierten Gruppen beteuern und sich gegenseitig bestärken wollen (vgl. Alvarez 2000: 4).

Die kurdischen Frauen stehen an der Schnittstelle verschiedener Machtachsen und politischer Diskurse und sind daher verschiedenen Formen der Unterdrückung (geschlechtlich, ethnisch und sozioökonomisch) ausgesetzt, die wiederum zur Formierung ihrer Subjektivität beitragen, wie es sich in den Themen und Bezügen der von ihnen entwickelten Frauenpolitik zeigt. Indem sie sich mit dem Sexismus der kurdischen Gesellschaft, dem Nationalismus des türkischen Staates und dem Ethnozentrismus (der epistemischen Gewalt) des türkischen und westlichen Feminismus auseinandersetzen und sich positionieren, verwandeln sie ihren Status vom strukturell mehrfach benachteiligten Objekt zum Status des privilegierten Subjekts eines bestimmten politischen Diskurses (kurdisch-feministischer Diskurs) und einer Wissensform (kurdisches Frausein in der Türkei).

In diesem Zusammenhang beschränken sich die kurdischen Feministinnen nicht ausschließlich auf die Geschlechterfrage, sie plädieren gleichzeitig für einen „anderen Feminismus“ (Kayhan 2000: 14f.), der neben der Geschlechterfrage nationale, ethnische und klassenspezifische Unterschiede unter Frauen berücksichtigt. Es wird immer wieder von kurdischen Feministinnen betont, dass sie zwei Identitäten hätten und von daher gegen eine doppelte Unterdrückung und für die Befreiung dieser beiden Identitäten kämpfen würden: Einerseits kämpfen sie für die „Befreiung der kurdischen Identität“, andererseits kämpfen sie für die „Befreiung als Frau“ (Ayten 2000: 23).

Die Kritik, die seitens der kurdischen Aktivistinnen an die feministische Bewegung (in ihrer Anfangsphase) in der Türkei gerichtet ist, verläuft an drei Achsen: Erstens wird den türkischen Feministinnen vorgeworfen, dass sie dem kurdischen Feminismus ihre Anerkennung verweigern und keine Solidarität zwischen den türkischen und den kurdischen Feministinnen bestehe. Zweitens existiere Akzeptanz, falls überhaupt, bestenfalls mit der Attitüde einer herablassenden Haltung und Toleranz. Auch wegen ihres Feminismusverständnisses werden die türkischen Feministinnen kritisiert, das abgesehen von der Unterdrückung des Geschlechts andere Unterdrückungsformen und damit verbundene Wissensformen nicht mitberücksichtige oder vernachlässige (Kayhan 2000). So wird festgestellt, dass der türkische Feminismus nur die Werke der „weißen Frauenbe-

wegung“ aus den USA und Europa ins Türkische übersetzt habe und dabei Werke des „schwarzen Feminismus“ und „anderer Feminismen“ unberücksichtigt ließ (Kayhan 2000: 15).

Um die gegen sie gerichteten rassistischen und diskriminierenden Praxen und die als sozial niedriger empfundene Stellung gegenüber den türkischen Frauen verstehen und artikulieren zu können, referieren die kurdischen Feministinnen oft auf die Werke des schwarzen Feminismus aus den USA. Unter anderem werden hier besonders die Werke von Angela Davis und bell hooks rezipiert. So können sie nicht nur ihre spezifischen Anliegen als kurdische Frauen artikulieren, sondern differenzieren gleichzeitig ihre ideologische Position innerhalb der feministischen Szene in der Türkei und distanzieren sich vom Zweite-Welle-Feminismus, der ihrer Meinung nach von türkischen Feministinnen repräsentiert wird (Canan/Halide 2005: 229, 235). Es werden auch Analogien zwischen dem sozialen Status, den Erfahrungen der Schwarzen in den USA und der eigenen Situation in der Türkei hergestellt (Berivan 1999).

Die kurdischen Feministinnen üben aber nicht nur Kritik an den Wissenshierarchien, die durch die türkischen Feministinnen geschaffen wurden, sondern auch an den Wissenshierarchien, die der westliche Feminismus hervorgebracht habe. Die abschätzige Haltung der westlichen Feministinnen wird sogar deutlich radikaler kritisiert als die türkischen Feministinnen. In diesem Verhältnis fühlten sich die Kurdinnen „wie die Affen im Käfig als Untersuchungsgegenstand“. Das wird wiederum als ein „typisches Beispiel der eurozentristischen Haltung der weißen, westlichen Frauenbewegung“ bezeichnet (Kayhan 2000: 15)

Fatma Kayhan schreibt, dass sie zunächst mit der Wahrnehmung als kurdische Feministin seitens von Forscherinnen aus den USA und Europa zufrieden gewesen sei, weil sie ihnen viel Zeit widmeten und viele Gespräche und Interviews geführt hatten. Dennoch erkannte sie später den homogenisierenden und eurozentristischen Blick der Forscherinnen sowie die Diskrepanz zu dem, was sie gesagt hatten, und dem Bild, das den Kurdinnen durch diese Forscherinnen zugeschrieben wurde (Kayhan 2000).

4 Konsequenzen der Institutionalisierung und der Transnationalisierung der Frauenbewegungen für die feministische Politik und Wissensproduktion

Der um die 1990er Jahre einsetzende Prozess der Institutionalisierung der Frauenbewegung und der Verbreitung von Frauen-NGOs, der mit dem Aufstieg und der Etablierung des Projektfeminismus einherging, hat seit dem Jahr 2000 an Dynamik gewonnen. Die Verbreitung der Projektlandschaft, in den 1990ern vor allem durch EU und UN finanziert, geht Hand in Hand mit der Vermehrung von Institutionen und Personen, die diese Frauen-NGOs unterstützen (Sirman 2006: 22). Die Feministinnen haben bereits in dieser Zeit ihre Zurückhaltung gegenüber diesen Entwicklungen zum Ausdruck gebracht. Bora fragt, ob das gleichzeitige Aufkommen des liberalen Diskurses vom „schlanken Staat“ mit der Delegation staatlicher Aufgaben an Nicht-Regierungs-Organisationen mehr als ein Zufall sein kann (Bora 1996: 40). Mehr noch: Von Feministinnen wurde befürchtet, dass feministische Politik als Teil eines Entwicklungsprogramms betrachtet

werden könnte (Bora 1996: 40). Ebenso wird festgestellt, dass feministische Politiken in dieser Phase einen Teil ihres politischen Inhalts verloren haben: „Die enthusiastische Diskussionsatmosphäre der Achtziger wurde ersetzt durch Gruppen, die, getrennt voneinander, mit ihrer eigenen Tagesordnung (Projekten) beschäftigt waren“ (Bora/Günel 2002: 9). Die Politikwissenschaftlerin Ayşe Ayata stellt ebenso bei einem Vergleich der feministischen Bewegung der 1980er Jahre und den Frauengruppen und -organisationen ein Jahrzehnt später fest, dass die Radikalität im feministischen Diskurs und in der Bewegung verloren gegangen seien (Ayata 1997: 87).

Die NGOisierung der Landschaft des frauenpolitischen Kampfes und die Notwendigkeit einer auf Gender-Projekten basierten Arbeit haben mannigfaltige Konsequenzen für das Verständnis feministischer Politik und die Definition von Fraueninteressen. Im lateinamerikanischen Kontext macht die feministische Politikwissenschaftlerin Sonia Alvarez darauf aufmerksam, dass Frauen-NGOs ihre langfristigen politisch-kulturellen Ziele und die Transformation existierender Geschlechtermachtverhältnisse aus den Augen verlieren, und zwar unter dem Druck kurzfristiger Projektziele als Ergebnis finanzieller Abhängigkeit von den Spendern und vom Staat (Alvarez 2004: 138). Auf Sabine Langs Arbeit über die politischen Effekte der NGOisierung des Feminismus in Deutschland rekurrierend, zeigt sie weiter, dass NGOs, die sich den offiziellen Orthodoxien widersetzen, drohe, aus dem Markt der Gender-Projekte ebenso wie aus öffentlichen Diskursen herausgedrängt zu werden (Alvarez 2004: 138f.)

Die Auswirkungen dieser Prozesse sollten weiterhin für den türkischen Kontext diskutiert werden. In dieser Hinsicht besteht allerdings eine Lücke in der feministischen Literatur in der Türkei. Doch jüngst haben einige Feministinnen begonnen, die Konsequenzen des Projektfeminismus vor allem in Bezug auf den Wissensproduktionsprozess in Verbindung mit der Entwicklung neuer Machttechniken zu untersuchen. In diesem Rahmen hat die feministische Anthropologin Nükhet Sirman darauf aufmerksam gemacht, dass durch Informationen über Frauen, die an Seminaren der NGOs teilnehmen, Wissen produziert werde, das wiederum die Entwicklung neuer Regierungstechniken befördere (Sirman 2006). Dementsprechend ist die projektbasierte, sozialpolitische Arbeit von Frauen-NGOs eingebettet in den Entwicklungsdiskurs, der die Gesellschaft in „entwickelt“ und „unterentwickelt“ teile. Sirman hält fest, dass seit den UN-Weltfrauenkonferenzen einige technische Indikatoren und Indexe eingeführt wurden, die den Status von Frauen und die Geschlechtergleichheit messen sollen. Ihre Kritik an jene Sorte des Projektfeminismus richtend, der die Frauen auf technische Indikatoren und statistische Daten reduziert, bedauert sie, dass die Selbsterfahrungsgruppen, welche die Frauen ja dazu ermunterten, ihre eigene Subjektivität als eingebunden in vergeschlechtlichte Machtbeziehungen zu verstehen, ersetzt wurden durch eine technisch-bürokratische Wahrnehmung mit dem Ziel, den Entwicklungsstand der Frauen zu erfassen. Sie bezeichnet das als „virtuellen Feminismus“ und dessen ProtagonistInnen als „virtuelle Feministinnen“ und fügt hinzu, dass das Ziel des virtuellen Feminismus eben nicht die Entwicklung einer kritischen feministischen Perspektive über die Welt beinhalte, sondern die GeldgeberInnen Frauen auf die „Anzahl der erreichten Frauen“ in ihren Berichten reduziere (Sirman 2006: 22).

Diese Analyse stellt uns nicht nur wertvolle Einsichten über die Funktionsweise des virtuellen Feminismus in der Türkei zur Verfügung, sondern auch über die Ent-

wicklung neuer Regierungstechniken in einem breiteren Kontext. Verknüpft mit einem bestimmten Bild von Subjektivität, unterstreicht die Verwirklichung eines bestimmten Typus von Gesellschaft die Logik des virtuellen Feminismus. Sirman setzt diese neuen Formen von Subjektivierung in Bezug zu neuen Regierungstechniken in der türkischen Gesellschaft (Sirman 2006). An diesem Punkt schlage ich vor, die Analyse über den virtuellen Feminismus mit Bezug auf Shirin Rais Definition der Global Governance als Ideologie zu interpretieren. Sie schlägt vor, die Literatur der Global Governance in vier Dimensionen zu klassifizieren: die Arenen von Märkten, Institutionen, Ideologien und Spektakel. Hier verwende ich ihre Definition von Global Governance, die die ideologische Arena betrifft. Die Literatur zu Global Governance, die den ideologischen Aspekt fokussiert, hebt die hegemoniale Rolle der epistemischen Gemeinschaften und darin die Rolle der ExpertInnen, policy makers, policy analysts und Intellektuellen hervor (Rai 2008: 21).

Rai sagt dazu: „Governance as ideology requires the validation by epistemic communities – researchers, academics, policy advisers – as gatekeepers of disciplines as well as of the possible“ (Rai 2008: 34). Diese Beschreibung trifft auf den türkischen Fall zu – es sind genau diese Rolle und Funktion, welche die feministischen Aktivistinnen und Frauen-NGOs spielen, vielleicht nicht unbedingt die Rolle epistemischer Gemeinschaften, die weltweit Regeln und Normen setzen, aber als Team von Praktikerinnen und als die eigentlichen ImplementiererInnen der Politiken und Bildungsprogramme, die durch supranationale Organisationen entschieden und finanziert werden. Dieser vergeschlechtlichte Wissensproduktionsprozess hat unmittelbare Konsequenzen für ein Verständnis feministischer Politik in der Türkei.

Eine feministische Politik soll auf dem breiten Spektrum von Frauensubjektivitäten, Frauenerfahrungen und -wissen beruhen können, das Frauen mit verschiedenen Zugehörigkeiten mitbringen. Eine Definition des feministischen Subjekts, auf das sich feministische Politik stützt, erfordert wiederum, jenseits einer Synthese der unterschiedlichen Erfahrungen und Wissensbestände der Frauen auch die sich im Zuge der neoliberalen Globalisierung ändernden Fraueninteressen und Frauenidentitäten mit einzubeziehen. In dieser Hinsicht soll eine feministische Analyse auch auf die Fragen antworten können, wessen Erfahrungen als Grundlage der feministischen Politik genommen werden und wie diese Interessen und Erfahrungen angemessen erfasst werden können.

Schlussbemerkungen: Emanzipatorisches Potenzial des Lokalen in der transnationalen Politik?

In diesem Schlussteil sollen einige kritische Eckpunkte bestimmt werden.

Die Institutionalisierung der Frauenbewegungen in Form von Frauen-NGOs und die damit verbundenen transnationalen Netzwerke haben, wie oben dargestellt, weitreichende Konsequenzen für die feministische Politik und Wissensproduktion. Gleichzeitig muss dies als Ausdruck für die Neudefinition der Geschlechterverhältnisse und die Entstehung eines neuen Geschlechterregimes in der Türkei gedeutet werden, was wiederum in den größeren Rahmen der Transformation hegemonialer Verhältnisse zwischen Staat und Zivilgesellschaft einzubetten ist (vgl. Al-Rebholz 2010).

An anderer Stelle habe ich den Zusammenhang zwischen der NGOisierung der gesamtzivilgesellschaftlichen Sphäre in der Türkei und der NGOisierung der frauenpolitischen Sphäre insbesondere hergestellt. Dabei habe ich, parallel zur beobachteten „Fragmentierung der Zivilgesellschaft“ (Al-Rebholz 2010: 84), auf die Entstehung konkurrierender Geschlechteridentitäten und -projekte, die mit „konkurrierenden Männlichkeiten“ (Ertürk 2006: 82) einhergehen, aufmerksam gemacht. In dieser Hinsicht ist auch die Rede von kurdischen, islamischen, feministischen und kemalistischen Frauen-NGOs, die ihre je eigenen Entwicklungs- und Modernitätsmodelle propagieren (vgl. Al-Rebholz 2010).

Zusammen mit der NGOisierung und der Entstehung der oben erwähnten lokalen feministischen Bewegungen ist gleichzeitig eine erhöhte Partizipation und Kooperation der Frauen-NGOs mit den kommunalen Verwaltungen und Behörden zu beobachten, um beispielsweise die Unterstützung für Frauenhäuser und Frauenberatungszentren zu erhalten (Kardam 2005: 63). Die Beteiligung der zivilgesellschaftlichen Organisationen an der Regierung und die Etablierung der globalen Norm der lokalen Governance gilt als relativ junges Phänomen für die Türkei (Kardam 2005: 150). Sie wurde auch durch die Lokale Agenda 21 der Rio-Konferenz (1992) vorangetrieben. Das UNDP (United Nations Development Programme) hat die Etablierung der Lokale-Agenda-21-Gruppen innerhalb der kommunalen Verwaltungen unterstützt (Kardam 2005: 64). Die Interaktion zwischen staatlichen Stellen und den Aktivistinnen ist nicht frei von Widersprüchlichkeiten. Einerseits wird ihre Beteiligung gewünscht, andererseits werden sie auf Wählerinnen reduziert und instrumentalisiert (vgl. Kardam 2005: 161), jedoch wird das gegenhegemoniale, emanzipatorische Potenzial der lokalen Politik – in Anbetracht der Erfolge, die von Frauen-NGOs auf lokalen Regierungsebenen erzielt wurden (im Rahmen der Zusammenarbeit mit etlichen lokalen Behörden, darunter Polizei, Kommunen etc.) –, auch in der feministischen Öffentlichkeit neuerdings als Option thematisiert (vgl. Amargi 2008).

Die Betonung der demokratisierenden Wirkung lokaler Kräfte und somit die Betonung der zentralen Rolle der lokalen frauenpolitischen Akteurinnen ist nicht Türkei-spezifisch und hat einen privilegierten Stellenwert im Vokabular politisch aktiver Gruppen im Rahmen der Entwicklungs- und Demokratisierungsdebatte (Rai 2002: 207). Einerseits werden die Demokratisierung und das Kritikpotenzial der lokalen Dynamiken – wie die Herausforderung des universalistischen Diskurses der Modernisierung und wie lokale Gruppen an ökonomischen und politischen Prozessen in ihren Gemeinschaften teilnehmen können – als positiv eingestuft. Andererseits begegnet Shirin Rai den verzwickten Seiten eines Politikverständnisses, das auf dem Lokalen aufbaut, mit Zurückhaltung. Denn ihrer Meinung nach steht die Privilegierung des lokalen Raums immer noch in engem Zusammenhang mit den nationalstaatlichen Kapazitäten. Und darüber hinaus muss lokal nicht unbedingt ein Raum der Freiheit und Sicherheit für die Frauen sein. Denn der lokale Raum ist genauso gebrochen wie der Raum des Nationalen und des Globalen und den marginalisierten Gruppen eine Stimme zu geben, bedeutet nicht zugleich eine Ermächtigung für die Frauen (Rai 2002: 207ff.).

Ähnlich wie die Betonung des Zusammenhangs zwischen lokalem Raum und den nationalstaatlichen Kapazitäten stellt auch Roland Roth fest, dass viele transnational agierende NGOs in die *realen* Zivilgesellschaften eingebettet sein müssen, die von

Herrschaftsstrukturen und hegemonialen Verhältnissen in diesen Gesellschaften geprägt sind (Roth 2005: 118f.). Zudem wird unterstrichen, dass die NGOs von fragmentierten internationalen Regimes profitieren und so auch zur Entstehung separater Politikwelten beitragen (Roth 2005: 116). Mit Rückgriff auf die Erkenntnis, dass transnationale Netzwerke durch innenpolitische Strukturen vermittelt werden (Keck/Sikkink 1998: 7), möchte ich noch einmal auf die Fragmentierung der geschlechterpolitischen zivilgesellschaftlichen Sphäre in der Türkei zurückkommen und kritisch hinterfragen, ob die Transnationalisierung und NGOisierung der Frauenpolitik in der Türkei eine mehr an Herrschaftskritik ausgerichtete oder eine emanzipatorische Perspektive mit sich bringen.

Im Rahmen der transnationalen NGO-Politik wird zudem auf das Nord-Süd-Gefälle aufmerksam gemacht (Roth 2005: 115), also die asymmetrische Machtverteilung der Akteurinnen aus dem Norden und aus dem Süden bezüglich ihres Zugangs zu Ressourcen (Wissen, Sprache, Geld, Macht). Das zeigt sich auch in der Themenauswahl, den Prioritäten und dem Agenda-Setting der feministischen Bewegungen aus dem Süden und aus dem Norden. Während die Frauenbewegungen aus dem Süden eher für Umverteilung kämpfen, betonen die Aktivistinnen aus dem Norden eher identitätspolitische Anforderungen wie Partizipation, Repräsentation und Gender Mainstreaming (Ruppert 2009: 232). In dieser Hinsicht werden auch, trotz der Anerkennung des politisch-analytischen Beitrags der Frauenbewegungen aus dem Süden, die Dominanz der nördlichen Positionen und somit die asymmetrischen Machtverhältnisse und Differenzen zwischen den lokalen und transnationalen Feminismen erneut unterstrichen. In diesem Sinne ist auch festzuhalten, dass die Feministinnen in der Türkei über den universalistischen Anspruch und die Haltung des westlichen Feminismus nicht kritisch reflektiert haben: Jenseits der Wiedergabe und Übertragung der feministischen Ideen wurde die Mühe, eine genuin feministische Theoriebildung für die eigene Gesellschaft zu fördern, nicht unternommen. Deshalb wird ihnen als denjenigen, die feministisches Wissen und feministische Ideologie in die Türkei gebracht haben, von anderen Gruppen (vor allem von kurdischen und islamischen Aktivistinnen) vorgeworfen, dass der türkische Feminismus konkrete Anliegen der verschiedenen Frauengruppen in der Türkei nicht berühren konnte beziehungsweise Theorie und konkrete gesellschaftliche Erfahrungswelten nicht in Zusammenhang gebracht werden konnten.

Abschließend möchte ich mich auf Spivak und ihren kritischen Anstoß beziehen, die positiv besetzten Inhalte der Begriffe „Zivilgesellschaft“ und „Transnationalität“ im frauenpolitischen Feld neu zu überdenken. Sie macht uns nämlich auf den engen Zusammenhang zwischen der Monetarisierung der Welt und der Mission der Transnationalität aufmerksam (Spivak 2009: 23) und betont, dass im Zuge der Globalisierung nicht nur von der bis jetzt festgestellten Aushöhlung der Nationalstaaten, sondern auch von der Aushöhlung zivilgesellschaftlicher Strukturen gesprochen werden müsse (Spivak 2009: 23). Dies ist eine wichtige Erkenntnis sowohl für transnationale als auch für lokale Frauenbewegungen, die ihre politischen Aktivitäten innerhalb der zivilgesellschaftlichen Sphäre einordnen, aber auch auf deren Transformation hinarbeiten.

Literaturverzeichnis

- Acar, Feride & Altunok, Gülbanu. (2009). *Paths, Borders and Bridges: Impact of Ethnicity and Religion on Women's Movements in Turkey*. Unveröffentlichtes QUING-Manuskript, 1–28
- Acuner, Selma. (2002). 90'li yıllar ve Resmi Düzeyde Kurumsallasma'nın Dogus Asamaları. In Aksu Bora & Asena Günel (Hrsg.), *90'larda Türkiye'de Feminizm* (S. 125–158). Istanbul: Iletisim
- Al-Rebholz, Anil. (2007). Feminist Production of Knowledge and Redefinition of Politics in Turkey. In Lena Behmenburg, Mareike Berweger, Jessica Gevers et al. (Hrsg.), *Wissenschaft(f) Geschlecht* (S. 217–234). Königstein: Ulrike Helmer Verlag
- Al-Rebholz, Anil. (2008). Zivilgesellschaft, NGOisierung und Frauenbewegungen in der Türkei der 2000er Jahre. In Ilker Atac, Bülent Küçük & Ulas Sener (Hrsg.), *Perspektiven auf die Türkei – Ökonomische und gesellschaftliche (Dis)Kontinuitäten im Kontext der Europäisierung* (S. 321–341). Münster: Westfälisches Dampfboot
- Al-Rebholz, Anil. (2010). Regieren der Geschlechterverhältnisse im Wandel: Transnationale Strategien der Frauenbewegungen in der Türkei. *Femina Politica*, 2, 74–87
- Alvarez, Sonia E. (2000). *Translating the Global: Effects of Transnational Organizing on Local Feminist Discourses and Practises in Latin America*. Zugriff am 8. Mai 2010 unter www.antenna.nl/~waterman/alvarez.html
- Alvarez, Sonia E. (2004). Advocating Feminism: The Latin American Feminist NGO 'Boom'. In Luciana Ricciutelli, Angela Miles & Margaret H. McFadden (Hrsg.), *Feminist politics, activism and vision: local and global challenges* (S. 122–148). Toronto: Inanna publications
- Amargi. (2008). *Yerel Siyaset Esas Siyaset*. Istanbul: Amargi
- Arat, Yesim. (1994). Toward a Democratic Society: The Women's Movement in Turkey in the 1980s. *Women's Studies International Forum*, 17 (2/3), 241–248
- Ayata, Ayse. (1997). Kadınin Siyaseti ve Kadınin Siyasete Eklenmesi. *Degisim*, 6 (1/2), 82–101
- Ayten. (2000). Leserbrief. *Roza*, 17, 23
- Berivan. (1999). Irkçiligi farketmek. *Roza*, 16, 9–11
- Bora, Aksu. (1996). Kadın Hareketi: Nereden Nereye. *Birikim*, 3, 39–41
- Bora, Aksu & Günel, Asena. (2002). Preface. In Aksu Bora & Asena Günel (Hrsg.), *90'larda Türkiye'de Feminizm* (S. 7–11). Istanbul: Iletisim
- Canan & Halide. (2005). Feminist Kürt Kadın Olusumlari. In Amargi (Hrsg.), *Özgürlüğü Ararken* (S. 221–238). Istanbul: Amargi Kadın Bilimsel ve Kültürel Arastirmalar Yayıncılık ve Dayanisma Kooperatifi
- Dackweiler, Regina & Schäfer, Reinhild. (1999). Lokal – national – international. Frauenbewegungspolitik im Rück- und Ausblick. In Ansgar Klein et al. (Hrsg.), *Neue Soziale Bewegungen* (S. 199–224). Opladen: Westdeutscher Verlag
- Ertürk, Yakin. (2006). Turkey's Modern Paradoxes: Identity Politics, Women's Agency, and Universal Rights. In Myra Marx Ferree & Aili Mari Tripp (Hrsg.), *Global Feminism: transnational women's activism, organizing and human rights* (S. 79–109). New York: New York Univ. Press
- Grewal, Inderpal. (2008). The Transnational in Feminist Research: Concept and Approaches. In Heike Brabandt et al. (Hrsg.), *Mehrheit am Rand?: Geschlechterverhältnisse, globale Ungleichheit und transnationale Handlungsansätze* (S. 189–199). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Grewal, Inderpal & Kaplan, Caren. (1997). Introduction: Transnational Feminist Practises and Questions of Postmodernity. In Inderpal Grewal & Caren Kaplan (Hrsg.), *Scattered Hegemonies: postmodernity and transnational feminist practises* (S. 1–33). Minneapolis: University of Minnesota Press
- Kaplan, Caren. (1997). The Politics of Location as Transnational Feminist Critical Practice. In Inderpal Grewal & Caren Kaplan (Hrsg.), *Scattered Hegemonies: postmodernity and*

- transnational feminist practises* (S. 137–152). Minneapolis: University of Minnesota Press
- Kardam, Filiz & Ecevit, Yildiz. (2002). 1990'ların sonunda bir Kadın İletişim Kuruluşu: Ucan Süpürge. In Aksu Bora & Asena Günel (Hrsg.), *90'larda Türkiye'de Feminizm* (S. 87–108). İstanbul: İletişim
- Kardam, Nüket. (2005). *Turkey's Engagement with Global Women's Human Rights*. Aldershot: Ashgate Publishing
- Kayhan, Fatma. (2000). Roza dört yasında Ne istedik, ne yaptık, ne oldu? *Roza*, 17, 7–17
- Keck, Margaret E. & Sikkink, Kathryn. (1998). Transnational Advocacy Networks in International Politics: Introduction. In Margaret E. Keck & Kathryn Sikkink (Hrsg.), *Activists Beyond Borders* (S. 1–38). USA: Cornell University Press
- Kerestecioglu, İnci Özkan. (2004). Women's Movement in the 1990s: Demand for Democracy and Equality. In Ka-Der Press (Hrsg.), *The Position of Women in Turkey and in the European Union: Achievements, Problems, Prospects* (S. 75–97). İstanbul: Ka-Der Press
- Kocalı, Filiz. (2002). Kadınlarla Mahsus Gazete Pazartesi. In Aksu Bora & Asena Günel (Hrsg.), *90'larda Türkiye'de Feminizm* (S. 73–85). İstanbul: İletişim
- Pries, Ludger. (2008). *Die Transnationalisierung der sozialen Welt: Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Rai, Shirin M. (2002). Critical Engagements from Nationalism to Globalization. In Shirin Rai (Hrsg.), *Gender and the Political Economy of Development* (S. 198–216). Cambridge: Polity Press
- Rai, Shirin M. (2008). Analysing Global Governance. In Shirin M. Rai & Georgina Waylen (Hrsg.), *Global Governance: Feminist Perspectives* (S. 19–42). Houndmills: Palgrave MacMillan
- Roth, Roland. (2005). Transnationale Demokratie: Beiträge, Möglichkeiten und Grenzen von NGOs. In Achim Brunnengräber, Ansgar Klein & Heike Walk (Hrsg.), *NGOs im Prozess der Globalisierung: Mächtige Zwerge – umstrittene Riesen* (S. 80–128). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung
- Ruppert, Uta. (2009). Im Brennpunkt transnationaler Feminismen: Globale Gerechtigkeit. In Ingrid Kurz-Scherf, Julia Lepperhoff & Alexandra Scheele (Hrsg.), *Feminismus: Kritik und Intervention* (S. 230–245). Münster: Westfälisches Dampfboot
- Savran, Gülnur. (1998). Yolun Neresindeyiz? *Pazartesi*, 36, 3
- Sirman, Nüket. (2006). Proje Toplumunun Sanal Kadınları. *Amargi*, 3, 22
- Spivak, Gayatri Chakravorty. (2009). Alte und neue Diasporas: Frauen in einer transnationalen Welt. *Femina Politica*, 2, 19–31
- Taylı, Ülfet & Mefküre, Fatma. (1997). Kollektif bir yapı deneyimi olarak Mor Cati. *Birikim*, 3, 80–85
- Tekeli, Sirin. (1977). Siyasal İktidar Karsısında Kadın. *Toplum ve Bilim*, 2, 69–107
- Tekeli, Sirin. (1989). 80'lerde Türkiye'de Kadınların Kurtuluşu Hareketinin Gelişmesi. *Birikim*, 7, 34–41
- Tekeli, Sirin. (1992). Europe, European Feminism, and Women in Turkey. *Women's Studies International Forum*, 15 (1), 139–143
- Zihnioglu, Yaprak. (1996). Üslup sorunu vardı ama konuşulmazdı. *Birikim*, 3, 31–35

Berichte von NGOs

- Ka-Mer. (2003). *Killings in the Name of 'Honour'*. Ka-Mer Frauenzentrum, Diyarbakir
- Ka-Mer. (2004). *no more "if only's"*. Ka-Mer Frauenzentrum, Diyarbakir
- Ka-Mer. (2005). *Who's to blame?* Ka-Mer Frauenzentrum, Diyarbakir
- Open Society Institute. (2006). *Acik Toplum* (Offene Gesellschaft) 2001–2006. İstanbul: Open Society Institute Assistent Foundation

Zur Person

Anil Al-Rebholz, Dr. phil., M.A. Soziologie, B.A. Internationale Beziehungen und Politikwissenschaft. Wissenschaftliche Mitarbeiterin und Lehrbeauftragte am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Arbeitsschwerpunkte: Transnationalisierung von sozialen Bewegungen, Frauenbewegungen und Frauen-NGOs in der Türkei, Wissensproduktionsprozesse, Transnationalisierung, Geschlecht und Migration
Kontakt: E-Mail: Al-Rebholz@soz.uni-frankfurt.de

Transnationale Räume und die Konstituierung von lokalen Räumen zur Aushandlung von Entwicklung und Geschlechterverhältnissen

Zusammenfassung

Die Konstituierung von sozialen Räumen über die Aushandlung von globalen Entwicklungskonzepten und -visionen steht im Zentrum dieses Beitrags. Es wird gezeigt, wie Frauenorganisationen und -bewegungen im Sudan, im Senegal und in Malaysia globale Entwicklungskonzepte, die in transnationalen Räumen vereinbart werden, zur Aushandlung von Geschlechterverhältnissen, Entwicklung und Islam lokalisieren. Im Vordergrund steht die Bedeutung von transnationalen Netzwerken, Medien und ‚neuen‘ Formen der sozialen Interaktion und damit die Bedeutung des transnationalen Raumes als Wissensressource und als strategisches Instrument, um lokale Räume zu konstituieren und sozialen Wandel zu initiieren.

Schlüsselwörter

Islam, Geschlechterverhältnisse, Entwicklung, transnationale Räume, lokale Räume, Netzwerke, soziale Interaktionen

Summary

Transnational spaces and the negotiation of development and gender relations locally through the constitution of new spaces

In this article it will be shown how women's organisations in Sudan, Malaysia and Senegal constitute new social spaces through the negotiations of global development concepts and visions locally. It will be shown that transnational networks, new forms of communication and interaction as well as the connection of different fields of knowledge are modes developed for the constitution of spaces for negotiating gender relations, Islam, development and social change locally. Transnational spaces do play, as the analysis of the empirical material reveals, an important role as a knowledge base and for developing new strategies.

Keywords

Islam, gender relations, development, transnational spaces, networks, social interactions

Einleitung

Die Aushandlung von Entwicklungskonzepten und -visionen findet heute zwischen globalen, translokalen und lokalen Organisationen und Institutionen statt und führt zur Konstituierung von transnationalen Räumen, die sich über Grenzen hinweg und über mehrere Ebenen erstrecken. Gerade die Aushandlung neuer Bedeutungen von Entwicklung im Sinne gesellschaftlicher Transformation und damit der Wissensproduktion findet, wie Lachenmann (2009: 90) argumentiert, nicht mehr primär innerhalb nationaler Grenzen statt oder lässt sich als Transfer von Nord nach Süd konzeptualisieren. Vielmehr finden diese Aushandlungen über konkrete Interaktionen, Vernetzungen und Verflechtungen über nationalstaatliche Grenzen hinweg in transnationalen Räumen statt. Insbesondere Frauen und Frauenorganisationen konstituieren und transformieren soziale Räume, um ihre Vorstellungen von Geschlechtergerechtigkeit in unterschied-

lichen Kontexten auszuhandeln und umzusetzen. Dies führt nicht nur zu einer Veränderung von Machtverhältnissen, sondern auch zu neuen Vorstellungen, Praktiken und Kommunikations- und Interaktionsmustern auf unterschiedlichen Ebenen. Im Zuge der Aushandlungen entstehen neue Identitäten, die sich auf das Verhältnis zwischen den involvierten Akteuren – seien es staatliche Akteure, Nichtregierungsorganisationen oder andere gesellschaftliche Gruppen – auswirken. Frauenorganisationen und -bewegungen im Sudan, in Malaysia und im Senegal, ihre Strategien, Praktiken und Vernetzungen, die zur Entstehung und Transformation neuer sozialer Räume über die Aushandlung von Entwicklungskonzepten führen, stehen im Zentrum dieses Beitrags.

Auf der Grundlage von empirischen Daten, die im Rahmen eines mehrjährigen Forschungsprojekts¹ erhoben wurden, wird analysiert, wie globale Entwicklungskonzepte und -visionen im Sudan, im Senegal und in Malaysia von Frauenorganisationen und Frauenbewegungen lokalisiert² und zur Konstituierung neuer Räume genutzt werden, um so gesellschaftlichen Wandel und Geschlechterverhältnisse auszuhandeln. Dabei spielt die Differenzierung der Diskurse über den Islam ebenso eine Rolle wie alternative Ansätze zu Gender und Entwicklung, so z. B. die Forderung eines Rechtsansatzes. Über ihre Netzwerke, Praktiken und Formen der Kommunikation tragen die Organisationen ganz erheblich zur Konstituierung von transnationalen Räumen bei, in denen Entwicklungskonzepte und -visionen ausgehandelt werden, und somit zum „doing globalization“ (Spiegel 2010).

Zweifelsfrei spielt die Konstruktion von Geschlecht und Geschlechterbeziehungen auf lokaler und globaler Ebene zur Abgrenzung zwischen „muslimischen Kulturen“ und nicht-muslimischen „anderen“ eine zunehmend wichtige Rolle. Die Beziehung zwischen Geschlecht, Entwicklung und Islam ist ein zentraler Rahmen für Identitätskonstruktionen geworden. In diesem Beitrag soll allerdings herausgearbeitet werden, dass trotz der Instrumentalisierung von Frauen und Geschlechterverhältnissen in den untersuchten Ländern im Zuge der Konstruktion nationaler islamischer Identitäten Frauen und ihre Organisationen als Akteurinnen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Räumen wesentlich an der Umsetzung und auch an der Veränderung der islamischen Neustrukturierung des öffentlichen Raumes ebenso wie an der Definition des Politischen beteiligt sind. Die besondere Rolle, die dabei transnationale Netzwerke, Medien und neue Allianzen spielen und damit auch die transnationalen Räume und vielfältigen Öffentlichkeiten, ist entscheidend.

Eine Vielzahl von feministischen Studien hat in den letzten Jahren gezeigt, dass Gender und Geschlechterverhältnisse ebenso wie Ethnizität und Religion bei der Strukturierung dieser neuen transnationalen, aber auch der lokalen Räume eine zentrale Rolle

1 Das von der VolkswagenStiftung geförderte Forschungsprojekt hatte den Titel „Negotiating Development: Translocal Gendered Spaces in Muslim Societies“ und wurde von Gudrun Lachenmann und der Autorin geleitet. Die Feldforschungen über jeweils 6 Monate wurden von Salma Nageeb im Sudan, Nadine Sieveking im Senegal und Anna Spiegel in Malaysia durchgeführt. Der Artikel stützt sich auf die Publikation „Negotiating Development in Muslim Societies. Gendered spaces and translocal connections“, erschienen bei Lexington Books, Lanham 2008, die von den Projektleiterinnen herausgegeben wurde.

2 Auch wenn im Folgenden die Lokalisierung der globalen Entwicklungsvisionen und -konzepte im Vordergrund steht, ist es wichtig zu betonen, dass die Organisationen auch intensiv an der Aushandlung der Entwicklungskonzepte über unterschiedliche Netzwerke und Foren beteiligt sind. D. h., es handelt sich um einen dialektischen Prozess.

einnehmen (Davids/Driel 2005; Harcourt 2002; Lenz et al. 2002; Marchand/Runyan 2000). Dies wird auch im Rahmen dieser Analyse deutlich. Der Fokus dieses Beitrags liegt allerdings auf der Konstituierung von transnationalen Räumen als Rahmen und Ausgangspunkt für die Analyse, weil es nur ein solcher Ansatz erlaubt, die verschiedenen staatlichen und nichtstaatlichen sowie gesellschaftlichen Einheiten und Gruppen als ein einziges Feld sozialer Interaktion zu konzeptualisieren.

Die methodologischen und methodischen Herausforderungen, die dieser Ansatz impliziert, wurden in den letzten Jahren disziplinübergreifend diskutiert (vgl. Marcus 1998; Burawoy et al. 2000; Long 2000; Hannerz 2000; Gille/Riain 2002; Lachenmann 2008, 2009). Im Rahmen des Forschungsprojektes, dessen empirische Daten die Grundlage der folgenden Ausführungen darstellen, standen die Akteure und die Art und Weise, wie Netzwerke und soziale Räume konstituiert wurden, im Zentrum des Interesses. Die Aushandlung von Entwicklung global, translokal und lokal war das konkrete Forschungsfeld. Ziel der Forschung war es nicht, Länder oder Frauenorganisationen nach vordefinierten Kategorien und Indikatoren zu vergleichen, sondern einen Ansatz des „comparing by contextualization“ zu entwickeln (Lachenmann 2008: 24, 2009). Das heißt: Die Aushandlungen von Entwicklungskonzepten, die Vernetzungen und die sozialen Interaktionen von Frauenorganisationen mit anderen Akteuren werden in den spezifischen lokalen und translokalen Kontext eingebettet und analysiert. Es stehen also nicht soziale Strukturen im Zentrum, sondern die Handlungsrationitäten und -strategien der Akteure, der Frauengruppen und -organisationen. Dies ermöglicht, die Bedeutung der sozialen, politischen und kulturellen Kontexte, die für die Gemeinsamkeiten und Unterschiede bei den Akteuren, Entwicklungskonzepten, Vernetzungen und Identitäten relevant sind, herauszuarbeiten. Die drei muslimischen Länder Sudan, Senegal und Malaysia wurden ausgewählt, um Dichotomien von Kategorien wie ‚westliche‘ versus ‚islamische‘ Gesellschaften aufzubrechen. Es handelt sich um Gesellschaften, die sich aufgrund unterschiedlicher historischer und politischer Konstellationen in unterschiedlichen Islamisierungsprozessen befinden. Trotz dieser Unterschiede spielt der Islam in diesen Gesellschaften bei der Aushandlung von Identitäten, Geschlechterverhältnissen und Entwicklungen eine wichtige Rolle, wenn auch auf verschiedene Weise. Insbesondere die Entwicklungskonzepte und -visionen, die globale Gültigkeit und Umsetzung beanspruchen, z. B. Menschenrechte, Armutsbekämpfung oder Geschlechtergleichheit, werden im Kontext der stattfindenden Islamisierungsprozesse lokal genutzt, um sich von den Veränderungsprozessen, die als fremd definiert werden, zu distanzieren und „lokale“ Visionen von Entwicklung zu erarbeiten.

Methodologisch wurde ein interpretatives qualitatives Vorgehen angewandt und in den drei Ländern wurden intensive empirische Feldforschungen durchgeführt. Frauenorganisationen und -gruppen wurden identifiziert, ihre Entwicklungsvorstellungen, ihre translokalen Vernetzungen und ihre Aushandlungsprozesse mit anderen Akteuren, insbesondere dem Staat, internationalen Organisationen oder zivilgesellschaftlichen Organisationen, untersucht. Qualitative Interviews, Fallstudien und Eventanalysen ebenso wie teilnehmende Beobachtungen wurden zur Datenerhebung eingesetzt und waren ebenso Teil des Forschungsprozesses wie die verschiedenen Formen der Triangulierung (Lachenmann 2008: 13ff.).

Die Lokalisierung und die Aushandlung von Geschlechterverhältnissen

Die Analyse der Konstituierung von neuen geschlechtsspezifischen Räumen auf lokaler Ebene, die zur Neustrukturierung der öffentlichen Räume in den untersuchten Gesellschaften führt, ist ohne die Berücksichtigung der dialektischen Beziehung zwischen globalen und lokalen Prozessen, das heißt, der transnationalen Räume, nicht möglich. Im Folgenden wird gezeigt, wie globale Prozesse und lokale Transformationen hier auf ganz spezifische Weise zusammenkommen. Bevor allerdings auf die Formen und Modalitäten im Einzelnen eingegangen wird, ist es notwendig, die politischen und religiösen Prozesse sowie die Entwicklungsdiskurse und die Positionen der Frauenorganisationen in den jeweiligen Ländern kurz zu skizzieren.

Die länderspezifischen Kontexte

Wie in der Einleitung kurz dargestellt, handelt es sich bei allen drei Ländern um Gesellschaften, die sich in unterschiedlichen Islamisierungsprozessen befinden. Malaysia ist eine multi-ethnische und multi-religiöse Gesellschaft. Trotz dieser ethnischen und religiösen Unterschiede basiert die Konstruktion der nationalen Identität auf der malaiischen Dominanz und der malaiischen islamischen Identität (Spiegel 2008; Evers/ Gerke 1997). Diese Entwicklung setzte in den 1980er Jahren ein, als die Regierung ihr Islamisierungsprojekt forcierte. Dieses islamische Modernisierungsprojekt, das begleitet wird von beträchtlichem ökonomischem Wachstum, führte dazu, dass die Bedeutung des Islams in allen gesellschaftlichen und politischen Bereichen zunahm und nach und nach islamische Symbole und Praktiken den öffentlichen Raum zu dominieren begannen. Parallel dazu entstand eine Vielzahl von islamischen Bewegungen, die die Interpretationen und Auslegungen des Islams von offizieller Seite, insbesondere hinsichtlich der Geschlechterverhältnisse, infrage stellten und kontrovers diskutierten. Trotzdem ist die Regierung bis heute der wichtigste Akteur im Prozess der Konstruktion der nationalen islamischen Identität und orchestriert maßgeblich sowohl ethnische Beziehungen als auch Geschlechterbeziehungen. Dies geschieht vor allem bei der Verschleierung der verkörperten ‚Sittlichkeit‘ der Frau (Karim 1987). Der wirtschaftliche Erfolg legitimiert diese Politik und verschweigt die Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern und den ethnischen Gruppen. Doch nicht nur der religiöse Raum wird maßgeblich von Regierungsseite besetzt, auch der entwicklungspolitische. Eine Zusammenarbeit zwischen Staat und Nichtregierungsorganisationen bei den klassischen Entwicklungsthemen wie Armutsbekämpfung oder sozioökonomische Entwicklung findet kaum statt. Stattdessen werden die Gründung von Nichtregierungsorganisationen und deren Arbeit systematisch behindert. Dies hat dazu geführt, dass die meisten Nichtregierungsorganisationen – und hier ganz besonders die Frauenorganisationen – im Bereich des Menschenrechtsdiskurses aktiv sind und einen kritischen Dialog mit der Regierung suchen. Da nicht-muslimische Organisationen aufgrund ihrer religiösen und ethnischen Zugehörigkeit systematisch delegitimiert werden, über den Islam, Geschlechterverhältnisse, nationale Identität und sozialen Wandel zu sprechen, sind es vor allem muslimische Frauenorganisationen, wie z. B. Sisters in Islam, die sich mit

diesen Fragen auseinandersetzen und im Zentrum der Feldforschung standen (Spiegel 2008: 69ff.).

Im Sudan errang die Nationale Islamische Front in den späten 1980er Jahren die Macht und hat seitdem ihre spezifische Vision von Islam und Islamisierung politisch, gesellschaftlich und kulturell institutionalisiert. Insbesondere in den 1990er Jahren wurden nahezu alle zivilgesellschaftlichen Organisationen und deren AktivistInnen, die diese Politik nicht unterstützten, verboten oder verfolgt. Seit den Terroranschlägen in New York 2001, dem Unterzeichnen des Friedensvertrags mit der Sudanese People Liberation Army 2004 zur Beendigung des Bürgerkriegs im Süden des Sudans sowie den Verfolgungen und Vertreibungen von nicht-muslimischen Bevölkerungsgruppen in Dafur steht der Sudan unter internationaler Beobachtung. Die Regierung sieht sich aufgrund des internationalen Drucks dazu gezwungen, ihre islamische Ausrichtung global zu verhandeln (Nageeb 2006, 2008a: 94). Das führte dazu, dass sich der politische Raum trotz Restriktionen und autoritärer Strukturen zumindest im Bereich der Entwicklungspolitik etwas geöffnet hat, insbesondere bei Konfliktbewältigung und Friedenssicherung. Die kontinuierlich gewachsene Zahl von nationalen NGOs und internationalen Organisationen, die in diesem Bereich trotz starker Einschränkungen tätig sind, deutet darauf hin. Hervorzuheben sind hier besonders die Frauenorganisationen, die sich aktiv mit ihren Forderungen nach einer geschlechtergerechten Verfassung, der Einbeziehung von Gender in den Friedensprozess sowie nach der Ratifizierung der Konvention zur Beseitigung jeder Form der Diskriminierung von Frauen (CEDAW) Gehör verschaffen. Im Zuge dieser Prozesse kommt es allmählich auch zu Diskursen über gesellschaftliche Entwicklungen und Geschlechterverhältnisse. Die meisten der Organisationen sind in der Hauptstadt Khartoum tätig. In den ländlichen Gebieten gibt es aufgrund der Monopolisierung der Aktivitäten im Bereich Entwicklung durch die jeweilige Regierung, ähnlich wie in Malaysia, nur eine geringe Anzahl von Frauenorganisationen und -gruppen. Diese beschäftigen sich inhaltlich vor allem mit Armutsbekämpfung und Gesundheitsthemen, das heißt, sie verfolgen einen Wohlfahrtsansatz, ohne Geschlechterverhältnisse oder Machtstrukturen infrage zu stellen.

Im Senegal orientiert sich die Regierung explizit an westlichen Modernisierungs- und Entwicklungsvorstellungen. Das bedeutet aber nicht, dass die einflussreichen lokalen islamischen Sufi-Bruderschaften nicht Teil dieses Projektes sind. Ganz im Gegenteil: Sie sind über eine Art „social contract“ (Cruise O'Brien 2003) eingebunden (Sieveking 2008: 37ff.). Die verschiedenen Sufi-Bruderschaften haben die Rolle als Vermittler zwischen der Regierung und den lokalen Bevölkerungsgruppen übernommen. Im Gegenzug werden sie von staatlicher Seite ökonomisch unterstützt. Dieses System der Kooperation zwischen dem säkularen Staat, der mit Unterstützung internationaler und bilateraler Geberorganisationen versucht, ein westliches Modernisierungsprojekt zu implementieren, und den islamischen Bruderschaften, die die lokalen Traditionen repräsentieren, war bisher eine Garantie für Stabilität. In diesem Kontext hat sich eine Vielzahl von Frauenorganisationen herausgebildet. Diese reichen von lokalen informellen Frauengruppen, die sich auf der Grundlage eines spezifischen Themas oder einer ökonomischen, sozialen oder religiösen Aktivität organisiert haben, bis hin zu sozialen Nichtregierungsorganisationen mit formalem Charakter, die oft von staatlicher Seite anerkannt oder gegründet wurden. Gerade diese Organisationen sind aktiv an der Aus-

handlung von Entwicklungsvorstellungen in Bezug auf Geschlechtergleichheit beteiligt und vermitteln zwischen globalen Entwicklungskonzepten und lokalen Praktiken (Sieveking 2007). In den letzten Jahren haben allerdings islamische Reformbewegungen an Bedeutung gewonnen. Diese Bewegungen kritisieren einerseits das staatliche Modernisierungsprojekt, das sie für die wirtschaftlichen und sozialen Probleme verantwortlich machen, andererseits aber auch die Praktiken der lokalen Marabouts als un-islamisch (Loimeier 2000: 183). Während im Sudan und in Malaysia die Islamisierung und damit einhergehend die Frage nach den Geschlechterverhältnissen primär ein staatliches Projekt darstellt, ist letzteres im Senegal erst im Zuge der neuen islamischen Reformbewegungen und ihrer Kritik an den westlichen Konzepten von Geschlechtergleichheit ein wichtiges gesellschaftliches Thema geworden. In diesem komplexen Kontext fokussiert die Analyse hauptsächlich auf säkulare und religiöse Frauenorganisationen, die sich mit dem sehr umstrittenen Thema des Familiengesetzes auseinandersetzen.

In Anbetracht der unterschiedlichen Kontexte, in die die Frauenorganisationen eingebettet sind, wird im Folgenden keine Klassifizierung oder Kategorisierung der Organisationen vorgenommen. Kategorien, die häufig in der akademischen Literatur zu finden sind, wie konservativ, liberal oder progressiv, sind sehr politisch, wie die Fallstudien zeigen. Sowohl die Organisationen als auch andere Akteure nutzen diese Klassifizierungen, um sich abzugrenzen. Die unterschiedlichen Definitionen der Kategorien in den diversen Kontexten erlauben, ebenso wie ihre situative Bedeutung, keine Generalisierung. Während im Senegal junge Frauen, die sich reformistischen islamischen Organisationen zurechnen, diese als progressiv bezeichnen, wird im Sudan, wie das empirische Material zeigt, die Bezeichnung progressiv für diejenigen Frauenorganisationen verwendet, die mit westlichen Gebern zusammenarbeiten und daher als verwestlicht gelten (Dannecker/Spiegel 2008: 128). Das heißt: Die Kategorien und Klassifizierungen sind wichtig, da sie Auskunft geben über Machtstrukturen, Diskurse und den jeweiligen Kontext bzw. was im jeweiligen Kontext unter den Begriffen konservativ, liberal oder progressiv verstanden wird. Sie eignen sich allerdings nicht dazu, die Organisationen zu beschreiben oder ihre Aktivitäten gemäß dieser Begriffe zu bündeln. Daher werden hier die Formen und Modalitäten der Konstituierung von Räumen zur Aushandlung von Geschlechterverhältnissen und Entwicklung betrachtet. Auch wenn diese variieren und kontextspezifisch sind, können sie im Gegensatz zu den Organisationen bis zu einem gewissen Grad klassifiziert und generalisiert werden. Hierzu gehören die Rolle von Netzwerken, die diversen Formen der sozialen Interaktionen, die Neudefinition von Räumen und die Allianzen mit und zwischen Akteuren, die unterschiedliche Wissenssysteme repräsentieren.

Netzwerke

Die empirischen Studien haben gezeigt, dass die Vernetzung der Frauenorganisationen lokal, transnational und global eine wichtige Strategie zur Konstituierung von Räumen zur Aushandlung von Geschlechterverhältnissen darstellt. Dies ist weder ein überraschendes noch ein neues Phänomen. Allerdings handelt es sich bei den untersuchten Vernetzungen um mehr als Verbindungen zwischen unterschiedlichen Frauenorgani-

sationen und Frauenbewegungen, es sind Formen der sozialen Organisation, die zum Austausch von Informationen, Strategien und Wissen sowie für gemeinsame Aktionen genutzt werden (Müller 2005; Wichterich 2000; Mohanty 2003). Alle Frauenorganisationen, die im Zentrum der empirischen Forschungen standen, waren im Bereich der sozialen Vernetzung aktiv. Dabei können die Organisationen hinsichtlich der Netzwerke, die sie aufgebaut haben und in denen sie partizipieren, unterschieden werden. Während eine Reihe von Organisationen hauptsächlich lokal vernetzt sind, kann eine andere Gruppe über ihre transnationalen Netzwerke definiert werden. Die Form und Art der Vernetzung erlaubt es, einerseits Rückschlüsse über die Agenda dieser Organisationen zu ziehen, andererseits aber auch über die Formen der Konstituierung von Räumen.

Im Sudan und in Malaysia sind es transnationale Netzwerke, die aktiv genutzt werden und von besonderer Relevanz für die Aushandlung von Geschlechterverhältnissen und die lokale Bedeutung des Islams sind. Die Monopolisierung des jeweiligen Islamisierungsprozesses durch staatliche Akteure sowie die Probleme, mit denen sich zivilgesellschaftliche Organisationen im Allgemeinen und Frauenorganisationen im Besonderen auseinandersetzen müssen, sind dafür verantwortlich. Insbesondere in Malaysia, aber auch im Sudan sind die untersuchten Frauenorganisationen, die sich primär als Lobbygruppen verstehen, aktiv über ihre transnationalen Netzwerke in globale Menschenrechts- und Frauenrechtsdiskurse eingebunden. Sie geben einerseits lokales Wissen in den transnationalen Wissenspool ein, andererseits nutzen sie die globalen Diskurse und Visionen auf lokaler Ebene. Spiegel (2008, 2010) zeigt zum Beispiel, wie über das global ausgehandelte Wissen das Monopol der Wissensproduktion durch staatliche Akteure oder islamische Geistliche und ihre Bewegungen aufgebrochen wird. Augenscheinlich ist dies insbesondere für die Interpretationen dessen, was als islamisches Recht und angemessenes weibliches Verhalten von staatlicher Seite definiert wird. In beiden Ländern versuchen die Organisationen also über die Lokalisierung von globalen Entwicklungskonzepten, die sie als kompatibel mit dem Islam präsentieren, alternative Formen der Islaminterpretation und eine entsprechende islamische Geschlechterordnung im öffentlichen Raum zu etablieren.

Im Gegensatz dazu sind in beiden Ländern die eher im ländlichen Bereich aktiven Frauenorganisationen hauptsächlich sozial orientiert und hier vor allem mit staatlichen Institutionen vernetzt. Die meisten dieser Organisationen sind lokal verankert. Zudem konnte beobachtet werden, dass sie im Rahmen des jeweils staatlichen Islamisierungsprojektes agieren. Gerade die islamischen Frauenorganisationen und -gruppen haben oft intensive Beziehungen zu staatlichen Akteuren und kritisieren die Frauenorganisationen, wie das sudanesisches Fallbeispiel zeigt, die global und transnational vernetzt sind, als die ‚Anderen‘, die von westlichen Entwicklungsvorstellungen beeinflusst sind. Wie aus den Fallbeispielen ersichtlich, bedeutet dies nicht, dass damit eine Vernetzung und Zusammenarbeit mit anderen Frauenorganisationen ausgeschlossen ist. In Bezug auf spezifische Themen, wie z. B. Gewalt gegen Frauen in Malaysia oder weibliche Beschneidung im Sudan, konnte dies durchaus beobachtet werden.

Insbesondere im Sudan, wo der Staat die Konzeption und Definition von Entwicklung sehr stark kontrolliert und kaum ein öffentlicher Diskurs über Entwicklungsvisionen möglich ist, sehen sich die Frauenorganisationen gezwungen, so Nageeb (2008a), sich ‚alternative‘ Entwicklungsvisionen über transnationale Netzwerke anzueignen.

Während diejenigen malaysischen Frauenorganisationen, die transnational gut vernetzt sind, offen die islamischen Interpretationen und Entwicklungsvorstellungen des Staates infrage stellen, bedienen sich die sudanesischen Organisationen der globalen Entwicklungskonzepte, wie der Geschlechtergleichheit oder der Konfliktbewältigung, um die staatliche Macht auch ausdrücklich bei der Definition von Geschlechterverhältnissen herauszufordern. Im Sudan versuchen die Organisationen, sich und ihre Agenda zwischen den Staat und die internationalen Geber zu platzieren. Das bedeutet einerseits, dass sie die staatliche Politik oder deren religiöse Orientierung nicht offen kritisieren können. Andererseits müssen sie aber auch Rücksicht auf die Interessen der internationalen Geberorganisationen nehmen, da sie von diesen finanziell abhängig sind. Aktuell gelingt es den Organisationen, sich über die Themen Gender und Konfliktbewältigung im lokalen politischen Kontext Handlungsspielräume zu schaffen und dabei gleichzeitig ihre finanzielle Basis zu sichern. Die Frauenorganisationen in Malaysia dagegen haben alternative finanzielle Strategien entwickelt. So besteht z. B. eine Zusammenarbeit mit dem privatwirtschaftlichen Sektor (siehe Spiegel 2008; Dannecker/Spiegel 2006: 314), da sie weder Geld vom Staat noch von internationalen Organisationen bekommen, denn Malaysia gilt offiziell nicht als Entwicklungsland.³

Im Senegal konnten die oben skizzierten Muster der Vernetzung nicht so klar festgestellt werden. Dies hängt zum einen mit der säkularen staatlichen Agenda zusammen, zum anderen mit dem Einfluss internationaler Geber und so auch mit der Verankerung, zumindest rhetorisch, von Gender und Geschlechtergleichheit als wichtigen Themen. Dies führt dazu, dass es eine Vielzahl von lokalen Netzwerken gibt, die vor allem versuchen, Rechte und globale Entwicklungskonzepte auszuhandeln. Diese werden dann oft von staatlicher Seite teils auf recht uniforme Weise übernommen (Lachenmann 2001). Die Netzwerke sind daher, im Vergleich zu Malaysia und dem Sudan, sehr polyzentrisch oder dezentral strukturiert und bestehen meist aus einer Vielzahl unterschiedlicher Organisationen und Vereinigungen, die verschiedene Gesellschaftsgruppen repräsentieren. Es kann argumentiert werden, dass deshalb die Agenda der Frauenorganisationen sehr viel stärker lokal orientiert ist. Nichtsdestotrotz bestehen Dachorganisationen, die gerade innerhalb Westafrikas vernetzt sind und ihre eigenen Formen der Wissensproduktion und des Austausches aufgebaut haben (Müller 2005).

Netzwerke sind, wie die Ausführungen gezeigt haben, ein wichtiges Mittel und eine zentrale Strategie für die Konstituierung von lokalen Räumen zur Aushandlung von Geschlechterverhältnissen. Allerdings unterscheiden sie sich. Sowohl in Malaysia als auch im Sudan sind transnationale Netzwerke wichtig, um sich soziale, politische und in einigen Fällen finanzielle Ressourcen sowie Instrumente und Wissen anzueignen, die es den Organisationen erlauben, im öffentlichen Raum zu partizipieren und ihre Handlungsmacht gegenüber anderen Akteuren zu stärken. Durch die Ressourcen und das Wissen gelingt es den Aktivistinnen und ihren Organisationen, insbesondere im Sudan und in Malaysia, eine diskursive, oft antihegemoniale Arena über die Aushandlung von globalen und lokalen Entwicklungsvisionen herzustellen und in diesem Rahmen Geschlechterordnungen, Entwicklung und islamische Praktiken und Interpretationen auszuhandeln.

3 Allerdings ist die Zusammenarbeit mit dem privatwirtschaftlichen Sektor für die Organisationen auch nicht unproblematisch, gerade in Bezug auf die Unabhängigkeit ihrer Programme (siehe Dannecker/Spiegel 2006: 314; Spiegel 2010).

Kommunikations- und Interaktionsformen und deren Popularisierung

Die Analyse der Kommunikation und Interaktion zwischen sozialen Akteuren auf der lokalen Ebene hat sich als weitere wichtige Form der Konstituierung von Räumen erwiesen. Netzwerke und Netzwerkbeziehungen haben sich als bedeutend für die Verortung der Frauenorganisationen in den jeweiligen Kontexten herausgestellt. Nun stehen die Muster der sozialen Interaktion im Zentrum der Analyse. Dabei wird auf der Grundlage des empirischen Materials zwischen indirekten, direkten und symbolischen Interaktionen unterschieden und ebenfalls versucht, die jeweilige Relevanz des transnationalen Raumes deutlich zu machen. Über die sozialen Interaktionen und spezifischen Formen der Kommunikation positionieren sich die Akteure und ihre Organisationen sowohl kulturell als auch politisch im jeweiligen Kontext. Aber insbesondere über deren Popularisierung wird Öffentlichkeit hergestellt und finden Abgrenzungen statt.

Zweifelsfrei spielt das Internet als Kommunikationsmedium für alle untersuchten Organisationen, die transnational vernetzt sind, eine wichtige und strategische Rolle (Spiegel/Harig 2002; Youngs 1999). Dies überrascht nicht. Seit der UN-Frauendekade von 1975–1985 nutzen Frauenorganisationen weltweit die neuen Kommunikationsmittel, um Lokalitäten zu verbinden und Unterschiede auszuhandeln (Gittler 1999; Wichterich 2000). Speziell die urbanen Lobbyorganisationen vernetzen sich intensiv mithilfe des Internets. Oft nehmen sie eine Vermittlerfunktion ein, indem sie Informationen kanalisieren und zwischen lokaler und globaler Ebene vermitteln. Im Sudan und in Malaysia versuchen diese Organisationen, nationale themenbasierte Netzwerke mit den lokalen Organisationen aufzubauen, die nicht Teil des globalen Netzes sind, auch um globale Entwicklungsvisionen und -konzepte zu verbreiten. Dieser Prozess kann ebenfalls im Senegal beobachtet werden, allerdings sind es hier vor allem nationale Entwicklungskonzepte und Ansätze, die im Zentrum stehen.

Aber auch lokale Medien spielen eine wichtige Rolle bei der Agendasetzung und der Konstituierung von Räumen. In Malaysia sind es die Frauenlobbyorganisationen, die die Medien, vor allem populäre Fernsehprogramme oder das Radio, zur Herstellung einer gesellschaftlichen Basis zur Aushandlung von Geschlechterverhältnissen nutzen. Leserinnenbriefe oder Kolumnen in den meist englischsprachigen Zeitungen dienen dazu, Öffentlichkeit für ihre Themen herzustellen. Trotz der Einschränkungen, denen zivilgesellschaftliche Akteure in Malaysia unterliegen (Weiss/Hassan 2003), verfügen die meisten der Organisationen über technologische Möglichkeiten und über Netzwerke mit MedienvertreterInnen, die sie intensiv nutzen. Auch im Senegal werden die Medien, insbesondere die *community radios*, die Presse und das Internet intensiv von den untersuchten Organisationen eingesetzt, um Räume zu konstituieren. Aber während in Malaysia diese Räume eine Möglichkeit darstellen, um die staatliche Politik oder die Auslegungen des Islams beispielsweise in Bezug auf Geschlechterverhältnisse zu kritisieren, werden im Senegal Kampagnen oder Programme verbreitet, die oft in Kooperation mit dem Familienministerium durchgeführt werden. Gleichzeitig sind globale Strategien, um die Inhalte zu kommunizieren, weit verbreitet. Hierzu gehören zum Beispiel Theatergruppen, die lokale Vorstellungen und Bilder anwenden, um spezifische Themen zu kommunizieren, wie Frauenrechte. Dagegen haben im Sudan nur die Frauengruppen

und-organisationen Zugang zu den lokalen Medien, die mit der Regierung vernetzt sind. Diese nutzen die lokalen Medien, um die staatlichen Positionen der als islamisch definierten lokalen Geschlechterordnung öffentlich zu kommunizieren. Für alle anderen Organisationen sind diese Räume nicht zugänglich.

In direkten Interaktionen oder Face-to-face-Interaktionen haben sich globale Formen der sozialen Interaktion, wie die Verwendung von sogenannten globalen Sprachen wie Englisch, Französisch oder Arabisch, als bedeutendes Instrument für die Aktivistinnen der Frauenorganisationen erwiesen, um sich kulturell und politisch in den jeweiligen Kontexten und gegenüber anderen Akteuren zu positionieren. Die Analyse von Workshops oder Konferenzen im Sudan (Nageeb 2008a: 95f.) zeigt zum Beispiel, dass die Verwendung der englischen Sprache mit gebildeten und transnational vernetzten Aktivistinnen assoziiert wird, deren Entwicklungsagenda als ‚westlich‘ aufgefasst wird. ‚Modern‘ bezieht sich in diesem Kontext aber nicht nur auf den Bildungshintergrund der Aktivistinnen, sondern auf ihre Kenntnisse der globalen Entwicklungskonzepte und -visionen. In Malaysia wird Englisch vor allem von den Lobbyorganisationen verwendet, die transnational vernetzt sind. Englisch wird aber auch in den themenbasierten Netzwerken häufig gesprochen, vor allem, wenn jene Frauenorganisationen partizipieren, die säkular orientiert sind bzw. von nicht ethnischen Malaiinnen repräsentiert werden, obwohl diese mehrheitlich perfekt Malay sprechen. In diesem Kontext wird Malay nicht verwendet, um so die Machtstrukturen zwischen den ethnischen Gruppen nicht über die Verwendung der Sprache der dominanten Gruppe zu reproduzieren. Im Senegal impliziert das Französische die symbolische Trennung zwischen sozialen Räumen: auf der einen Seite der soziale Raum, in dem Französisch dominiert und der den säkularen und westlichen Modernisierungsdiskurs repräsentiert, und auf der anderen Seite der soziale Raum, in dem Wolof oder eine andere lokale Sprache gesprochen wird und der für das ländliche Senegal, eine geringe Bildung und die traditionellen Sufi-Strukturen steht.

Die europäischen Sprachen werden auch von den Aktivistinnen und Vertreterinnen der Organisationen verwendet, die mit westlichen Modernisierungskonzepten und -vorstellungen konkurrieren, nämlich den Aktivistinnen der islamischen Reform- oder Erneuerungsbewegungen. Dafür gibt es sowohl im Sudan als auch im Senegal eine Vielzahl von Beispielen. Hier werden die europäischen Sprachen bewusst für die direkte soziale Interaktion genutzt, um das moderne islamische Projekt von dem, was jeweils als traditioneller Islam definiert wird, abzugrenzen. Der sogenannte traditionelle Islam wird definiert als unrein, rückständig und als hinderlich für Entwicklung – Entwicklung im Sinne einer Veränderung der Position der Muslime weltweit. Ihre Entwicklungsagenda stützt sich primär auf Bildung und die Aneignung von technischem Wissen, um mit dem ‚Westen‘ konkurrieren zu können. Gleichzeitig wird aber auch das Hocharabisch eingeführt, insbesondere wenn die sozio-politische und religiöse Erneuerung im Zentrum stehen. Die Arabisierung spezifischer globaler Entwicklungskonzepte und Terminologien hat sich als wichtiges Instrument herausgestellt, um im globalen Raum zu interagieren und zu konkurrieren. Die Verwendung einer globalen Sprache als Mittel der direkten sozialen Interaktion ist ein wichtiges Instrument, um eine soziale Position zu vermitteln. Ferner wird damit der Anspruch auf ein bestimmtes Wissen signalisiert und damit auch auf Macht. Wissen und damit Machtansprüche werden artikuliert und damit Raum für die Aushandlung ihrer jeweiligen Entwicklungsagenda konstituiert.

Hinsichtlich der symbolischen Interaktion hat sich Kleidung als wichtiger symbolischer Code herauskristallisiert, um einen spezifischen Status, die kulturelle Position und die politische Orientierung sowie die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe deutlich zu machen. Douglas (1970) definiert Kleidung als „social imagery“ und ein bedeutendes Mittel zur Konstruktion von Gruppenzugehörigkeit und Identität. Othman (2006: 63) argumentiert, dass Kleidung, insbesondere die Verschleierung, ein besonders sensibles Thema in muslimischen Ländern ist, da Bewegungen ihr Ziel der Islamisierung von Gesellschaften verfolgen, indem sie Geschlechterverhältnisse verändern und den weiblichen Körper kontrollieren. Zweifelsfrei ist das Thema der islamischen Kleidung, wie die Diskussionen um die *Burka* in Europa aktuell zeigen, politisch und öffentlich sowie in den feministischen Diskursen sehr umstritten. Ohne auf die kontroverse politische Debatte eingehen zu wollen, ob die islamische Kleidung und hier insbesondere das Kopftuch oder der Schleier nun ein progressives oder reaktionäres Phänomen ist, haben die empirischen Forschungen gezeigt, dass die Bekleidung innerhalb der unterschiedlichen Räume eine signifikante Rolle spielt. Jedoch ist es nicht die islamische Kleidung, die in kolonialen, orientalistischen und aktuellen Präsentationen von muslimischen Gesellschaften augenscheinlich präsent ist (Secor 2002; Kandiyoti 1991), sondern die ‚traditionelle‘ Kleidung. Sie spielt in diesen Ländern eine wichtige Rolle bei Grenzziehungen und der Konstituierung von Räumen. Die ‚traditionelle‘ Bekleidung wurde insbesondere von Frauenorganisationen als ein Mittel eingesetzt, um Geschlechterverhältnisse in Interaktionen mit dem Staat oder anderen Frauenorganisationen auszuhandeln. Diese Entwicklung konnte vor allem in Malaysia und dem Sudan beobachtet werden, wo die jeweiligen Regierungen das Tragen der sogenannten islamischen Kleidung für Frauen als Symbol ihrer authentischen islamischen Identität und ihrer Gläubigkeit konstruiert haben. Die Analyse hat gezeigt, dass sowohl im Sudan als auch in Malaysia Kleidung mehr ist als der individuelle öffentliche Ausdruck von Religiosität, nämlich eine Form der politischen Artikulation. Die ‚traditionelle‘ sudanesischen Kleidung zu tragen, kann interpretiert werden als Kritik an den Vorgaben des Regimes, indem sich die Trägerinnen und damit auch ihre Organisationen als anders präsentieren (Nageeb 2008a). Das Tragen der traditionellen Bekleidung und damit die Betonung der kulturellen Identität bedeutet eine politische und ideologische Selbstverortung zwischen Islamisierung und Säkularisierung. Die Vertreterinnen der Organisationen, die sich transnational vernetzen und durch die Lokalisierung von globalen Entwicklungsvorstellungen neue Räume konstituieren, propagieren in Malaysia und im Sudan zunehmend das Tragen ‚traditioneller‘ Kleidung. In Malaysia wurden zum Beispiel Modeschauen organisiert mit dem Ziel, so Spiegel (2008), einen Raum zu konstituieren, um die Übernahme der arabisch-islamischen Identität über den Kleidungscode zu kritisieren. Die traditionelle Bekleidung wird zum Symbol für die eigene kulturelle Identität und die eigenen Werte, die im Zuge der Islamisierung durch fremde Werte, in diesem Fall arabische, ersetzt wurden (Othmann 2006). Sich auf die ‚Tradition‘ zu beziehen, legitimiert die Aushandlung von Geschlechterverhältnissen und wird strategisch eingesetzt, um den weiblichen Körper wieder in die Öffentlichkeit zu bringen, allerdings ohne sich dabei der Kritik der Verwestlichung auszusetzen. Kleidercodes spiegeln also nicht nur die kulturelle Position der Trägerinnen und ihrer Organisationen wider, sondern auch die Aneignung eines spezifischen Diskurses und die politische Bedeutung dieses Diskurses in einem spezifischen Raum und Zeitkontext.

Im Senegal gab es nie vereinheitlichende Bekleidungs Vorschriften für Frauen. Weder die Regierung noch die dominanten Sufi-Autoritäten haben je versucht, das Tragen der traditionellen, oft betont weiblichen Kleidung einzuschränken. Wie Sieveking (2008) zeigt, ist die weibliche Kleidung erst im Zuge des Erstarkens der neuen islamischen Bewegungen ein politisches und religiöses Thema geworden. Gerade für die jungen Anhängerinnen der *Ibadu*-Bewegung, einer wichtigen Reformbewegung, ist das Tragen eines Schleiers ein wichtiges Moment der politischen und religiösen Selbstverortung. Sie grenzen sich über ihre islamische Kleidung einerseits von der westlich beeinflussten staatlichen Politik ab, andererseits kritisieren sie so auch die globalen und lokalen säkularen Frauenbewegungen. Diese „Rebellion der Töchter“, wie es Sieveking (2008: 62) nennt, richtet sich insbesondere gegen ihre Mütter, die entweder Teil der modernen säkularen Institutionen sind oder sich selbst als Feministinnen bezeichnen und die traditionelle Kleidung als Symbol der Unabhängigkeit und des antikolonialen Kampfes tragen. Die jungen Frauen bezeichnen sich häufig als muslimische Feministinnen und stellen bewusst, auch über ihre Bekleidung, die Autorität und Macht ihrer Eltern generation infrage.

Im Sudan und in Malaysia wird das Tragen der traditionellen Kleidung von vielen Lobbyorganisationen öffentlich propagiert und popularisiert. Damit grenzen sie sich sowohl von den sogenannten westlichen Praktiken und Vorstellungen von Weiblichkeit ab als auch von den staatlichen Vorgaben in Bezug auf angemessene islamische Bekleidung und Weiblichkeit. Letztlich setzen aber natürlich die Frauenorganisationen und ihre Aktivistinnen der islamischen Reformbewegungen vor allem im Senegal, aber auch in den anderen beiden Ländern, den von ihnen als global definierten islamischen Schleier sowie die Art und Weise, ihn zu tragen, bewusst ein, um ihre Identifikation mit der globalen kulturellen Bewegung des Islam zu signalisieren. Auch sie konstituieren Räume zur Aushandlung von Geschlechterverhältnissen.

Allianzen zwischen unterschiedlichen Wissenssystemen

Die Vernetzung und die Zusammenarbeit von Frauenorganisationen mit unterschiedlichen epistemischen Gemeinschaften und WissensträgerInnen hat sich in allen drei Ländern als weitere relevante Form der Konstituierung von Räumen erwiesen. Durch die Integration von ‚lokalem‘ und ‚traditionellem‘ Wissen, zum Beispiel über religiöse Autoritäten, oder von ‚modernem‘ Wissen über Universitäten oder internationale Organisationen und deren VertreterInnen, wurden ebenfalls öffentliche Räume zur Aushandlung von Geschlechterverhältnissen geschaffen. Insbesondere die Fallstudien Senegal und Sudan zeigen, dass die untersuchten Frauenorganisationen strategisch lokale religiöse Autoritäten in ihre Aktivitäten und Aushandlungen von Frauenrechten und Geschlechterverhältnissen einbinden. Im Sudan und im Senegal haben die Organisationen über die Zusammenarbeit mit VertreterInnen der islamischen Bewegungen versucht, einen gemeinsamen diskursiven Raum herzustellen, um beispielsweise Fragen zu den Rechten von Frauen mit alternativen oder progressiven islamischen Diskursen zu verbinden. Die Analyse von Workshops, Konferenzen oder Feiern zum Internationalen Frauentag zeigt, dass häufig islamische Gelehrte eingeladen wurden, um die Forderungen nach der Veränderung von Geschlechterverhältnissen zu unterstützen, indem sie die religi-

ösen Argumente bereitstellten. Gerade im Sudan ist die Einbeziehung von religiösen Autoritäten zur Legitimierung öffentlicher Diskussionen und Debatten über Themen wie reproduktive Rechte von Frauen oder Beschneidung wichtig. Damit soll die angespannte Beziehung zwischen den Frauenorganisationen und dem islamischen Staat entschärft und ihre Agenda, die Lokalisierung von globalen Konzepten und Visionen, öffentlich eingebracht werden. Im Senegal dagegen arbeiten die Frauenorganisationen mit religiösen islamischen Gelehrten zusammen, um diejenigen Bevölkerungsgruppen zu erreichen, die die islamischen Erneuerungsbewegungen unterstützen, aber auch zur Vermittlung von westlich orientierten Entwicklungsvisionen.

In Malaysia ist die Schnittstelle zwischen der Frauenbewegung und den akademischen Institutionen sowie islamischen Gelehrten signifikant. Wie auch in den anderen Ländern sind einige der Aktivistinnen im akademischen Bereich beheimatet und vermitteln aktiv zwischen den unterschiedlichen Wissens- und Praxisfeldern. Gerade im Senegal sind die bekanntesten Aktivistinnen Akademikerinnen, die regelmäßig zwischen französischen und senegalesischen Universitäten pendeln und transnationale Wissensräume erzeugen. Auch eine Vielzahl der malaysischen Vertreterinnen der Lobbyorganisationen sind Akademikerinnen. Diese laden regelmäßig Lehrende von der Internationalen Islamischen Universität in Kuala Lumpur oder religiöse Lehrende aus Indonesien oder Pakistan zu Vorträgen oder zur Mitwirkung an Workshops und Studienkreisen ein. Im Laufe der Jahre ist auf diese Weise eine Wissensbasis im Bereich Gender und Islam entstanden, die auch im Rahmen der eigenen Forschungen zu Themen wie Polygynie aktiv genutzt wird. Gerade die Organisation Sisters in Islam hat zweifelsfrei über ihre Forschungen und Publikationen zum Thema Gender und Islam eine wissenschaftliche, Islam-immanente, also auf islamischen Schriften basierende Wissensbasis geschaffen, die von Frauenorganisationen weltweit genutzt wird.

Die Frauenbewegungen und Frauenorganisationen haben die öffentlichen Räume in den drei Ländern vor allem so strukturiert, indem sie aktiv dazu beigetragen haben, die Definition dessen, was als politisch wahrgenommen wird, im Sinne der „politics of place“ (Harcourt/Escobar 2002: 9) zu verändern. Sie haben aber auch beeinflusst, welche Themen als aushandlungswürdig diskutiert und bewertet werden. Allerdings hängt die Art und Weise, wie Themen im öffentlichen Raum platziert und ausgehandelt werden, vom kulturellen und sozialen Kontext ab. Dabei wurde deutlich, dass soziale und kulturelle Transformationen weitaus schwieriger zu erreichen sind als politische. Daher spielt die Vernetzung mit anderen Wissensbereichen und deren Akteuren eine wichtige Rolle. Diese Allianzen erlauben es den Frauenorganisationen, einerseits ihre Nischenposition und andererseits eine breite Öffentlichkeit zu erreichen. Im Zuge dieser Entwicklungen werden sowohl die Diskurse über Geschlecht als auch die globalen Diskurse über den Islam differenziert, und zwar unabhängig davon, ob die Organisationen nun progressive transnationale Islamdiskurse propagieren oder eher islamistische Politiken und Diskurse sowie die Inklusion von Gender in diese Bereiche. Die globalen islamischen Bewegungen und die lokalen Adaptionen der Vorstellungen hinsichtlich Entwicklung oder Geschlechterverhältnisse führen nicht nur zu einer Politisierung von Religion und damit zu Differenzierungen, sondern stellen vielmehr die Frage nach der Beziehung von Islam, Entwicklung und Gender und damit auch nach gesellschaftlichen Transformationen ins Zentrum der Aushandlungen.

Die Neudefinition von Orten und Plätzen

Räumliche Orte und Plätze sind keine unveränderbaren Einheiten, sondern werden mittels der Durchdringung von lokalen und globalen Prozessen umdefiniert und verändert (Massey 1994; McDowell 1999). Dies trifft auf Moscheen ebenso zu wie auf traditionelle Frauenzusammenschlüsse oder Orte, die sich im Zuge von Modernisierungsprozessen herausgebildet haben, wie Einkaufszentren, Universitäten oder internationale Entwicklungsorganisationen. Die Neudefinition von Orten kann ebenfalls eine wichtige Form der Konstituierung von Räumen zur Aushandlung von Geschlechterverhältnissen annehmen. In Malaysia spielt sie eine signifikante Rolle. So werden Einkaufszentren von den Frauenorganisationen genutzt, um Geschlechterverhältnisse öffentlich auszuhandeln. In einer sehr konsumorientierten und politisch restriktiven Gesellschaft haben sich gerade die *shopping malls* als wichtige Orte zur Entwicklung neuer politischer Strategien entwickelt. Die Frauenorganisationen nutzen hier strategisch den Lebensstil der konsumorientierten Mittelklasse und politisieren damit nicht nur den Konsum, sondern auch den öffentlichen Raum.

Im Sudan werden vor allem die Räume internationaler Organisationen von Frauenorganisationen für Treffen, Workshops und Konferenzen genutzt. Die Wahl des Ortes wertet ihre Agenda öffentlich auf. Da ihre Aktivitäten häufig in globale Konventionen und Entwicklungskonzepte eingebettet sind, führt die Aneignung dieser Räume auch dazu, ihren eigenen Beitrag zu ‚objektivieren‘. Mögliche Konfrontationen mit der Regierung oder traditionellen Autoritäten können so häufig umgangen werden.

Aber auch die Moscheen eignen sich die Frauen sowohl im ländlichen als auch im städtischen Bereich zunehmend an. Die Organisationen und ihre Mitglieder nutzen diese nicht nur, um religiöse Veranstaltungen durchzuführen, sondern auch, um Entwicklungen und Geschlechterverhältnisse auszuhandeln (Nageeb 2007).

Im Senegal sind es eher Orte wie die *dahrias*, religiöse Schulen oder Vereinigungen von ehemaligen männlichen Migranten, die die Frauen sich in zunehmendem Maß aneignen. Die geschlechtsspezifische Struktur dieser Räume und das Einbringen ihrer Entwicklungsagenda im Rahmen dieser sozialen und religiösen Organisationen stellt ebenfalls eine Neudefinition von Orten dar.

Orte werden, wie die Ausführungen gezeigt haben, zunehmend Objekte weiblicher Politik. Die Aneignung lokaler Orte und Plätze mit hoher symbolischer Bedeutung steht hierbei im Vordergrund. Das zeigt, dass diese Orte im Zuge von Globalisierungsprozessen nicht verschwinden, wie Harcourt/Escobar (2002: 7) betonen, sondern strategisch genutzt werden, um neue Räume für die Aushandlung von Geschlechterverhältnissen, aber auch Entwicklung zu konstituieren. ‚Globale‘ Orte wie *shopping malls* bekommen so eine neue Bedeutung, ebenso wie Moscheen oder Nachbarschaftsvereinigungen, also ‚traditionelle‘ Orte. Sie dienen der Umgestaltung des öffentlichen Raumes sowie zur Neustrukturierung globaler und lokaler Prozesse.

Ausblick

Die vergleichende Analyse hat gezeigt, dass Frauenorganisationen und -bewegungen eine Vielzahl von Formen zur Konstituierung sozialer Räume entwickelt haben. Dazu gehören transnationale und lokale Netzwerke, die helfen, ihre Verhandlungsmacht gegenüber dem Staat oder anderen Akteuren auszubauen. Sie benutzen ein spezifisches kulturelles und linguistisches Repertoire, um Aushandlungen an den unterschiedlichen Schnittstellen möglich zu machen, und sie redefinieren Orte, um ihre Agenda im lokalen Kontext einzubringen. Aber auch die Verbindung und die Integration von unterschiedlichen Wissenssystemen haben sich als wichtig herausgestellt, um Geschlechterverhältnisse, Entwicklungsvisionen und -konzepte auszuhandeln. Die Grenzen zwischen globalen und lokalen Räumen, der sogenannten Tradition und Moderne, zwischen Islam und dem Westen sowie öffentlichen und privaten Räumen und Institutionen sind fließend und charakterisieren die Prozesse. Die Art und Weise, wie Räume konstituiert werden, ist zwar kontextabhängig, trotzdem gibt es Parallelen und Überschneidungen. Eine wichtige Übereinstimmung stellt sicherlich die Bedeutung des transnationalen Raumes als Wissensressource und als strategisches Instrument dar. Das bedeutet allerdings nicht, dass die sozialen Umstrukturierungen und damit die analysierten sozialen Transformationen von den Organisationen explizit oder strategisch initiiert wurden oder einen bewusst gesteuerten Prozess darstellen. Aber sie sind zweifelsfrei ein Resultat ihrer Aushandlungen von Entwicklungskonzepten wie Menschen- und Frauenrechte, Demokratisierung oder Friedenssicherung. Die Lokalisierung von globalen Rechtsdiskursen hat zum Beispiel zu einem Paradigmenwechsel geführt, weg vom Opferdiskurs hin zum Einklagen von Rechten, dem sich andere lokale Akteure nicht mehr entziehen können. Die Veränderung der lokalen Entwicklungsarenen und hier vor allem der Themen ist offensichtlich. Transnationale Netzwerkbeziehungen von Frauenorganisationen haben ganz erheblich dazu geführt, dass nicht nur globale Frauenrechte diskutiert werden, sondern auch lokale Rechtsvorstellungen. In allen Ländern konnte in unterschiedlicher Intensität festgestellt werden, dass die transnationalen Räume über die sozialen Interaktionen einen wichtigen Referenzrahmen und eine Form der politischen Unterstützung darstellen. Auch hinsichtlich der globalen Diskurse zu Gender und Islam tragen die Organisationen zum Aufbrechen der Dichotomien bei. Die empirischen Ergebnisse zeigen, dass die lokalen Erfahrungen und Perspektiven in Bezug auf die unterschiedlichen Islamisierungsprozesse die globalen Diskurse beeinflussen, wenn auch nicht immer konfliktfrei, wie die Analyse von Workshops und internationalen Konferenzen gezeigt hat. Zweifelsfrei werden aber global dominante Kategorien hinterfragt, wie beispielsweise die muslimische Identität oder die Gleichsetzung von Islam mit Fundamentalismus. Die lokale Dekonstruktion der globalen Diskurse über den Islam soll auch eine gemeinsame Grundlage im jeweiligen Kontext legen und eine Öffentlichkeit schaffen, um die Rechte der muslimischen Frauen lokal zu diskutieren. Dass damit häufig aber auch *Othering*-Prozesse und Abgrenzungen zwischen Frauenorganisationen einhergehen, sowohl lokal als auch global, ist Teil dieser Prozesse. Trotzdem hat die Analyse gezeigt, dass ein politischer Dissens bei den dominanten Auslegungen und Interpretationen der Geschlechterverhältnisse entsteht, vor allem über die Möglichkeit, globale Entwicklungskonzepte und -vorstellungen zu lokalisieren. „Bringing these concepts home“ (Nageeb 2008b: 242) bedeutet, diese Konzepte

mit den lokalen Sinnstrukturen, Praktiken und Institutionen zu verbinden und sie darin einzubetten. Der transnationale Raum wird so zum wichtigen Rahmen der Analyse der wechselseitigen Verbindungen und Interaktionen zwischen globalen und lokalen Diskursen und Organisationen. Die Konstituierung von Räumen sowie die Modi, über die diese konstituiert werden, die Handlungsspielräume der Akteure und die Relevanz von Netzwerkverbindungen können analysiert und konzeptualisiert werden. Lokale Räume werden zunehmend gestaltet, und zwar durch das Verbinden von globalen Diskursen und Entwicklungsvisionen mit lokalen Strukturen und Institutionen. Dies zu erforschen erfordert nicht nur neue Perspektiven, sondern auch neue methodologische Zugänge.

Literaturverzeichnis

- Abu-Lughod, Leila. (1998). *Remaking Women: Feminism and Modernity in the Middle East*. Princeton: Princeton University Press
- Burawoy, Michael et al. (Hrsg.). (2000). *Global ethnography. Forces, connections, and imaginations in a postmodern world*. Berkeley: University of California Press
- Cruise O'Brien, Donald B. (2003). *Symbolic Confrontations. Muslims Imagining the State in Africa*. London: Hurst & Co.
- Dannecker, Petra & Spiegel, Anna. (2006). ‚Let's not rock the boat'. Frauenorganisationen und Demokratisierung in Malaysia. *Internationales Asienforum*, 37 (3–4), 297–319
- Dannecker, Petra & Spiegel, Anna. (2008). Women's organisations and the Reshaping of the Public Sphere: A Comparative Analysis. In Gudrun Lachenmann & Petra Dannecker (Hrsg.), *Negotiating Development in Muslim Societies. Gendered spaces and translocal connections* (S. 123–144). Lanham: Lexington Books
- Davids, Tine & Driel, Francien van. (Hrsg.). (2005). *The gender question in globalization: changing perspectives and practices*. Hants: Ashgate Publishing
- Douglas, Mary. (1970). *Natural Symbols*. London: Routledge
- Evers, Hans-Dieter & Gerke, Solvay. (1997). Global Market Cultures and the Construction of Modernity in Southeast Asia. *Thesis Eleven*, 50, 1–14
- Gille, Zsuzsa & Riain, Sean. (2002). Global Ethnography. *Annual Review of Sociology*, 28, 271–295
- Gittler, Alice M. (1999). Mapping Women's Global Communications and Networking. In Wendy Harcourt (Hrsg.), *Women@Internet. Creating New Cultures in Cyberspace* (S. 91–101). London: Zed Books
- Hannerz, Ulf. (2000). Transnational Research. In Russel H. Bernard (Hrsg.), *Handbook of methods in cultural anthropology* (S. 235–256). Walnut Creek: Altamira Press
- Harcourt, Wendy. (2002). Editorial: social justice at the crossroads. *Development. Thematic issue: Place, politics and justice: women negotiating globalization*, 45 (1), 5–6
- Harcourt, Wendy & Escobar, Arturo. (2002). Women and the Politics of Place. *Development. Thematic issue: Place, politics and justice: women negotiating globalization*, 45 (1), 7–13
- Kandiyoti, Deniz. (Hrsg.). (1991). *Women, Islam and the State*. Philadelphia: Temple University Press
- Karim, Wazir-Jahan. (1987). The Status of Malay Women in Malaysia: From Culture to Islam and Industrialization. *International Journal of Sociology of the Family*, 17 (1), 41–56
- Lachenmann, Gudrun. (2001). Transformation der Frauenökonomie und Dimensionen der Einbettung in Afrika. In Gudrun Lachenmann & Petra Dannecker (Hrsg.), *Die geschlechtsspezifische Einbettung der Ökonomie. Empirische Untersuchungen über Entwicklungs- und Transformationsprozesse* (S. 83–110). Münster: LIT Verlag

- Lachenmann, Gudrun. (2008). Researching Translocal Gendered Spaces: Methodological Challenges. In Gudrun Lachenmann & Petra Dannecker (Hrsg.), *Negotiating Development in Muslim Societies. Gendered spaces and translocal connections* (S. 13–36). Lanham: Lexington Books
- Lachenmann, Gudrun. (2009). Nachbemerungen: Transnationalismus – Migration – Entwicklung. Methodologische Herausforderungen für eine empirisch fundierte Theoriebildung. *Sociologus*, 59 (1), 90–102
- Lachenmann, Gudrun & Dannecker, Petra. (Hrsg.). (2008). *Negotiating Development in Muslim Societies. Gendered spaces and translocal connections*. Lanham: Lexington Books
- Lenz, Ilse et al. (2002). *Gender, identities and networks*. Opladen: Leske + Budrich
- Loimeier, Roman. (2000). *Islamische Welt als Netzwerk. Möglichkeiten und Grenzen des Netzwerkansatzes im islamischen Kontext*. Würzburg: Ercon
- Long, Norman. (2000). Exploring local/global transformations. A view from anthropology. In Alberto Arce & Norman Long (Hrsg.), *Anthropology, development and modernities. Exploring discourses, counter-tendencies and violence* (S. 184–222). New York: Routledge
- Marchand, Marianne H. & Runyan, Anne Sisson. (Hrsg.). (2000). *Gender and Global Restructuring. Sightings, Sites and Resistances*. London, New York: Routledge
- Marcus, George E. (1998). *Ethnography through thick and thin*. Princeton, NJ: Princeton University Press
- Massey, Doreen. (1994). *Space, place, gender*. Cambridge: Polity Press
- McDowell, Linda. (1999). *Gender, Identity and Plan: Understanding Feminist Geographies*. Minneapolis: University of Minnesota Press
- Mohanty, Chandra Talpade. (2003). *Feminism Without Borders: Decolonizing Theory, Practicing Solidarity*. Durham, London: Duke University Press
- Müller, Christine. (2005). *Local Knowledge and Gender in Ghana*. Bielefeld: transcript
- Nageeb, Salma A. (2006). Building the Sudan of Peace': Negotiating Development and Islam in Sudan. *Sociologus*, 56 (2), 225–253
- Nageeb, Salma A. (2007). Appropriating the mosque: women's religious groups in Khartoum. *Africa Spectrum*, 19, 5–27
- Nageeb, Salma A. (2008a). Women's Organisations and Their Agendas in Sudan: Interfaces in Different Arenas. In Gudrun Lachenmann & Petra Dannecker (Hrsg.), *Negotiating Development in Muslim Societies. Gendered spaces and translocal connections* (S. 93–121). Lanham: Lexington Books
- Nageeb, Salma A. (2008b). Diversified Development. Women's Agency and the Constitution of Translocal Spaces. In Gudrun Lachenmann & Petra Dannecker (Hrsg.), *Negotiating Development in Muslim Societies. Gendered spaces and translocal connections* (S. 223–246). Lanham: Lexington Books
- Othman, Norani. (2006). Political Islam, "Islamic Militancy" and the Gender Question. *Asian Cultural Studies*, 15, 57–66
- Secor, Anna J. (2002). The Veil and Urban Space in Istanbul: Women's Dress; Mobility and Islamic Knowledge. *Gender, Place and Culture*, 9 (1), 5–22
- Sieveking, Nadine. (2007). 'We don't want equality, we want to be given our rights': Muslim women negotiating global development concepts in Sudan. *Africa Spectrum*, 1, 29–48
- Sieveking, Nadine. (2008). Women's Organisations Creating Social Space in Senegal. In Gudrun Lachenmann & Petra Dannecker (Hrsg.), *Negotiating Development in Muslim Societies. Gendered spaces and translocal connections* (S. 37–66). Lanham: Lexington Books
- Spiegel, Anna. (2008). Women's Organisations and Social Transformation in Malaysia: Between Social Work and legal reforms. In Gudrun Lachenmann & Petra Dannecker (Hrsg.), *Negotiating Development in Muslim Societies. Gendered spaces and translocal connections* (S. 67–92). Lanham: Lexington Books

- Spiegel, Anna. (2010). *Contested Public Spheres. Female Activism and Identity Politics in Malaysia*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Spiegel, Anna & Harig, Nadine. (2002). *Gender and translocal networking through information technology*. Working Paper No. 342, Sociology of Development Research Centre. Bielefeld: University of Bielefeld
- Weiss, Meredith L. & Hassan, Sahlia. (Hrsg.). (2003). *Social Movements in Malaysia. From moral communities to NGOs*. London: Routledge
- Wichterich, Christa. (2000). Strategische Verschwisterung, multiple Feminismen und die Globalisierung von Frauenbewegungen. In Ilse Lenz (Hrsg.), *Frauenbewegungen weltweit. Aufbrüche, Kontinuitäten, Veränderungen* (S. 257–280). Opladen: Leske + Budrich
- Youngs, Gillian. (1999). Virtual Voices: Real Lives. In Wendy Harcourt (Hrsg.), *Women@Internet. Creating New Cultures in Cyberspace* (S. 55–68). London: Zed Books

Zur Person

Petra Dannecker, Dr., Professorin und Leiterin des Instituts für Internationale Entwicklung an der Universität Wien. Arbeitsschwerpunkte: Entwicklungssoziologie und Entwicklungspolitik, Globalisierungs- und Migrationsprozesse, Geschlechterforschung und internationale Frauenpolitik, Islamisierungsprozesse in Süd- und Südostasien
Kontakt: Institut für Internationale Entwicklung, Universität Wien, Sensengasse 3/Stiege 2, 1090 Wien
E-Mail: petra.dannecker@univie.ac.at

„Alte“ Männlichkeiten und „neue“ Ethnizitäten – Positionierungen junger Migranten in transnationalen Räumen

Zusammenfassung

Im Beitrag wird zunächst auf methodologischer und methodischer Ebene diskutiert, wie eine transnationale Perspektive in die eigene Forschung integriert werden kann. Dabei wird auf der Basis des Konzepts der Artikulation (Laclau/Mouffe; Hall) ein Instrumentarium entwickelt, mit dessen Hilfe sich hybride Verortungen und deren Verstrickung und Einbettung in dominante Diskurse, „Achsen der Ungleichheit“ (Klinger/Knapp/Sauer) und Herrschaftsdimensionen aufzeigen lassen. Die Ergebnisse einer solchen Analyse werden anschließend am Beispiel eines Interviews vorgestellt. Der Fokus der Analyse liegt dabei auf Positionierungen, die im Kontext Männlichkeit und Migration eingenommen werden. Hier lassen sich Unterschiede finden, die zu einer Diskussion der Frage führen, in welchem Wechselverhältnis Multilokalität und Genderverhältnisse stehen.

Schlüsselwörter

Migration, Gender, Diskurs, Artikulation, Positionierung, Intersektionalität

Summary

‘Old’ masculinities and ‘new’ ethnicities – positions of young migrants in transnational social spaces

This article discusses – from a theoretical and empirical point of view – how to integrate a transnational perspective into research. Therefore, the concept of articulation (Laclau/Mouffe; Hall) will be introduced to analyse hybrid positions and their interrelation with dominant discourses, “axes of difference” (Klinger/Knapp/Sauer) and power relations. To show some of the results from this analysis an interview will be presented. The focus of this analysis lies on positions in the context of migration and masculinity. Here one can find differences that lead to the question of how the interrelation between transnational localization and gender relations works.

Keywords

migration, gender, discourse, articulation, position, intersectionality

Der Wunsch, nationale Identität und Kultur als ein ursprüngliches Ganzes zu bewahren, wird im Zuge der als Globalisierung beschriebenen Phänomene zunehmend unrealistisch. Die ‚historischen‘ Grenzen der modernen Nationalstaaten erfahren – bedingt durch Zuwanderung und aktuelle politische Entwicklungen – ständig Erschütterungen.¹ Das, was nationale Identität ausmacht, ist dementsprechend häufig Ort intensiver Auseinandersetzungen zwischen einer Vielzahl kultureller Gruppierungen und Interessen. Nationale Identität ist längst zu einem dynamischen, konflikthaften, instabilen und unklaren Phänomen geworden (vgl. z. B. Ang 1999; Bhabha 2000), was sich nicht zuletzt an den

1 Die Grenzen der modernen Nationalstaaten erscheinen – dank Erzählungen, Traditionen und Mythen – historisch, sind es aber bei genauerer Betrachtung überwiegend nicht (vgl. z. B. Anderson 1996). Immanuel Wallerstein (1990) etwa weist darauf hin, dass die meisten Staaten, die heute einen Sitz in den Vereinten Nationen haben, vor ein oder zwei Jahrhunderten weder dem Namen nach noch als Verwaltungseinheit vorhanden waren.

Diskussionen um religiöse Symbole wie Kopftuch, Minarett und Kreuz zeigt, die in fast allen europäischen Ländern geführt wurden und werden und zum Teil – wie z. B. Ende 2009, Anfang 2010 in der Schweiz und in Belgien – zu radikalen Verboten führ(t)en (vgl. z. B. Emcke 2010).

Der Begriff der Transnationalität setzt hier an. Er bezeichnet ein „Jenseits nationaler Logiken“, benennt jedoch gleichzeitig „die noch fortdauernde Kontexteingebundenheit“ des/der Einzelnen in den Nationalstaat (Gutiérrez Rodríguez 1999: 196). Damit wird ein Bezugsrahmen gesetzt, der den Dualismus von Herkunftsland vs. Ankunftsland, die Linearität von Migration und die Monodimensionalität von Identitäten und Zugehörigkeiten kritisch hinterfragt (vgl. Lutz 2009; Glick Schiller/Basch/Blanc-Szanton 1992). Eine transnationale Perspektive öffnet den Blick für hybride Verortungen: Es geht um die Vervielfältigung und Enträumlichung von Lebensformen; um Positionierungen, die jenseits eines Hier oder Dort liegen. Gleichzeitig werden die Begrenzungen der Enträumlichung in den Blick genommen; sei es in Bezug auf dominante Repräsentationsregime oder auch durch den Einfluss (hetero-)normativer Diskurse (vgl. Lutz 2009).

Die Integration einer transnationalen Perspektive bringt damit für die Genderforschung sowohl eine Öffnung als auch eine Schärfung des Blicks mit sich. Positionierungen, die jenseits eines Hier und Dort liegen, werden denk- und wahrnehmbar. Gleichzeitig können scheinbar eindeutige Verortungen in Bezug auf nationale Zugehörigkeit, aber auch in Bezug auf Geschlecht und andere Kategorien sozialer Ungleichheit hinterfragt und der Einfluss von Diskursen kann systematisch in die Analyse einbezogen werden. Doch wie gelingt es, eine transnationale Perspektive in die eigene Forschung zu integrieren?

Mit dieser Frage werde ich mich im ersten Teil meines Beitrags auf methodologischer und methodischer Ebene auseinandersetzen. Auf der Basis des Konzepts der Artikulation (Laclau/Mouffe 2006; Hall 1996, 1997, 2000) werde ich ein Instrumentarium entwickeln, mit dessen Hilfe sich hybride Verortungen und deren Verstrickung und Einbettung in dominante Diskurse, „Achsen der Ungleichheit“ (Klinger/Knapp/Sauer 2007) und Herrschaftsdimensionen aufzeigen lassen. Im zweiten Teil des Beitrags soll es dann um die Frage gehen, welcher empirische Gewinn mit einer solchen Perspektive verbunden ist. Hierzu möchte ich am Beispiel eines Interviews die Ergebnisse einer Studie diskutieren, die sich mit den Positionierungen junger Migranten in transnationalen Räumen beschäftigte (vgl. Spies 2010). Es wird sich dabei zeigen, dass sich in diesem Interview bei den Positionierungen im Kontext Migration ein strategischer, spielerischer oder auch ambivalenter Umgang rekonstruieren lässt, während dies bei Positionierungen im Kontext Männlichkeit nicht möglich zu sein scheint: ‚neue‘ Ethnizitäten (Hall 1994a, 1994c) treffen auf ‚alte‘, traditionelle Vorstellungen von Männlichkeit. Dies führt zu der Frage, in welchen Relationen die Kategorie Gender in transnationaler Perspektive zu anderen intersektionell verschränkten Ungleichheitskategorien steht. Am Ende des Beitrags wird es daher abschließend nicht nur darum gehen, welcher empirische Gewinn sich – ganz konkret – für die Genderforschung abzeichnet, wenn sie sich einer transnationalen Perspektive öffnet, sondern auch um die Frage, in welchem Zusammenhang bzw. Wechselverhältnis Multilokalität und Genderverhältnisse stehen.

1 Intersektionelle Analyse von Biographien als Artikulationen

1.1 Theoretische Überlegungen

Der britische Sozialwissenschaftler Stuart Hall hat sich in zahlreichen Texten mit der Fragmentierung und Dezentrierung von Identität auseinandergesetzt. Ausgehend von der Dekonstruktion des souveränen Subjekts der Moderne, versteht Hall (v. a. 1995, 1996) Identität als das Vernähen des diskursiven ‚Außen‘ mit den ‚inneren‘ Prozessen von Subjektivität (vgl. Barker/Galasiński 2001: 36):

„[...] I understand identities as points of suture, points of *temporary* attachment, as a way of understanding the constant transformations of who one is or as Foucault put it, ‘who one is to become’. You only discover who you are because of the identities you are required to take on, into which you are interpellated: but you must take up those positionalities, however temporarily, in order to act at all.“ (Hall 1995: 65)

Hall geht davon aus, dass innerhalb eines Diskurses unterschiedliche Subjektpositionen entstehen, in die das Subjekt hineingerufen wird. Hierbei handelt es sich jedoch nicht um einen willentlichen Selbst-Anschluss, sondern der/die Einzelne wird vielmehr – im Sinne Althusser (1977) – in die Position hineingerufen. Durch die Anrufung wird das Subjekt konstituiert. Das Verhältnis zwischen Diskurs und Subjekt versteht Hall hierbei – den diskurstheoretischen Arbeiten Laclau und Mouffes (Laclau 1990; Laclau/Mouffe 2006) folgend – als *Artikulation*. Es ist eine Verknüpfung, die aus zwei verschiedenen Elementen eine Einheit herstellen kann; aber auch eine Verbindung, die nicht über alle Zeiten hinweg bestehen bleiben muss bzw. sich auch verändern kann (vgl. Supik 2005; Spies 2009a; Lutz 2010). Dem entsprechend kann eine Subjektposition eingenommen, aber auch wieder verlassen werden. Der/die Einzelne ist also nicht auf alle Zeit auf eine Position festgelegt, sondern kann innerhalb unterschiedlicher diskursiver Kontexte verschiedene Positionen einnehmen.

Darüber hinaus geht der/die Einzelne nicht in den Subjektpositionen auf, sondern konstruiert sich – aus einer Vielzahl verschiedener, intersektionell verschränkter Diskurse und abhängig von der individuellen Erfahrungsgeschichte sowie den jeweiligen situativen und kommunikativen Bedingungen – eine Identität bzw. Biographie. Individuen konstituieren sich also unter anderem aus der Adaption von Subjektpositionen, aber sie sind wesentlich komplexer und unordentlicher als diese (vgl. Villa 2010). Eine Identität bzw. Biographie ist weder stabil noch dauerhaft, sondern zeichnet sich durch ein beständiges Werden aus: „Wenn wir meinen, eine einheitliche Identität von der Geburt bis zum Tod zu haben, dann bloß, weil wir eine tröstliche Geschichte oder ‚Erzählung unseres Ich‘ über uns selbst konstruieren.“ (Hall 1994b: 183)

Diskurse, Subjektpositionen und Identitäten sind also – Halls Überlegungen zufolge – eng miteinander verknüpft. Doch der/die Einzelne ist einem Diskurs nicht ausgeliefert. Im Unterschied zu Foucault betont Hall in seinen Arbeiten nämlich die Möglichkeiten der Handlungsmacht (vgl. Spies 2009a, 2009b, 2010). Diskurse eröffnen zwar Subjektpositionen, doch heißt das noch nicht, dass diese auch eingenommen werden. Denn Individuen müssen nicht nur in eine Subjektposition hineingerufen werden, son-

dern auch in diese investieren. Der/die Einzelne kann daher eine Position beim Sprechen ausfüllen, kann jedoch auch dagegen ankämpfen und beim Sprechen deutlich machen, dass er/sie die Position nur strategisch innerhalb eines bestimmten Kontextes einnimmt, dass das Einnehmen der Position mit einer bewussten Entscheidung gegen andere Positionen einhergeht oder dass die Position eigentlich nicht dem Selbstbild entspricht.

1.2 Methodische Überlegungen

Wie lassen sich diese theoretischen Überlegungen nun in der Forschungspraxis umsetzen? Wie lässt sich also das, was anfangs als transnationale Perspektive beschrieben wurde, in die eigene Forschung integrieren? Zunächst einmal muss es darum gehen, bei der Analyse von Interviews Positionierungen in Bezug auf Geschlecht, aber auch in Bezug auf andere Kategorien sozialer Ungleichheit herauszuarbeiten. In diesem Zusammenhang erweist sich die von Michael Bamberg (1999, 2003; Talbot/Bibace/Bokhour/Bamberg 1997) entwickelte *Positionierungsanalyse* als eine sinnvolle Ergänzung zur strukturalen biographischen Fallrekonstruktion (Rosenthal 1995; Fischer-Rosenthal 1996; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997). Kernstück der Analyse sind dann die Feinanalysen.² Hierzu werden Interviewausschnitte aus dem Material herausgesucht, in denen Positionierungen aktiv verhandelt oder eingenommen werden. Diese Textstellen werden zunächst – dem Vorgehen der strukturalen biographischen Fallrekonstruktion entsprechend – ohne Kontextwissen sequentiell analysiert. Anschließend werden die einzelnen Auszüge – den Auswertungsschritten von Bambergs Positionierungsanalyse folgend – weiter untersucht. Hierbei wird danach gefragt, wie die AkteurInnen in das zeitliche und räumliche Arrangement einer Erzählung eingebunden sind; wie sie also innerhalb einer Erzählung positioniert werden (Positioning Analysis Level 1). Danach wird das interaktive Setting analysiert, innerhalb dessen die spezifischen Positionierungen einer Erzählung erst möglich wurden (Positioning Analysis Level 2). Und schließlich wird untersucht, wie SprecherIn und ZuhörerIn sich durch die Art und Weise, wie die AkteurInnen in der Erzählung positioniert werden bzw. wie sie durch die Interaktion Einfluss auf die Erzählung nehmen, sich selbst und gegenseitig positionieren (Positioning Analysis Level 3).³

Mithilfe einer solchen Vorgehensweise lassen sich Fremd- und Selbstpositionierungen innerhalb einer erzählten Lebensgeschichte analysieren und hierdurch die situativen und kommunikativen Bedingungen, unter denen ein Interview stattfindet und die das Interview beeinflussen, berücksichtigen. Daneben kann – natürlich nicht unabhängig von diesen Bedingungen – der Einfluss gesellschaftlicher Diskurse herausgearbeitet werden. Dies gelingt, wenn nicht nur rekonstruiert wird, wie die InteraktantInnen eines Interviews ihre jeweiligen Positionen im sozialen Raum festlegen, beanspruchen, zuweisen und aushandeln (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004: 196), sondern – darüber hinausgehend – bei jedem Auswertungsschritt auch danach gefragt wird, innerhalb von welchem Diskurs eine bestimmte Position eingenommen wird; welche Subjektposition also im konkreten Fall gefüllt wird (vgl. hierzu auch Anthias 2002). Auf diese Weise

2 Vgl. zu den einzelnen Auswertungsschritten der (strukturalen) biographischen Fallrekonstruktion Rosenthal 1995; Fischer-Rosenthal 1996; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997; Rosenthal 2008: 173ff.; Spies 2010: 92ff.

3 Vgl. zu den einzelnen Schritten der Positionierungsanalyse vor allem Bamberg 2003.

lassen sich schließlich – auch wenn dies von Bamberg so nicht intendiert wird – „Erb-schaften des Gebrauchs“ (Reh 2003: 84) analysieren. Denn es kann – ganz im Sinne Halls – danach gefragt werden, inwiefern eine Subjektposition tatsächlich eingenommen wird; ob sie lediglich strategisch gefüllt, ironisch gebraucht oder zitiert wird, oder ob eine Positionierung nur innerhalb eines bestimmten Zusammenhangs von Gültigkeit ist, innerhalb eines anderen Zusammenhangs aber dieser Positionierung widersprochen wird (vgl. Spies 2009b, 2010).

Mithilfe der Positionierungsanalyse lässt sich also rekonstruieren, welche Positionen beim Sprechen eingenommen und wie diese gefüllt werden, das heißt, es lassen sich die Wirkmacht von Diskursen, aber auch die Möglichkeiten der Handlungsmacht untersuchen. Dies allein reicht jedoch nicht aus, um Biographien als Artikulationen analysieren zu können. Denn biographische Erzählungen werden durch eine Vielzahl intersektionell verschränkter Diskurse konstruiert (vgl. u. a. Tuider 2007). Sie stehen in einem gesellschaftspolitischen Machtgefüge und sind offen für Veränderungen: Positionen werden eingenommen, aktiv gestaltet und auch wieder verlassen. Ziel der Analyse kann daher nicht nur sein, einzelne Positionierungen herauszuarbeiten, sondern es muss darum gehen, die Logik zu erfassen, innerhalb welchen Diskurses welche Subjektposition eingenommen und wie diese gefüllt wird. Dies lässt sich mithilfe der *Intersektionalitätsanalyse* untersuchen, die auf einem theoretischen Verständnis basiert, das mit Halls Überlegungen zum Zusammenhang von Diskurs und Subjekt vereinbar ist. Es wird davon ausgegangen, dass Identitäten auf der Kreuzung unterschiedlicher Differenzlinien angesiedelt sind. Bei der Analyse wird daher die Verwobenheit unterschiedlicher Kategorien wie Geschlecht, nationale oder ethnische Zugehörigkeit und Sozialstatus bzw. Klasse in den Blick genommen, um auf diese Weise antagonistische Positionen und Praxen zu untersuchen (vgl. u. a. Lutz/Davis 2005; Leiprecht/Lutz 2006; Lutz/Schwalgin 2006).

2 Positionierungen im Kontext Migration und Männlichkeit

Am Beispiel eines Interviews sollen nun Ergebnisse einer solchen Analyse präsentiert und auf diese Weise soll gezeigt werden, welcher empirische Gewinn sich durch die Integration einer transnationalen Perspektive für die Genderforschung abzeichnet. Dabei wird es auch um die Frage gehen, in welchen Relationen die Kategorie Gender in transnationaler Perspektive zu anderen intersektionell verschränkten Ungleichheitskategorien steht.

Das Interview stammt aus einer Studie, in der straffällige junge Männer mit eigener oder familiärer Migrationsbiographie gebeten wurden, ihre Lebensgeschichten zu erzählen. Am Beispiel dieser Interviews wurde der Einfluss gesellschaftlicher Diskurse auf biographische Erzählungen untersucht (vgl. Spies 2010).

Murat – so der anonymisierte Name des Interviewten – wurde 1984 in Norddeutschland geboren, ist im Rhein-Neckar-Gebiet aufgewachsen und hat einen türkischen Pass. Er wurde wegen Diebstahls, räuberischer Erpressung, Körperverletzung und Raub angeklagt und zu eineinhalb Jahren Jugendstrafe verurteilt. Zum Zeitpunkt des Interviews

im Mai 2006 war er bereits seit vier Jahren aus der Haft entlassen, stand jedoch wegen eines neuerlichen Diebstahls unter Bewährung.⁴

2.1 Anrufung und Selbstverortung als ‚Türke‘

Murat positioniert sich in Bezug auf seine Straffälligkeit hauptsächlich innerhalb eines Diskurses nationaler Identitäten. So beschreibt er zum Beispiel, wie er als Türke von anderen angerufen wird und infolgedessen eine Schlägerei beginnt:⁵

„... in der **siebten** Klasse das war son-, Po- **Pole** war das, der hat Michael Tatrowski⁶ geheißten, das war damals halt mein bester Freund weil wir in=der- von der fünften Klasse aus, die ganze=Zeit zusammen in=der Klasse waren /m/ da hab=ich mal so=n Eisklumpen hat mir jemand auf den Kopf geworfen /m/ so als=ich=da- wir ham **Schneeballschlacht** gemacht /m/ und der wirft mir so Eis auf der Kopf ich=hab hier **voll** geblutet (1) ich **wollt** erst keine Schlägerei machen macht=der macht der Michael zu mir **hey** du bist doch n Türk, **zeig** dem wo=s lang geht und=so und **irgendwie** hab=ich den geschlagen (1) irgendwie, und dann war=ich beim **Rektor** und, **Anzeige** gekriegt damals war ich noch minderjährig war=ich dreizehn, ist fallengelassen worden /m/, ja=und seit- seitdem, angefangen erst mit **Schwänzen** und danach, Raub räuberische Erpressung (1) ...“ (7/10–7/20)⁷

Murat konstruiert aus diesem Vorfall in seiner biographischen Erzählung einen ‚Entstehungsmythos‘: Aus einer (harmlosen) Schneeballschlacht wird der Beginn seiner kriminellen Karriere. Dabei spielt die Anrufung als ‚Türke‘ eine wichtige Rolle. Fast klingt es so, als habe Murat – infolge des Zurufs durch seinen Freund („**hey** du bist doch n Türk“) – nicht mehr anders handeln können und einfach zuschlagen müssen. Eine solche Positionierung wird von Murat auch in anderen Textstellen eingenommen. Immer wieder verweist er auf sein Türkischsein, das ihn praktisch dazu gezwungen habe, sich in bestimmten Situationen abweichend zu verhalten. Konflikte werden von Murat immer zu ethnischen Konflikten undefiniert, bei denen er stets als Türke angerufen wird und sich verteidigen muss. Auf diese Weise (re-)produziert Murat im Interview ethnisierende und kulturalisierende Diskurse, die ihn zum ‚Anderen‘ machen. Gleichzeitig nutzt er jedoch die Diskurse, die häufig auch unter dem Stichwort ‚Kultur der Ehre‘ kursieren, um seine eigene Straffälligkeit zu entschuldigen und zu erklären. Er kann sich so als unschuldig präsentieren; als einer, der lediglich re-aktiv handelt und seinen Affekten ausgesetzt ist.

Wenn Murat sich hingegen im Interview ausdrücklich selbst als Türke positioniert, dann geschieht dies meist, um Ungerechtigkeiten zu benennen und Diskriminierungen zu begegnen. So wurde Murat – seiner Darstellung zufolge – zum Beispiel nicht so lange inhaftiert, weil er sich so viel hat zuschulden kommen lassen, sondern weil er Türke ist und ungerecht verurteilt wurde. Obwohl er „die Muttersprache“ (Deutsch) besser könne „wie die“ (die Deutschen), würden sie mit ihm „den Dicken machen“, und es gäbe für ihn keine „Gleichberechtigung“ vor dem Gesetz.

Zum Teil setzt Murat hierbei sein ‚Türkischsein‘ auch bewusst ein, um zu provozieren und sich auf diese Weise gegen erfahrene Ungerechtigkeit zur Wehr zu setzen. So er-

4 Das heißt: Die Vollstreckung oder Verhängung der Jugendstrafe war nach § 21 bzw. § 27 JGG ausgesetzt worden.

5 Vgl. zur ausführlichen Analyse der folgenden Textstellen Spies 2010.

6 Alle Namen und Orte wurden anonymisiert.

7 Bei der Transkription der Interviews wird nach der hörbaren Gestalt transkribiert und nicht nach den Regeln der Grammatik. Die Transkriptionszeichen in Anlehnung an Rosenthal (1995) sind im Anhang aufgeführt.

zählt er beispielsweise von einem Tag im Mai 2006, als Galatasaray Istanbul türkischer Meister wurde und er zusammen mit seinen Freunden zum Mannheimer Wasserturm gefahren sei, um dort den Sieg der Türken zu feiern. Das Gleiche habe er auch eine Woche zuvor gemacht, als die Bayern gewonnen hatten. Nun aber werden Murat und seine Freunde sofort von der Polizei angehalten und müssen ihr Auto stehen lassen. Es kommt zu einer Auseinandersetzung zwischen Murat und einem Polizisten, woraufhin Murat dem Polizisten seine eintätowierte Türkeiflagge auf dem Oberarm zeigt und sagt: „Sie sind doch eh nur neidisch, weil Sie kein Türke sind.“

Doch so eindeutig, wie Murats Positionierungen auf den ersten Blick scheinen, sind sie nicht. Denn er investiert zwar in eine Position als Türke und erfährt hierdurch Stärke und Macht beziehungsweise kann so sein abweichendes Verhalten entschuldigen und erklären, aber er verweist auch auf den strategischen Charakter einer solchen Verortung. So setzt er sich zum Beispiel am Ende der Erzählung von der Auseinandersetzung mit dem Polizisten noch einmal mit dem Thema nationale Zugehörigkeit auseinander:

„... ich=meine ich hab=auch mit Deutschland gefeiert und so (1) ich bin ja=auch hier geboren und, ich=hab-, ich sag zwar ich hab türkisches Blut ja? aber, ich will auch irgendwie in=ner Hinsicht Deutscher sein ich mein ich hab mich hier an die Kultur angepasst /m/ ich weiß=nicht wie das, Leben in der Türkei so ist sag=ich mal /m/ ich=weiß nur dass halt schweres Leben ist (1) aber hier ist ganz andere Kultur und /m/ ja ich hab=mich auch dementsprechend angepasst ja, was ist? ich hab ich hab jetzt zwei Jahre Aufenthalt, ich krieg nicht=mehr unbefristet /m/ (1) ...“ (13/40–13/47)

Anscheinend möchte er das Bild von sich, von dem er glaubt, dass es durch seine vorherige Erzählung entstanden ist, im Interview nicht so stehen lassen. Es ist ihm wichtig, sich noch einmal differenzierter zu verorten. Hierzu weist er zunächst einmal darauf hin, dass er auch mit Deutschland gefeiert hat, sich also auch mit Deutschland identifiziert. Sein Türkischsein ist für ihn nicht die einzige und ausschließliche Identifikationsmöglichkeit, was er damit erklärt, dass er in Deutschland geboren wurde und „auch irgendwie in=ner Hinsicht Deutscher sein“ will.

Murat positioniert sich hier als ‚Anderer‘ bzw. ‚Fremder‘, der „türkisches Blut“ hat und sich an die deutsche Kultur anpassen musste. Auf diese Weise (re-)produziert er (wieder) kulturalisierende und ethnisierende Diskurse, die sich sogar in seine Alltagssprache eingeschrieben haben. Denn im herrschenden Diskurs wird Zugehörigkeit – trotz verändertem Staatsangehörigkeitsgesetz – noch immer über Blut (*ius sanguinis*) definiert. Gleichzeitig macht Murat aber auch deutlich, dass ihn außer seinem „Blut“ nicht viel mehr mit der Türkei verbindet: Er weiß lediglich, dass das Leben dort schwer und die Kultur ganz anders ist. Auf diese Weise nimmt er zwar die Positionierung als ‚Anderer‘ bzw. ‚Fremder‘ an, macht jedoch sehr dezidiert deutlich, dass er dies auch in der Türkei wäre. Und eigentlich möchte er „irgendwie in=ner Hinsicht Deutscher“ sein. Diese Position wird ihm jedoch gesetzlich verwehrt: Murat hat einen türkischen Pass und seit seiner Haft auch nur noch eine befristete Aufenthaltserlaubnis für Deutschland. Es bleibt ihm also gar nichts anderes übrig, als die Position des ‚Fremden‘ mit „türkische[m] Blut“ anzunehmen.

Selbst sprachlich lassen sich diese gegenläufigen Verortungen nachzeichnen. So verwendet Murat an einigen Stellen in dieser Erzählung sehr gewählte Ausdrücke, die – durchmischt mit Jugendslang und Mannheimer Dialekt – auf sehr gute Sprachkenntnisse

und einen geübten Umgang mit der deutschen Sprache verweisen (z. B. „ich hab=mich auch dementsprechend **angepasst**“). An anderen Stellen scheint er jedoch bewusst eine gebrochene Sprache einzusetzen, mit der er sich zusätzlich als Türke verortet. Er inszeniert sich also mithilfe des ‚Türkenslang‘ bzw. der ‚Kanak Sprach‘, wie Zaimoglu (1995) sie nennt, als Türke in Deutschland; nimmt also auch sprachlich die Anrufung an.

Eine Selbstpositionierung als Türke ist im Falle Murats weder Ausdruck von Traditionalisierung noch von (Re-)Ethnisierung. Es ist ein mögliches Identifikationsangebot unter vielen, das aus den innergesellschaftlichen Entwicklungen hervorgeht (vgl. hierzu auch Tietze 2001: 239f.): Murat wird in Deutschland als ‚Türke‘ angerufen; er nimmt diese Anrufung an und investiert in sie. Er positioniert sich als ‚Anderer‘ oder ‚Fremder‘ mit „türkische[m] Blut“, der sich in Deutschland „anpassen“ musste, und (re-)produziert hierdurch kulturalisierende und ethnisierende Diskurse. Er eignet sich also die Zuweisungen an, die er im Alltag erfährt. Hierdurch trägt er dazu bei, dass sich Stereotype über ‚die Türken‘ verfestigen, kann jedoch auf diese Weise sein Verhalten legitimieren und seine Erfahrungen einordnen. Denn als Deutscher wird Murat – zumindest innerhalb des dominanten Diskurses und der derzeitigen Rechtslage – nicht anerkannt. Gleichzeitig bietet ihm eine Positionierung als ‚Fremder‘ eine Entschuldigungsfolie, mit der er – im gesellschaftlichen Diskurs breit anerkannt – seine Straffälligkeit erklären kann. Es wäre daher verkürzt, die Positionierungen, mithilfe derer Murat im Interview seine Differenz betont, als Formen einer proklamierten Identität zu interpretieren. Seine Inszenierungen von Ethnizität sind vielmehr als eine Form der aktiven Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Diskursen zu verstehen.

Darüber hinaus kann mithilfe einer transnationalen Forschungsperspektive gezeigt werden, dass eine Selbstverortung als ‚Türke‘ keinesfalls so eindeutig ist, wie sie auf den ersten Blick scheint. Denn Murat macht im Interview sehr dezidiert deutlich, dass diese Positionierung nur innerhalb Deutschlands gültig ist. In der Türkei hingegen wäre er ein Fremder, der das „Leben“ und die „Kultur“ nicht kennt. Es handelt sich also um eine strategische Positionierung, die sich – wie das Tattoo auf Murats Oberarm – hervorholen lässt, um Krisensituationen zu meistern. Dennoch zeigt eine solche Verortung, auch wenn sie als strategisch zu verstehen ist, wie groß der Einfluss normativer Diskurse ist. Denn eine alternative Positionierung scheint zumindest in dieser Version narrativer Biographie nicht möglich zu sein.

2.2 Positionierungen als Mann

Der Einfluss normativer Diskurse lässt sich auch im Kontext Männlichkeit rekonstruieren. Allerdings findet sich hier kein strategischer oder ambivalenter Umgang mit Positionierungen, wie sich dies im Kontext Migration zeigen lässt. Eine Positionierung als Mann zeichnet sich bei Murat durch eine Mischung aus Täter- und Opfersein aus und ist verknüpft mit traditioneller Härte, Kraft und Körperlichkeit auf der einen Seite sowie mit Passivität und Verletzbarkeit auf der anderen. Auf diese Weise gelingt es Murat, sich als aktiv und handelnd zu präsentieren, gleichzeitig jedoch auch deutlich zu machen, dass er Opfer seiner Affekte und damit in gewisser Weise unschuldig ist.

Bereits in der Erzählung von der Schneeballschlacht (vgl. Kap. 2.1) zeigt sich eine solche Positionierung als Mann. Murat präsentiert sich hier zunächst einmal als Opfer,

als derjenige, der verletzt wurde. Er wurde von einem „Eisklumpen“ getroffen und blutete am Kopf.⁸ Daraufhin beginnt er eine Schlägerei, auch wenn er eigentlich gar „keine Schlägerei machen“ wollte. Erst durch den Zuruf seines Freundes Michael: „**hey** du bist doch n Türk“, wird Murat zum Täter, präsentiert sich gleichzeitig – auch durch das wiederholte „irgendwie“ – jedoch als Opfer seiner Affekte. Aufgrund des Reizes, den Michael ihm geliefert hat, konnte Murat nicht anders handeln: „und **irgendwie** hab=ich den geschlagen (1) irgendwie“.

Ähnliche Erzählungen beziehungsweise Berichte und Argumentationen ziehen sich durch das gesamte Interview. Immer wieder geht es darum, dass Murat seinen Körper einsetzt, um andere ‚abzurippen‘ oder sich (zum Teil auch für andere) zu prügeln (vgl. Spies 2010). So argumentiert er beispielsweise gegen Ende des Interviews:

„... ich sag immer nur Schlägerei das kann **immer** wieder passieren ob du- ob=ich es **will** oder nicht /m/ ich mein wenn der mich **schlägt** ich kann ja nit zugucken in=ner Party wie=ich erzählt hab, Alkohol im **Spiel** der macht mich dumm **an** er will mich **schlagen** was soll ich machen? /m/ und=er will- versucht mich **weiter** zu schlagen da **wehr** ich=mich natürlich und dann **schlag**=ich ihn und dann heißt es warum hast du ihn geschlagen? /m/ (1) ...“ (30/15–30/20)

Michael Meuser (2005) hat ein solches Verhalten als adoleszente „Strukturübungen“ bezeichnet, als „Mittel der Aneignung und Darstellung von Männlichkeit“ (Meuser 2005: 313). Es geht darum, sich in den „ernsten Spiel[en] des Wettbewerbs“ (Bourdieu 1997: 203) zu behaupten. In Murats Erzählung(en) wird hierbei jedoch auch deutlich, wie eng Täter- und Opferrolle verknüpft sind: Verletzungsmächtigkeit geht mit Verletzungsanfälligkeit einher (vgl. hierzu v. a. Bereswill 2006). Im Interview nutzt Murat diese „Täter-Opfer-Ambivalenz“ bzw. den Verweis darauf, dass er selbst verletzt wurde, um sein abweichendes Verhalten zu entschuldigen und zu erklären: Der andere hat ihn provoziert und Murat hat nur zugeschlagen, weil er sich nicht anders zu wehren wusste. In der geschilderten Situation jedoch wird der potenzielle Opferstatus mittels traditioneller Härte, Kraft und Körperlichkeit abgewehrt. Mechthild Bereswill (2006: 246) spricht in diesem Zusammenhang von einem „Bluff mit der eigenen Stärke“; es geht darum, die eigene Unverletzbarkeit zu demonstrieren und gleichzeitig die „Bereitschaft, den eigenen Körper zu riskieren, glaubwürdig und abschreckend [zu] markieren und durch[zuhalten]“.

Daneben ist eine Positionierung als Mann für Murat eng verknüpft mit einer männlichen Erwerbsarbeiterbiographie und idealisierten Vorstellungen eines männlichen Versorgermodells, das mit dem Kauf von Statussymbolen beginnt und mit der Gründung und Versorgung einer eigenen Familie endet:

„... jetzt bei der Hema⁹ das ist meine, sehr große Hoffnung /m/ sag=ich mal vielleicht geht jetzt alles ((pfeift kurz leise)) aufwärts /m m/ weil wenn keine **Kohle** stimmt, stimmt gar nichts /m/ ich mein Kohle hat=man ja aber nicht so **viel** und, man will n **Auto** haben n **Führerschein** haben und (1) wenn das nicht **geht** wie soll=ich dann mein Leben planen? wie soll=ich meine **Frau**, versorgen mein **Kind** versorgen? /m/ weil ich mein, ich kenn jetzt mittlerweile paar Leute die haben **Kinder** keine **Arbeit** /m/ kein **Auto** kein **Haus** wohnen bei der **Freundin** ich mein, was **trauen** die dass die überhaupt n **Kind** machen? /m/ und deswegen, hoffentlich läuft alles gut /m/ ich will auch mal ne Familie haben sag=ich=mal=so ((ganz kurz etwas lächelnd)) /m/ na ja (1) ...“ (3/47–4/06)

8 Die Bezeichnung „Eisklumpen“ deutet möglicherweise darauf hin, dass hier jemand die Regeln verletzt und statt weichem Schnee hartes Eis geworfen hat.

9 Anonymisierter Name eines Kunststoffwerkes in der Nähe von Murats Heimatstadt.

Murat orientiert sich in Bezug auf seine Zukunftsvorstellungen am „Ideal des männlichen Erwerbsarbeiters“ (Bereswill 2007: 93). Er möchte (mehr) Geld verdienen (als bisher) und von dem Geld den Führerschein machen und sich ein Auto kaufen. Nur so kann er sich dann auch eine Zukunft vorstellen: „wenn das nicht geht wie soll=ich dann mein Leben planen? wie soll=ich meine **Frau**, versorgen mein **Kind** versorgen?“. Denn für Murat ist eines völlig klar: Wenn er kein Auto und kein Haus hat, dann wird er auch keine Familie gründen. Er orientiert sich also an gesellschaftlichen und familiären¹⁰ Vorgaben. Arbeit und eine Identität als Mann bzw. Familienvater sind für ihn eng miteinander verknüpft (vgl. hierzu auch Spindler 2007: 120f.). Dass ein solches Identifikationsangebot über Arbeit gesellschaftlich immer weniger abgedeckt ist (vgl. Bereswill 2007: 93) und dass es – zumal ohne abgeschlossene Ausbildung – schwierig werden könnte, dauerhaft Arbeit zu finden, scheint er in keiner Weise zu sehen beziehungsweise sehen zu wollen. Denn eine Alternative wird von Murat nicht mitgedacht: Entweder es „läuft alles gut“ oder – „na ja“.

Murat positioniert sich in seiner biographischen Erzählung innerhalb eines dominanten Männlichkeitsdiskurses. Dabei scheint er sich an einem Männlichkeitsideal zu orientieren, das zwar weniger Connells Bild hegemonialer Männlichkeit (Connell 2006), dafür aber einem möglicherweise derzeit dominanten Ideal von Männlichkeit¹¹ oder zumindest seinem eigenen Bild einer hegemonialen Männlichkeit entspricht. Auf theoretischer Ebene wird schon seit längerer Zeit diskutiert, dass die Frage, was aktuell als hegemoniale Männlichkeit gilt, keinesfalls eindeutig beantwortet werden kann (vgl. z. B. Hearn 2004: 58),¹² und dass es innerhalb einer Gesellschaft möglicherweise mehr als nur eine hegemoniale Männlichkeit gibt (vgl. Meuser/Scholz 2005: 216; Meuser 2006: 169). Dies heißt jedoch nicht – darauf verweisen Meuser/Scholz (2005: 217) –, dass „jedes soziale Milieu und jede Subkultur [...] eine eigene hegemoniale Männlichkeit“ formt. Denn der Begriff „hegemonial“ mache nur dann Sinn, „wenn mit der in dieser Weise bezeichneten Männlichkeit ein Anspruch auf normative Gültigkeit über das jeweilige soziale Feld hinaus verbunden ist“. In diesem Zusammenhang stellt sich natürlich die Frage, wann solch ein Anspruch auf milieuübergreifende Gültigkeit gegeben ist. Meuser/Scholz (2005: 217) vermuten, dass sich derzeit hegemoniale Männlichkeit(en) vor allem im technokratischen Milieu des Top-Managements und der Massenmedien konstituieren. Sie wenden jedoch ein, dass es sich bei der/den „hierzulande gültige[n] hegemoniale[n] Männlichkeit[en]“ um eine „nicht markierte Männlichkeit“ handelt, deren Schwierigkeit, sie zu bestimmen, gerade ihren Erfolg ausmacht. Nichtsdestotrotz handele es sich um eine „deutsche, weiße, bürgerliche Männlichkeit“ (Meuser/Scholz 2005: 225).

10 Bei dem Kunststoffwerk (Hema), von dem Murat hier spricht, arbeiten bereits sein Vater und sein Bruder. Außerdem hat Murat im Gefängnis einen Metalllehrgang absolviert und damit eine Ausbildung für einen Beruf begonnen, den bereits sein Vater, sein Onkel und sein Großvater ausgeübt haben.

11 So beschreibt Cordula Dittmer (2009: 242) z. B. das dominante Männlichkeitsideal in der Bundeswehr ebenfalls als eine „Verknüpfung von körperlicher Leistungsfähigkeit, naturgegebener Sexualität und Härte“ auf der einen Seite und „Offenheit, Verletzlichkeit, Deeskalation und Opfertum“ auf der anderen Seite.

12 Auch Connells eigene Analysen bieten lediglich Anhaltspunkte dafür, was unter hegemonialer Männlichkeit innerhalb einer bestimmten Gesellschaft und zu einer bestimmten Zeit verstanden werden kann (vgl. Connell 2006; Meuser/Scholz 2005: 212).

Von solch einer ,hegemonialen' Männlichkeit ist Murats Männlichkeitsideal weit entfernt. Er strebt nicht an, das Leben eines Top-Managers zu führen oder im Fernsehen eine eigene Show zu leiten. Dazu fehlen ihm jegliche Bildungs- und auch Distinktionsambitionen. Im Gegensatz hierzu ist das von ihm angestrebte Ideal geradezu konventionell und konservativ. Dennoch ist es sicherlich ein Ideal, das über sein soziales Umfeld hinaus normative Gültigkeit besitzt und insofern zumindest ein Kriterium hegemonialer Männlichkeit erfüllt. Doch auch wenn man nicht so weit gehen möchte, in diesem Zusammenhang von einer *hegemonialen* Männlichkeit zu sprechen, so ist es doch eine, die gesellschaftlich anerkannt ist. Murat verortet sich also in Bezug auf seine Männlichkeit innerhalb eines dominanten Diskurses und investiert in eine Position traditioneller, aber anerkannter Männlichkeit, die für ihn eine Alternative zum (nicht erreichbaren) hegemonialen Männlichkeitsideal in Form des Managertypen darstellt.

3 Zwischen Diskurs- und Handlungsmacht

Während Murat im Kontext Migration gegen die Diskursmacht ankämpft, verortet er sich im Kontext Männlichkeit innerhalb eines dominanten Diskurses. „Neue Ethnizitäten“¹³ (Hall 1994a, 1994c) treffen auf ,alte', traditionelle Vorstellungen von Männlichkeit. Anders ausgedrückt: Eine hybride Verortung in Bezug auf nationale Identitäten und Zugehörigkeiten ist hier verknüpft mit der Vorstellung einer patriarchalen Ordnung der Geschlechter. Es scheint sich an dieser Stelle die Wirksamkeit des hegemonialen Ideals, die die Konstruktion alternativer Formen von Männlichkeit verhindert, in besonderer Weise zu zeigen. Denn während im Kontext Migration durchaus alternative Positionierungen im gesellschaftlichen Diskurs zu finden sind, die zum Teil auch von Identifikationsfiguren aus Filmen, Rap oder Hip-Hop eingenommen werden,¹⁴ fehlen in Bezug auf Männlichkeit offenbar solche alternativen Positionierungsmöglichkeiten und auch Vorbilder für die von mir interviewten Jugendlichen. Zumindest scheint es im Kontext Migration Handlungsspielräume für die jungen Männer zu geben, während in Bezug auf Männlichkeit nur das Konstrukt des Familienernährers in den gesellschaftlichen Diskursen bereitgestellt und genutzt wird. Alternative Positionierungen wie der ,neue Vater' (vgl. Bambey/Gumbinger 2006) oder ,Zeitpionier' (vgl. Hörning/Gerhard/Michailow 1990) scheinen nicht eingenommen werden zu können, was sicherlich vor allem auch mit fehlenden Ressourcen bzw. generell mit sozialer Randständigkeit erklärt werden muss. Dies wiederum stellt – zumindest für die von mir interviewte Gruppe junger straffälliger Männer mit eigener oder familiärer Migrationsbiographie – die Möglichkeiten des Wandels im Geschlechterverhältnis infrage.

Eine andere Erklärung könnte darin gesehen werden, dass bei der ,Ausstattung' der ,alten', traditionellen Männlichkeit der eigene Körper sowie Bildung, Beruf und

13 Mit der Bezeichnung „neue Ethnizitäten“ betont Hall (1994c) die Geschichtlichkeit und Positioniertheit von Diskursen, innerhalb derer sich Zugehörigkeiten formieren. Es geht darum, die eigene Identität nicht auf eine tatsächlich vorhandene oder imaginierte Herkunftskultur zu reduzieren und Positionierungen im Hier und Dort kreativ miteinander zu verknüpfen. Dadurch erhält jede/r die Möglichkeit, sich individuell zu verorten.

14 Ein anderer Jugendlicher, der von mir interviewt wurde, identifiziert sich z. B. sehr stark mit dem Rapper Azad, der von ihm als deutscher Rapper und Kurde positioniert wird (vgl. Spies 2010).

Vermögen eine wichtige Rolle spielen. Dies alles sind Kategorien – darauf verweisen beispielsweise Gabriele Winker und Nina Degele (2009: 54ff.) –, die ihre naturalisierten Bedeutungen weitgehend verloren haben. Es seien in Bezug auf diese Kategorien gesellschaftliche Diskurse dominant, die „sich den Leistungsdiskursen meritokratischer Klassenideologie an[nähern]“ (Winker/Degele 2009: 58). Dabei wird davon ausgegangen, dass der/die Einzelne die Kategorien beeinflussen und als „Unternehmer seiner Selbst“ (Foucault 2006: 314) bzw. mithilfe von Muskeltraining und Ernährungsplan Status erlangen kann.

Indem Murat in das von ihm angestrebte und modifizierte Bild hegemonialer beziehungsweise anerkannter Männlichkeit investiert, investiert er in ein Feld, in dem er durch sein eigenes Tun (scheinbar) seinen Status verbessern kann. Dies kann fatale Folgen haben, denn die Chancen, ohne Ausbildung eine (längerfristige) Anstellung zu finden und genügend Geld zu verdienen, um eine Familie zu ernähren, sind nicht gerade hoch (vgl. hierzu auch King 2002: 242; Spindler 2007). Und es liegt eben – entgegen der gesellschaftlichen Diskurse – nicht nur in der Eigenverantwortung Murats, ob er trotz steigender Arbeitslosenzahlen und prekärer Beschäftigungsverhältnisse sein Ziel (auf legalem Weg) erreichen kann.

Bei Murats Positionierungen im Kontext Männlichkeit – und das Gleiche gilt auch für die anderen im Rahmen der Studie interviewten jungen Männer (vgl. Spies 2010) – spielt dies alles jedoch keine Rolle. Die scheinbare Möglichkeit, an anerkannter Männlichkeit partizipieren zu können, verführt dazu, sich innerhalb eines dominanten Diskurses zu positionieren. Es scheint sich hier eine (legitime) Möglichkeit zu eröffnen, an die Vorstellungen (eines Teils) der Mehrheitsgesellschaft anknüpfen zu können und nicht als Anderer angerufen zu werden. Und genau hier zeigt sich das Wechselverhältnis zwischen Multilokalität und Genderverhältnissen: Denn Murats Positionierung als Mann innerhalb eines patriarchalen und heteronormativen Diskurses muss im Zusammenhang gesehen werden mit den Positionierungen, die er im Kontext nationaler Zugehörigkeit annehmen kann und muss. So wie er innerhalb des einen Diskurses zum Anderen gemacht wird und er diese Positionierung (strategisch) annimmt, um seine eigene Straffälligkeit zu entschuldigen und zu erklären, um Ungerechtigkeiten zu benennen und Diskriminierungen zu begegnen, so bietet sich innerhalb des anderen Diskurses die Möglichkeit, zu partizipieren: als junger Mann, der so wie viele andere auch Geld verdienen möchte, um seine Familie zu ernähren. Ebenso wie Murats Inszenierungen von Ethnizität sind auch seine Positionierungen als Mann als Form der aktiven Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen, intersektionell verschränkten Diskursen zu verstehen. Und diese Auseinandersetzung findet im Rahmen der ihm zur Verfügung stehenden Ressourcen statt, das heißt, Bildung (bzw. das Nichtvorhandensein eines höheren Bildungsabschlusses oder einer abgeschlossenen Ausbildung), Klasse, Sozialstatus, Besitz¹⁵ sind hier wichtige Kategorien, die im Zusammenhang mit Murats Inszenierungen von Ethnizität und seiner Positionierung als Mann nicht aus dem Blick geraten dürfen.

Mithilfe einer transnationalen Perspektive lassen sich also unterschiedliche und zum Teil auch widersprüchliche Positionierungen rekonstruieren. Auf diese Weise kön-

15 Bis zum Zeitpunkt des Interviews war Murat stets nur über Leihfirmen befristet beschäftigt und infolgedessen auch immer wieder für bestimmte Zeiten arbeitslos. Eine direkte Anstellung bei einer Verpackungsfirma war einmal im Gespräch, ist jedoch an Murats Führungszeugnis gescheitert. Eine überbetriebliche Ausbildung des Arbeitsamtes hat er vorzeitig abgebrochen (vgl. Spies 2010).

nen vordergründig eindeutige Verortungen hinterfragt und komplexe mehrdimensionale Zugehörigkeiten herausgearbeitet werden. Gleichzeitig kann die Verstrickung bzw. das Wechselverhältnis von Positionierungen im Kontext intersektionell verschränkter Ungleichheitskategorien untersucht werden. Für die Genderforschung bedeutet dies nicht nur eine Öffnung oder Schärfung des Blicks, sondern – im Angesicht globalisierter Transformationen gesellschaftlicher Ordnungen – auch eine notwendige Erweiterung des methodologischen und methodischen Repertoires.

Anhang: Transkriptionszeichen

,	kurzes Absetzen
?	Stimme geht nach oben
dieses-	Abbruch
(3)	Dauer der Pause in Sekunden
nein	betont
dann=sind=wir	schneller Anschluss
((lachend))	Kommentar der Transkribierenden
/m/	Rezeptionssignal der Interviewerin

Literaturverzeichnis

- Althusser, Louis. (1977). *Ideologie und ideologische Staatsapparate*. Hamburg, Westberlin: VSA
- Anderson, Benedict. (1996). *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. Frankfurt a. M.: Campus
- Ang, Ien. (1999). On not speaking Chinese. Postmodernism ethnicity and the politics of diaspora. In Morag Shiach (Hrsg.), *Feminism and Cultural Studies* (S. 540–564). Oxford: University Press
- Anthias, Floya. (2002). Where do I belong? Narrating collective identity and translocational positionality. *Ethnicities*, 2 (4), 491–514
- Bamberg, Michael. (1999). Is there anything behind discourse? Narrative and the local accomplishments of identities. In Wolfgang Maiers, Betty Bayer, Barbara Duarte Esgalhado, René Jorna & Ernst Schraube (Hrsg.), *Challenges to theoretical psychology* (S. 220–227). New York u. a.: Captus University Publications
- Bamberg, Michael. (2003). Positioning with Davie Hogan. Stories, tellings, and identities. In Colette Dainte & Cynthia Lightfoot (Hrsg.), *Narrative analysis: Studying the development of individuals in society* (S. 135–157). London: Sage
- Bambey, Andrea & Gumbinger, Hans-Walter. (2006). „Neue Väter – andere Kinder?“ Das Vaterbild im Umbruch – Zwischen gesellschaftlichen Erwartungen und realer Umsetzung. *Forschung Frankfurt*, 4, 26–31, Zugriff am 27. September 2010 unter www.muk.uni-frankfurt.de/Publikationen/FFFM/dok/2006/2006-4/26-31-Neue-Vaeter-andere-Kinder.pdf
- Barker, Chris & Galasiński, Dariusz. (2001). *Cultural Studies and Discourse Analysis. A Dialogue on Language and Identity*. London: Sage
- Bereswill, Mechthild. (2006). Männlichkeit und Gewalt. Empirische Einsichten und theoretische Reflexionen über Gewalt zwischen Männern im Gefängnis. *Feministische Studien*, 2, 242–255
- Bereswill, Mechthild. (2007). Undurchsichtige Verhältnisse: Marginalisierung und Geschlecht im Kontext der Männlichkeitsforschung. In Cornelia Klinger, Gudrun-Axeli Knapp &

- Birgit Sauer (Hrsg.), *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität* (S. 84–99). Frankfurt a. M., New York: Campus
- Bhabha, Homi K. (2000). *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg
- Bourdieu, Pierre. (1997). Die männliche Herrschaft. In Irene Dölling & Beate Kraus (Hrsg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis* (S. 153–217). Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Connell, Robert W. (2006). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit* (3. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Dittmer, Cordula. (2009). *Gender Trouble in der Bundeswehr. Eine Studie zu Identitätskonstruktionen und Geschlechterordnungen unter besonderer Berücksichtigung von Auslandseinsätzen*. Bielefeld: transcript
- Emcke, Carolin. (2010). Liberaler Rassismus. *Die Zeit*, Nr. 09, 25.02.2010. Zugriff am 4. März 2010 unter www.zeit.de/2010/09/Rassismus
- Fischer-Rosenthal, Wolfram. (1996). Strukturelle Analyse biographischer Texte. In Elmar Brähler & Corinne Adler (Hrsg.), *Quantitative Einzelfallanalysen und qualitative Verfahren* (S. 147–208). Gießen: Psychosozial-Verlag
- Fischer-Rosenthal, Wolfram & Rosenthal, Gabriele. (1997). Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation. In Ronald Hitzler & Anne Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung* (S. 133–164). Opladen: Leske + Budrich
- Foucault, Michel. (2006). *Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Glick Schiller, Nina; Basch, Linda & Blanc-Szanton, Christina. (1992). Towards a definition of transnationalism. Introductory remarks and research questions. In dies. (Hrsg.), *Towards a transnational perspective on migration* (S. ix–xiv). New York: Academy of Sciences
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación. (1999). *Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung*. Opladen: Leske + Budrich
- Hall, Stuart. (1994a). Alte und neue Identitäten, alte und neue Ethnizitäten. In ders. (Hrsg.), *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2* (S. 66–88). Hamburg: Argument
- Hall, Stuart. (1994b). Die Frage der kulturellen Identität. In ders. (Hrsg.), *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2* (S. 180–222). Hamburg: Argument
- Hall, Stuart. (1994c). Neue Ethnizitäten. In ders. (Hrsg.), *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2* (S. 15–25). Hamburg: Argument
- Hall, Stuart. (1995). Fantasy, Identity, Politics. In Erica Carter, James Donald & Judith Squires (Hrsg.), *Cultural remix. Theories of politics and the popular* (S. 63–69). London: Lawrence & Wishart
- Hall, Stuart. (1996). Introduction: Who needs ‚identity‘? In ders. & Paul Du Gay (Hrsg.), *Questions of cultural identity* (S. 1–17). London: Sage
- Hall, Stuart. (1997). Minimal Selves. In Ann Gray & Jim McGuigan (Hrsg.), *Studying Culture. An Introductory Reader* (S. 134–138). London u. a.: Arnold
- Hall, Stuart. (2000). Postmoderne und Artikulation. Ein Interview mit Stuart Hall. Zusammenge stellt von Lawrence Großberg. In ders. (Hrsg.), *Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt. Ausgewählte Schriften 3* (S. 52–77). Hamburg: Argument
- Hearn, Jeff. (2004). From hegemonic masculinity to the hegemony of men. *Feminist Theory*, 5 (1), 49–72
- Hörning, Karl H.; Gerhard, Anette & Michailow, Matthias. (1990). *Zeitpioniere: Flexible Arbeitszeit – neuer Lebensstil*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- King, Vera. (2002). *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften*. Opladen: Leske + Budrich
- Klinger, Cornelia; Knapp, Gudrun-Axeli & Sauer, Birgit. (Hrsg.). (2007). *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Frankfurt a. M., New York: Campus

- Laclau, Ernesto. (1990). *New reflections on the revolution of our time*. London: Verso
- Laclau, Ernesto & Mouffe, Chantal. (2006). *Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus*. Wien: Passagen Verlag
- Leiprecht, Rudolf & Lutz, Helma. (2006). Intersektionalität im Klassenzimmer: Ethnizität, Klasse, Geschlecht. In ders. & Anne Kerber (Hrsg.), *Schule in der Einwanderungsgesellschaft. Ein Handbuch* (2. Aufl.). (S. 218–234). Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag
- Lucius-Hoene, Gabriele & Deppermann, Arnulf. (2004). *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews* (2. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Lutz, Helma. (2009). Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen. In dies. (Hrsg.), *Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen* (S. 8–26). Münster: Westfälisches Dampfboot
- Lutz, Helma. (2010). Biographieforschung im Lichte postkolonialer Theorien. In Julia Reuter & Paula-Irene Villa (Hrsg.), *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention* (S. 115–136). Bielefeld: transcript
- Lutz, Helma & Davis, Kathy. (2005). Geschlechterforschung und Biographieforschung: Intersektionalität als biographische Ressource am Beispiel einer außergewöhnlichen Frau. In Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz & Gabriele Rosenthal (Hrsg.), *Biographieforschung im Diskurs* (S. 228–247). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Lutz, Helma & Schwalgin, Susanne. (2006). Globalisierte Biographien: Das Beispiel einer Haushaltsarbeiterin. In Wolf-Dietrich Bukow, Markus Ottersbach, Elisabeth Tuider & Erol Yildiz (Hrsg.), *Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag* (S. 99–113). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Meuser, Michael. (2005). Strukturübungen. Peergroups, Risikohandeln und die Aneignung des männlichen Geschlechtshabitus. In Vera King & Karin Flaake (Hrsg.), *Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsensein* (S. 309–323). Frankfurt a. M., New York: Campus
- Meuser, Michael. (2006). Hegemoniale Männlichkeit. Überlegungen zur Leitkategorie der Men's Studies. In Brigitte Aulenbacher, Mechthild Bereswill, Martina Löw & ders. (Hrsg.), *FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art* (S. 160–174). Münster: Westfälisches Dampfboot
- Meuser, Michael & Scholz, Sylka. (2005). Hegemoniale Männlichkeit. Versuch einer Begriffserklärung aus soziologischer Perspektive. In Martin Dinges (Hrsg.), *Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute* (S. 211–228). Frankfurt a. M.: Campus
- Reh, Sabine. (2003). *Berufsbiographische Texte ostdeutscher Lehrer und Lehrerinnen als „Bekanntnisse“*. Interpretationen und methodologische Überlegungen zur erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. Rieden: Klinkhardt
- Rosenthal, Gabriele. (1995). *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Rosenthal, Gabriele. (2008). *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung* (2. korr. Aufl.). Weinheim, München: Juventa
- Spies, Tina. (2009a). Diskurs, Subjekt und Handlungsmacht. Zur Verknüpfung von Diskurs- und Biografieforschung mithilfe des Konzepts der Artikulation. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 10 (2) (Art. 36). Zugriff am 30. April 2009 unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0902369>
- Spies, Tina. (2009b). „... ich sag Ihnen jetzt mal was ...“ Subjektpositionierungen unter dem Einfluss gesellschaftlicher Diskurse über Gewalt, Geschlecht und Ethnizität. *Feministische Studien*, 27 (1), 67–82

- Spies, Tina. (2010). *Migration und Männlichkeit. Biographien junger Straffälliger im Diskurs*. Bielefeld: transcript
- Spindler, Susanne. (2007). Im Netz hegemonialer Männlichkeit: Männlichkeitskonstruktionen junger Migranten. In Mechthild Bereswill, Michael Meuser & Sylka Scholz (Hrsg.), *Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit* (S. 119–135). Münster: Westfälisches Dampfboot
- Supik, Linda. (2005). *Dezentrierte Positionierung. Stuart Halls Konzept der Identitätspolitik*. Bielefeld: transcript
- Talbot, Jean; Bibace, Roger; Bokhour, Barbara & Bamberg, Michael. (1997). Affirmation and resistance of dominant discourses: The rhetorical construction of pregnancy. *Journal of Narrative and Life History*, 6, 225–251
- Tietze, Nikola. (2001). *Islamische Identitäten. Formen muslimischer Religiosität junger Männer in Deutschland und Frankreich*. Hamburg: Hamburger Edition
- Tuider, Elisabeth. (2007). Diskursanalyse und Biographieforschung. Zum Wie und Warum von Subjektpositionierungen. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 8 (2) (Art. 6). Zugriff am 24. September 2007 unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs070268>
- Villa, Paula-Irene. (2010). Verkörpern ist immer mehr: Intersektionalität, Subjektivierung und der Körper. In Helma Lutz; Maria Teresa Herrera Vivar & Linda Supik (Hrsg.), *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes* (S. 203–221). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Wallerstein, Immanuel. (1990). Die Konstruktion von Völkern: Rassismus, Nationalismus, Ethnizität. In Étienne Balibar & ders. (Hrsg.), *Rasse – Klasse – Nation: ambivalente Identitäten* (S. 87–106). Hamburg: Argument
- Winker, Gabriele & Degele, Nina. (2009). *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheit*. Bielefeld: transcript
- Zaimoglu, Feridun. (1995). *Kanak Sprak. 24 Misstöne vom Rande der Gesellschaft*. Hamburg: Rotbuch

Zur Person

Tina Spies, Dr. phil., Soziologin M.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Potsdam. Arbeitsschwerpunkte: Methoden qualitativer Sozialforschung/Diskurs- und Biographieforschung, Gender, Migration, Intersektionalität, Surveillance
Kontakt: Universität Potsdam, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät, Karl-Marx-Straße 67, 14482 Potsdam
E-Mail: tina.spies@uni-potsdam.de

Mobile Wissenschaftlerinnen. Transnationale Verortungen und biographische Perspektiven

Zusammenfassung

Durch die Internationalisierung der Hochschulen gewinnen transnationale Lebensformen und Karrierewege in der Wissenschaft an Bedeutung. Auf der Basis einer theoretischen Reflexion transnationaler Räume, postkolonialer Ansätze zur Konstruktion von Ethnizität/Kultur und mit Bezug auf die Diskussion von Intersektionalität in der Biographieforschung werden biographische Interviews mit mobilen Wissenschaftlerinnen aus unterschiedlichen Weltregionen wie Indien, Ex-Jugoslawien und Deutschland (aus einer Einwanderfamilie aus der Türkei) diskutiert. Transnational mobile Karrierewege von Wissenschaftlerinnen können mit drei biographischen Kerndimensionen individueller Erfahrung beschrieben werden: 1. der Aufbruch in die Mobilität, 2. das Ankommen in neuen wissenschaftlichen Communities sowie 3. die transnationale Vernetzung als riskante Form der Lebensführung. Mobilität als hoch flexibilisierte Lebensform von Wissenschaftlerinnen findet eine biographische Artikulation in Entwürfen eines transnationalen Selbstverständnisses, in denen die Kategorie Geschlecht an Eindeutigkeit verloren hat.

Schlüsselwörter

Mobilität in der Wissenschaft, Transnationale Karrieren, Postkoloniale Theorie, Intersektionalität, Biographieforschung

Summary

Mobile Scientists. Transnational Positionings and Biographical Perspectives

The internationalisation of the higher education sector goes hand in hand with an increase in transnational career pathways for scientists. The article focuses on biographical interviews with mobile women scientists from different world regions such as India, Ex-Yugoslavia and Germany (with a Turkish migration background). The empirical analysis is based on a theoretical reflection of transnational spaces, postcolonial discussion of the construction of ethnicity / culture and on intersectional perspectives in biographical research. It is discussed that transnational mobile career pathways can be analysed within three biographical key concepts. They include 1.) departure as a start of mobility, 2.) arrival in new scientific communities and 3.) transnational networks and connections as the central motif of their lifestyles and career pathways. The highly flexible transnational lifestyles of mobile scientists include high risks and they find articulation in biographical concepts of transnational and gender neutral self perceptions of the mobile women scientists.

Keywords

mobility in the sciences, transnational career pathways, postcolonial theory, intersectionality, biographical research

1 Mobilität als neue Lebensform in der Wissenschaft

Mobilität zählt zu den neuen Imperativen für die erfolgreiche Entwicklung von Karrieren in der Wissenschaft. Bereits das bloße In-Bewegung-Sein ist mit der Annahme verbunden, dass Mobilität ein Exzellenzkriterium ist.¹ Wer mobil ist, verbindet dies meist

1 So ist es beispielsweise ein zentrales Ziel der Exzellenzinitiative, die Internationalisierung der Wissenschaft voranzutreiben (www.bmbf.de/de/1321.php). Ein Viertel der im Rahmen der Exzellenzinitiative Rekrutierten sind WissenschaftlerInnen aus dem Ausland. Zahlreiche strukturelle Maß-

auch mit der Intention, den eigenen Forschungshorizont zu erweitern und damit auch die späteren Karrierechancen zu verbessern. Seit Mitte der 1990er Jahre hat die Mobilität in der Wissenschaft eine neue Dimension erreicht. Mit der strukturell im großen Maßstab geförderten Migration von Studierenden, Forschenden und Lehrenden ist Wissenschaftsmobilität weltweit zu einem Massenphänomen geworden und besitzt inzwischen einen Status des „Alltäglichen“ (Teichler 2007). Die Mobilität von Hochqualifizierten in der Wissenschaft ist zudem komplexer geworden und kann häufig nicht mehr dadurch erfasst werden, dass uni- und bidirektionale Mobilitäten zwischen zwei Orten betrachtet werden (Lanzendorf 2003; Teichler 2007). Damit entfalten sie ihre beruflichen und privaten Kontakte und Netzwerke zwischen mehreren Orten in transnationalen Räumen. Für die transnationale Migration von Hochqualifizierten ist die Wissenschaft ein besonders relevantes gesellschaftliches Teilsystem, ihre strukturellen Förderungen und eine diskursive Aufwertung von Mobilität greifen ineinander.

Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, wie transnational mobile Wissenschaftlerinnen ihre Karrierewege und ihre alltäglichen Lebensführungen gestalten. Insbesondere wurde untersucht, welche biographischen Selbstkonstruktionen mit einer Transnationalisierung der Wissenschaft als Beruf verbunden sind. Aus einer intersektionellen Perspektive wurden die biographischen Positionierungen von Geschlecht und Ethnizität sowie ihre Verknüpfung mit sozialer, weltregionaler Herkunft sowie Staatsangehörigkeit in den transnationalen Karrierewegen und Lebensführungen von Wissenschaftlerinnen analysiert. Dieser Zusammenhang wird auf der Basis von drei biographischen Fallstudien von transnational mobilen Nachwuchswissenschaftlerinnen entwickelt. Meine Interviewpartnerinnen haben während der Promotionsphase und als Postdocs in so unterschiedlichen Ländern wie Indien, Ex-Jugoslawien, Italien, Großbritannien, Deutschland und Ungarn Station gemacht. Die Fallbeispiele wurden so gewählt, dass ein Vergleich unterschiedlicher weltregionaler Ausgangslagen der Wissenschaftlerinnen (Indien, Ex-Jugoslawien und Deutschland) in die Analysen einbezogen wurde.

Die Interviews werden vor dem Hintergrund des Transnationalisierungsansatzes (Pries 2001, 2008; Faist 2000; Glick Schiller et al. 1992, 1997) und des Ansatzes der biographischen Artikulation von Transnationalität (Lutz/Schwalgin 2006; Anthias 2003) aus einer intersektionellen Perspektive diskutiert. Geschlecht ist angesichts grenzüberschreitender Mobilitätsprozesse eine Kategorie, die an Eindeutigkeit verloren hat und nur im Wechselspiel mit anderen Kategorien, wie beispielsweise Ethnizität, Nationalität sowie weltregionale Herkunft, als widersprüchlich begriffen werden kann (Lutz 2009: 17). Dieser Zusammenhang spiegelt sich in den Diskussionen der Intersektionalität. Auch ein kritischer Blick auf Diskussionen über ethnische und kulturelle Verortungen von Migrantinnen und Migranten in Konzepten der Hybridität (Bhabha 1990, 1997, 2000; Hall 1999, 2000, 2002, 2004) erlaubt es, die Perspektive auf transnational mobile Wissenschaftlerinnen um eine postkoloniale Dimension zu erweitern. Ansätze, die die „Ortspolygamie“ (Beck 1997) von transnational Mobilen zum Ausgangspunkt nehmen, werden im Hinblick auf ihre Anchlüsse an die Debatten um Intersektionalität diskutiert.

nahmen wie z. B. die Erasmusprogramme, internationale Fellowships und Stipendienprogramme werden zur Förderung internationaler Mobilität von Studierenden, Lehrenden und Forschenden eingesetzt.

Die narrativen biographischen Interviews mit transnational mobilen Wissenschaftlerinnen basieren auf dem Sample einer quantitativen Online-Befragung in einem internetbasierten Netzwerk von 1 000 Genderforscherinnen aus allen Weltregionen. Es handelt sich um Wissenschaftlerinnen, die an der Internationalen Frauenuniversität sowie am Netzwerk vifu (virtuelle Internationale Frauenuniversität)² beteiligt waren und in der Mehrheit hoch mobil sind. Dies bietet durch die besondere Form der weltregionalen Verteilung nicht nur eine Perspektive auf mobile Wissenschaftlerinnen aus unterschiedlichen Weltregionen. Auch der Blick auf Wissenschaftsmobilität, der in der Regel auf uni- und bi-direktionale Mobilitäten, wie zum Beispiel von Deutschland in die USA oder von Osteuropa nach Deutschland und vice versa, diskutiert wird, kann durch das Sample deutlich erweitert werden.

2 Transnationalisierung – Globalisierung von unten

Der Ansatz der Transnationalisierung (Pries 2001, 2008; Faist 2000; Glick Schiller et al. 1992, 1997) fokussiert das Verhältnis zwischen sozialen und geographischen Räumen, in denen Menschen ihr Leben führen, und kritisiert den Ausgangspunkt der klassischen Migrationsforschung, die sich analytisch auf den Dualismus von Herkunftsland und Ankunftsland stützt. Das Konzept kann im Wesentlichen als eine Neubetrachtung des Verhältnisses von Raum und Sozialem beschrieben werden. Es relativiert eine Vorstellung von Sozialräumen, die als kongruent mit geographischen Räumen gedacht werden. Das Neue an dieser Perspektive ist, dass nationalstaatliche Grenzen, die üblicherweise den Referenzrahmen sozialwissenschaftlicher Forschung bilden (auch wenn sie z. B. international vergleichend angelegt sind), durch die Analyse von Sozialräumen ergänzt werden, die sich in den Lebenswelten von Menschen entfalten, die ihre sozialen Aktivitäten an mehreren Orten in unterschiedlichen Nationalstaaten entwickeln. Die Diskussion der transnationalen sozialen Räume stellt damit auch die Vorstellung von Eindeutigkeit für die Zugehörigkeit zu einer Kultur, Nation oder Ethnie infrage. Es handelt sich bei diesem Feld der Transnationalisierung weniger um ein völlig neuartiges Phänomen als vielmehr um eine Verschiebung der Beobachtungsperspektive (Portes 2003), mit der die Qualität und die Quantität transnationaler Beziehungen in den Blick genommen werden. Guarnizo und Smith (1998) haben diese Perspektive auf Globalisierungsprozesse als eine Beobachtungsposition „von unten“ beschrieben, die akteurs- und subjektbezogen ist.

Transnationale Mobilität und ein flexibilisierter Umgang mit Raum sind häufig begründet durch veränderte Bedingungen des Erwerbslebens. Die Wissenschaft stellt in diesem Zusammenhang ein Feld dar, in dem Mobilität besonders hoch bewertet wird. Diese Transformationen bringen nicht nur Veränderungen des Arbeitsmarktes Wissenschaft, sondern auch neue Formen der Gestaltung sozialer Bindungen sowie von Familien- und Partnerschaftsformen von WissenschaftlerInnen mit sich. Transnationale Lebensformen können dabei jedoch nicht darauf reduziert werden, als reaktive Handlungen im Kontext globalisierter Arbeitsmärkte betrachtet zu werden. Es zeigt sich vielmehr,

2 Ich danke meinen Interviewpartnerinnen für sehr persönlichen Einblicke in ihren Alltag als transnational mobile Wissenschaftlerinnen.

dass bei den neuen Wanderungsgruppen, insbesondere unter den hoch qualifizierten MigrantInnen, eine Erweiterung des kognitiven Horizontes im Sinne eines wachsenden transnationalen Bewusstseins zu beobachten ist (Mau 2007: 130). Damit und gestützt durch die strukturelle Förderung von Wissenschaftsmobilität rückt die Arbeit außerhalb der eigenen nationalstaatlichen Grenzen in den Bereich des Möglichen und Machbaren.

Transnationale Lebensformen setzen die Bereitschaft, die Fähigkeit sowie ausreichende Ressourcen voraus, um Mobilität zu realisieren (Mau 2007: 130). Mobilität kann somit auch als Ressource in der globalisierten Welt beschrieben werden, die für die Analyse von sozialen Ungleichheiten, von Privilegierungen und Ausschlüssen in hochkomplexen globalisierten sozialen Verhältnissen relevant ist.³ Mobile WissenschaftlerInnen zählen als hochqualifizierte MigrantInnen zum privilegierten Spektrum derjenigen, die ihre Arbeits- und Lebensverhältnisse räumlich flexibilisiert gestalten.

Wissenschaftsmobilität kann als Gegenstand umfangreicher nationaler, internationaler und transnationaler Steuerungsmaßnahmen auf der Makro- und Mesoebene betrachtet werden. Die Analyse ihrer Wirkungen auf der Ebene von Biographien in der Wissenschaft bildete bislang ein Desiderat, obwohl transnationale Handlungsfelder und Lebensstile in der Wissenschaft als „alltäglich“ postuliert werden.

3 Ethnizität und Kultur in Bewegung: postkoloniale Perspektiven

Mobilität von Hochqualifizierten ist diskursiv positiv besetzt, insbesondere gilt dies für den Kontext der Wissenschaft. Favell (2008) beschreibt Mobilität als neues Paradigma für die flexibilisierte Lebensführung von Hochqualifizierten und ihre fragilen postmodernen Identitäten. Schroer (2006) sieht die transnational Mobilen als „Heldenfiguren der Postmoderne“, deren Lebensstil eingebettet ist in das diskursive Ambiente einer akademischen Euphorie für das Internationale, für das Fremde und den Grenzgang. Sie finden sich unter anderem in Diskursen über „Nomaden“ (Braidotti 1994; Deleuze/Guattari 1992), „Hybridität“ (Bhabha 1990, 1997, 2000; Hall 2000, 2002, 2004), „Transkulturalismus“ (Welsch 1997, 2004) und „Kosmopolitismus“ (Beck 2004; Hannerz 1996). Diesen so unterschiedlichen theoretischen Perspektiven ist gemeinsam, dass sie die Beziehung zwischen mobilen Menschen und globalisierten Gesellschaften reflektieren.

Postkoloniale Positionen stellen ein wichtiges Korrektiv zu Beobachtungen von Globalisierungsprozessen dar, die sich in der Regel einseitig auf eurozentrisch-universalistische Perspektiven beschränken. Für die Analyse transnationaler Biographien von WissenschaftlerInnen ergänzt das Verständnis von kultureller bzw. ethnischer Identität die Kritik an der Fiktion kultureller und ethnischer Eindeutigkeiten, wie sie auch in der Diskussion transnationaler sozialer Räume im Kontext der Migrationsforschung entwickelt wurden. Mit ihnen wurden lineare und monodimensionale Migrationsmodelle ergänzt, indem sich die Perspektive auf transnationale soziale Räume richtet, in denen durch komplexe Wanderungsprozesse multiple Zugehörigkeiten entstehen.

3 Die soziale Klassenlage wird durch Transnationalisierungsprozesse deutlich komplexer und stellt die Migrationsforschung und die soziale Ungleichheitsforschung vor neue Herausforderungen (vgl. dazu z. B. Pries 2010: 143–145; Kreckel 2008; Berger/Weiß 2008).

Ausgangspunkt für die postkolonialen Diskussionen von Hybridität ist die Grundannahme, dass kulturelle bzw. ethnische Identität in einer globalisierten postkolonialen Welt nicht als Essentialismus zu beschreiben ist. Sie wird vielmehr als relationales Verhältnis gedacht, das über eine individuelle Kategorie hinausgeht und abhängig von der Perspektive des Beobachters, der Beobachterin ist. Hall (2000) hat diesen Prozess mit dem Bild beschrieben, dass jede Identität durch das „Nadelöhr des Anderen“ entsteht.

Kultur bzw. Ethnizität können damit als Prozesskategorien beschrieben werden. Unter Mobilitätsbedingungen kommen sie besonders zum Tragen. Bhabha nimmt engen Bezug auf transnationale und postkoloniale Lebensformen, wie sie sich in der Migration von Hochqualifizierten, wie etwa WissenschaftlerInnen, KünstlerInnen und Intellektuellen, finden. Ausgangspunkt ist die Hypothese, dass sich im Zeitalter der Migration (Castles/Miller 1993) die ethnischen und kulturellen Verortungen in globalisierten Gesellschaften durch die wachsende Relevanz von Mobilität grundlegend verändern. Im Hinblick auf die Analyse sozialer Macht- und Ungleichheitsverhältnisse ist die Reichweite von Hybriditätsansätzen jedoch begrenzt und lässt weder eine differenzierte Analyse der Kategorie Geschlecht noch der Kategorie Klasse bzw. soziale Herkunft und Millieu zu.⁴ Das Irritationspotenzial, das postkoloniale Theorien für die Soziologie eröffnen (Reuter/Wieser 2006), weist jedoch einige anschlussfähige Parallelen zur Geschlechterforschung auf. Aus beiden Perspektiven wird die soziale Produktion von Differenz thematisiert. Die Fragestellung postkolonialer Hybriditätsdiskussionen danach, wie Kultur bzw. Ethnizität gesellschaftlich konstruiert werden, korrespondiert durchaus mit (de-)konstruktivistischen Diskussionen des Geschlechts.

4 Transnationalisierung und Intersektionalität

Auch die neueren Diskurse der Geschlechterforschung haben sich der Globalisierung und Transnationalisierung mit den Debatten um Intersektionalität geöffnet. Unter dem Schlagwort Intersektionalität wird eine Vielzahl von theoretischen und politischen Ansätzen subsumiert. Die aktuelle Diskussion, die Knapp (2005) für den deutschsprachigen Raum aufgeworfen hat, stellt weniger, als es der aktuelle Hype um Intersektionalität vermuten lässt, eine völlig neue Perspektive in der Geschlechterforschung dar. Mit einer intersektionellen Perspektive können die Grenzziehungen, die durch Prozesse der Globalisierung und durch die Veränderung der Geschlechterverhältnisse entstehen, angemessener analysiert werden als mit einer jeweils isolierten Perspektive auf einzelne Differenzierungskategorien.

Einerseits ist mit der Intersektionalitätsdiskussion eine Renaissance der Ungleichheitsdiskussion in der Geschlechterforschung zu beobachten (so z. B. Knapp 2005; Aulenbacher 2010; Lenz 2010). Andererseits zeigt sich mit einer transnationalen und intersektionellen Perspektive, dass sich traditionelle Geschlechterverhältnisse im globalen Maßstab verändern und zum Teil auflösen (Lutz 2009: 11; Lenz et al. 2007). Diese Diskussion, mit der Winker/Degele (2009) in ihrem praxeologischen Mehrebenenmodell zwischen sozialen Strukturen und Repräsentation unterscheiden, geht über die statische Betrachtung

4 Vgl. dazu die kritischen Diskussionen von Spivak (1999), McClintock (1995) und Castro Varela/Dhawan (2005).

tung von Differenzkategorien im Modell der Intersektionalität, das von Crenshaw (1989) in der antirassistischen feministischen Diskussion in den USA eingeführt wurde, hinaus.

Im Kontext der Globalisierung und Transnationalisierung sind Differenzierungsprozesse mit einem Verlust an Eindeutigkeiten verbunden. Dies hat auch die Perspektiven der Geschlechterforschung auf Globalisierungsprozesse beeinflusst. Mit dem Intersektionalitätsansatz kommen weitere Strukturen in den Blick, die ebenso wie die Kategorie Geschlecht identitätsstiftend sind: insbesondere Klasse, „race“/Ethnizität, aber auch Alter, Sexualität und andere. Sie unterscheiden sich grundlegend auch dadurch, dass sie diskursiv unterschiedlich naturalisiert werden. Während die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse oder einem sozialen Milieu eher nicht im Fokus essentialistischer Diskurse steht, weisen Ethnizität und Geschlecht Ähnlichkeiten in ihrer naturalisierten Diskursivierung auf.

Die anhaltenden Debatten um Intersektionalität zeigen aus einer transnationalen Perspektive, dass eine isolierte Betrachtung von Gender als „omnirelevante“ Kategorie (West/Zimmerman 1987) auch theorieimmanent abgelöst wurde. West/Fenstermaker greifen im ethnomethodologischen Ansatz des *doing difference* (1996) die Intersektionalitätsdebatte auf und verbinden sie mit einer Perspektive auf die soziale Produktion von Differenzen. Sie haben ebenso, wie West/Zimmermann es zuvor für die Kategorie Gender gezeigt haben, hervorgehoben, dass soziale Differenzen interaktiv hergestellt werden. Ihre Herstellungsmodalitäten sind flexibel und die Bedeutungen der einzelnen Kategorien können je nach Kontext variieren. Als Determinanten für die Bestimmung von sozialen Kontexten sind drei strukturierende Merkmale konstitutiv: Ort, Zeit und die jeweiligen Positionen der AkteurInnen, die für den Ablauf und die Folgen von *doing difference* je nach Situation unterschiedlich ausfallen können (West/Fenstermaker 1996; Fenstermaker/West 2001). Diese Perspektive betont das räumliche Handeln und öffnet sich damit für die Analyse transnationaler Biographien.

Vor dem Hintergrund einer Neubestimmung des Verhältnisses vom Raum und Sozialen hat Apitzsch (2003) wichtige Impulse für die Analyse der Globalisierung von Biographien gesetzt und Migrationsbiographien als „Orte“ bezeichnet, in denen sich transnationale Räume konstituieren. Lutz/Schwalgin (2006) haben unter kritischer Bezugnahme auf diesen Gedanken für die Biographieforschung die biographische Artikulation von Transnationalität beschrieben, die durch interaktive Herstellungsprozesse modelliert wird. Ebenso hat Anthias (2003) mit ihrem biographietheoretischen Ansatz der „Erzählungen von Zugehörigkeit“ eine empirisch fundierte Analyse dazu entwickelt, wie in biographischen Erzählungen gesellschaftliche Positionierungen entlang von Differenzkategorien erzeugt und von den erzählenden Individuen reflektiert werden. Damit kann im Anschluss an das von Hall (2000, 2004) entfaltete Verständnis von Subjektpositionierung ein analytischer Rahmen verfolgt werden, der eine statische Vorstellung von Identität verwirft und den Prozessbegriff der Positionierung entgegensetzt.

Aus der facettenreichen Intersektionalitätsdiskussion wird im Folgenden Bezug genommen auf die intersektionelle feministische Biographieforschung, mit der biographische Narrationen von Geschlecht, Ethnie und Klasse/Schicht in den Blick rücken. Im Ansatz des *doing difference* werden über die Analyse der alltäglichen interaktiven Herstellung von Geschlechterdifferenzen auch die Differenzsetzungen nach Klasse, Ethnie und anderen aufgenommen. Analog zu den konstruktivistischen Ansätzen der

Geschlechterforschung wird hier ergänzend zum *doing-gender*-Ansatz die intersektionelle Konstruktion von Identitätskategorien in den Blick gerückt. Hier besteht nicht nur eine Anschlussfähigkeit an die Geschlechterforschung, sondern auch zu den postkolonialen Diskussionen.

In der empirischen Analyse der biographischen Konstruktionen transnational mobiler Wissenschaftlerinnen wird im Folgenden insbesondere die biographische Narration von Geschlecht und Ethnizität betrachtet. Die transnational mobilen Wissenschaftlerinnen aus meinem Sample haben bei allen Unterschieden gemeinsam, dass sie aufgrund ihrer relativ privilegierten sozialen Herkunft aus akademisch gebildeten Mittelschichtfamilien in Indien, Ex-Jugoslawien und Deutschland (mit einer Einwanderungsgeschichte aus der Türkei) über relativ abgesicherte soziale Herkunftskontexte verfügen, die für die Realisierung transnationaler Mobilität als Wissenschaftlerinnen eine begünstigende Ausgangssituation darstellen. Dieser Befund gilt auch für die in der vorangehenden Online-Befragung untersuchten mobilen und transnational vernetzten Wissenschaftlerinnen. Die soziale Herkunft meiner Interviewpartnerinnen ist damit relativ homogen und die Zugehörigkeit zu akademisch gebildeten Herkunftsmilieus stellt die Zugangsvoraussetzung zur Entfaltung mobiler Karrierewege in der Wissenschaft dar.

Die biographischen Fallstudien wurden auf der Basis eines kriteriengeleiteten *theoretical sampling* nach dem Prinzip des kontrastiven Vergleichs ausgewählt, mit dem ein breites Spektrum transnationaler Migrationswege und Migrationsvoraussetzungen von Wissenschaftlerinnen in der Qualifikationsphase (Postdocs und Doktorandinnen) ausdifferenziert wurde. Es beinhaltet nicht nur Unterschiede in der weltregionalen Herkunft, sondern auch in der privaten Lebensführung der Wissenschaftlerinnen, in der unterschiedliche Lebensformen in Partnerschaften bzw. ohne Partnerschaft Berücksichtigung fanden. Darüber hinaus wurde zwischen freiwilliger und erzwungener Mobilität unterschieden.

Im Erhebungs- und Auswertungsprozess wurde die Methode der Grounded Theory (Strauss/Corbin 1996; Strauss 1994) mit dem narrationsanalytischen Verfahren von Lucius-Hoene/Deppermann (2004) kombiniert (vgl. Bauschke-Urban 2010: 125–142) und danach gefragt, wie sich die Fabrikationsprozesse von sozialer Differenzierung und Biographie für das untersuchte Sample transnational mobiler Wissenschaftlerinnen darstellen.

5 Transnationale Wissenschaftlerinnen: Skizzen mobiler Biographien

Devi ist eine Ingenieurin aus Indien, die zum Zeitpunkt, als ich mit ihr das Interview geführt habe, in Deutschland promovierte. Sie befand sich bereits zum zweiten Mal für einen längeren Forschungsaufenthalt an einer deutschen Hochschule und verbrachte die vorangehenden Jahre mit größeren zeitlichen Abständen pendelnd zwischen Indien und Deutschland. Zuvor hatte sie eine Stelle an einer indischen Universität inne. Für ihre Aufenthalte im Ausland erhielt sie verschiedene Stipendien, die zum Teil kurzfristiger angelegt waren, sodass sie zwischenzeitlich in Finanzierungsnöte geriet. In Deutschland gelang es ihr schließlich, ein dreijähriges Promotionsstipendium für ihre Forschungsar-

beit zu bekommen. Devi war zum Zeitpunkt des Interviews 30 Jahre alt und alleinstehend. Indien zählt neben Russland und China zu einem der wichtigsten Entsendeländer für mobile NachwuchswissenschaftlerInnen in Deutschland (vgl. HIS/DAAD 2010). Die klassischen Zielländer für mobile WissenschaftlerInnen aus Indien sind jedoch Großbritannien und die USA.

Nalan ist die Tochter einer türkischen Akademikerfamilie, die als Migrantin der 2. Generation in Deutschland aufgewachsen ist. Sie begann zunächst ein Studium in Deutschland, mit dem sie jedoch unzufrieden war. In dieser Zeit unternahm sie einen längeren Studienaufenthalt und lebte für einige Monate im Nahen Osten. Dort knüpfte sie intensive internationale Kontakte und beschloss, als Studentin nach Großbritannien zu gehen. Anschließend promovierte sie dort in einem sozialwissenschaftlichen Fach. Nalan kehrte vorübergehend nach Deutschland zurück und hatte Stellen an zwei unterschiedlichen Hochschulen inne. Als sie sich in ihre jetzige Partnerin, die in Großbritannien lebt, verliebte, entschied sie sich dafür, ihren Arbeitsvertrag in Deutschland zu kündigen und abermals nach Großbritannien zu ziehen, wo sie auch zum Zeitpunkt des Interviews als Wissenschaftlerin arbeitete. Nach ihrer Rückkehr nach Großbritannien fand Nalan jedoch nicht wie erwartet rasch eine Stelle, sondern sie war für eine längere Zeit arbeitslos. Zum Zeitpunkt des Interviews hat sie beruflich wieder Fuß gefasst und als 31-Jährige bereits eine leitende Position in einem Forschungsinstitut inne.

Mia ist eine Wissenschaftlerin, die sich interdisziplinär zwischen den Kultur- und Sozialwissenschaften verortet. Sie ist eine Fluchtmigrantin aus dem ehemaligen Jugoslawien, die während des Krieges als Bosnierin von der serbischen Universität, an der sie arbeitete, entlassen wurde. Ihr Migrationsweg führte sie über Ungarn und Deutschland nach Italien, wo sie zum Zeitpunkt des Interviews an einer renommierten Hochschule promoviert und mit ihrem Partner lebt. Ihr Zielland und Migrationsziel ist Kanada, für das sie jedoch kein Einreisevisum erhalten hat. Sie ist die älteste meiner Interviewpartnerinnen und zum Zeitpunkt des Interviews 38 Jahre. Durch den Krieg in Ex-Jugoslawien war sie gezwungen, einige Umwege in der Entwicklung ihrer wissenschaftlichen Karriere einzuschlagen.

Allen drei Wissenschaftlerinnen ist trotz aller Herkunftsunterschiede nicht nur eine mit hoher Mobilität verbundene Lebensführung und Karriereentwicklung als Wissenschaftlerinnen gemeinsam. Ihre Herkunft aus einer tendenziell kosmopolitisch orientierten und relativ privilegierten Mittelklasse führt zwar nur im begrenzten Maße zu konkreter materieller Förderung, die sie für ihre Karriereentwicklungen nutzen können, allerdings berichten alle von intensiver ideeller Unterstützung, die sie durch ihre Familien und durch LehrerInnen, ProfessorInnen und ihre Freundeskreise erfahren.

Die Fallanalysen wurden entlang von drei Schlüsselkategorien entwickelt, die aus dem Datenmaterial generiert wurden: „Aufbruch“, „Ankunft“ und „Dazwischen“ (Bauschke-Urban 2010). Bei diesen Kategorien handelt es sich um Konzepte, die weder eine zeitliche noch eine räumliche Abfolge notwendig implizieren. Vielmehr überlagern sich die Schlüsselkategorien innerhalb der chronologischen Ordnung der einzelnen biographischen Erzählungen. Ich werde entlang dieser Konzepte Befunde meiner Untersuchung skizzieren.

5.1 Aufbruch: *I felt enormously big*

Mit der Kategorie *Aufbruch* wurden unterschiedliche Push- und Pull-Faktoren, die für die Initiierung von Wissenschaftsmigration bestimmend sind, identifiziert. Es wurde deutlich, dass die konkreten Migrationspläne der mobilen Wissenschaftlerinnen in allen Fällen ganz entscheidend durch internationale Kontakte und transnationale soziale und berufliche Kontexte stimuliert und begünstigt wurden. Für alle Wissenschaftlerinnen stellte die Teilnahme an dem Forschungssetting der „Internationalen Frauenuniversität“ ein wichtiges transnationales Ereignis dar, das weitere Mobilitäten angeregt und ermöglicht hat. Die Wissenschaftlerinnen verfügten mehrheitlich jedoch bereits zuvor über intensive internationale Erfahrungen und Wissenschaftskontakte, die für die Entwicklung ihrer mobilen Karrierewege Impulse gesetzt haben.

Der gemeinsame Ausgangspunkt für die Entfaltung von Mobilität ist für sie die wissenschaftliche Motivation. Mobilität, so hofften sie vor ihrem Aufbruch, eröffnet ihnen neue Forschungsperspektiven und erweitert die Karriereoptionen. Dies gilt für Nalan, die ein Fächerspektrum wählt, für das sie ein Studium in Großbritannien besonders attraktiv findet, ebenso wie für Devi, die ein politisch ambitioniertes, transnational angelegtes Forschungsprojekt verfolgt, das in Indien und Deutschland verortet ist. Mia sieht nach ihrer Entlassung aus der Hochschule während des Kriegs für die Realisierung ihrer weiteren wissenschaftlichen Entwicklung keine andere Möglichkeit, als Ex-Jugoslawien zu verlassen und einen Anschluss im Ausland zu finden. Auch wenn die Wissenschaftlerinnen aus finanziellen Gründen oder wegen verweigerter Einreisegenehmigungen zum Teil beschwerliche Umwege nehmen mussten, bewerten meine Interviewpartnerinnen die Verbindung von Mobilität mit neuen wissenschaftlichen Horizonten als bereichernd und inspirierend.

„When I was there, I just felt enormously big.“ (Mia)

„Das war richtig beflügelnd für mich in sehr vieler Hinsicht. Wirklich beflügelnd.“ (Nalan)

Ein weiteres Motiv, das sich in den Fallstudien zeigt, ist die Fortführung von familiären Bildungstraditionen. Für Nalan war die Realisierung einer akademischen Karriere als türkische Migrantentochter in Deutschland mit Ausgrenzungserfahrungen verbunden, die zu den familiären Erwartungen, die an Nalans Qualifikationsprozess geknüpft waren, im Widerspruch standen. Mit ihrem Aufbruch hat sie sich aus ethnischen Zuschreibungsprozessen und Diskriminierungsstrukturen, mit denen sie im Studium und im Alltag in Deutschland permanent konfrontiert war, herausgelöst.

An ihrem Beispiel zeigt sich sehr anschaulich, dass ein lokaler Kontextwechsel durch die Mobilität nach Großbritannien eine Veränderung der sozialen Zuschreibung von Ethnizität bedeutete. Während sie in Deutschland diskriminierende Erfahrungen als Studentin und als Wissenschaftlerin mit einem türkischen Migrationshintergrund machte, wurde sie in Großbritannien zwar als Migrantin wahrgenommen, hier jedoch nicht als Person, die eine familiäre Einwanderungsgeschichte hat, sondern als mobile Wissenschaftlerin, die besonders hoch qualifiziert ist.

Auch Mia schließt mit der Entwicklung einer Wissenschaftskarriere an familiäre Berufswahlmuster an und verfolgt damit einen ähnlichen Karriereweg wie ihr Vater, der

Professor ist. Ähnlich wie Nalan erfüllt auch Devi die Hoffnungen und Erwartungen ihrer Familie, die an ihre akademische Entwicklung geknüpft sind. In dieser Fallstudie zeigt sich jedoch auch, dass ein internationaler Forschungsaufenthalt für eine indische Wissenschaftlerin eine exzeptionelle Situation darstellt, die in mehrfacher Hinsicht einen Bruch mit Traditionen bedeutet. Zum einen ist Deutschland aus indischer Perspektive nicht das klassische Zielland für die Entwicklung einer Wissenschaftskarriere in Indien, zum anderen stellt die berufliche transnationale Mobilität einer hoch qualifizierten Frau eine außergewöhnliche Situation dar.

„In most of the cases, migration of the students is a very male factor for us. But this was a push-factor for my mother. They all encouraged me. And there was a lot of support from them.“ (Devi)

Devi wird in diesem Punkt von ihrer Familie auch deshalb besonders unterstützt, weil sie eine Frau ist. Ähnliche Muster gelten für meine anderen Interviewpartnerinnen. Die befragten Wissenschaftlerinnen haben so eine von ihren Familien unterstützte, reflexive und widerständige Aneignung von Geschlecht als biographische Ressource (Lutz/Davis 2007) erfahren. Für die Gestaltung ihrer mobilen und transnationalen Lebensformen wird die Erfahrung, als Frau ausdrücklich auch von ihrer Familie gefördert worden zu sein, von meinen Interviewpartnerinnen geteilt.

Für die Realisierung von transnationaler Mobilität als Wissenschaftlerinnen können folgende Ausgangslagen für den Aufbruch in die Mobilität identifiziert werden: Zum einen handelt es sich um Wissenschaftlerinnen, die aus akademisch gebildeten Mittelklassefamilien kommen, die sie unterstützten. Auch die besondere Förderung durch LehrerInnen, ProfessorInnen und soziale Netzwerke sind ein wichtiger Faktor, der dazu führt, dass die Wissenschaftlerinnen Geschlecht als biographische Ressource in ihren biographischen Narrationen beschreiben. Die Globalisierung von Wissenschaft besitzt darüber hinaus eine Sogwirkung für die Entfaltung von Mobilität. Alle Interviewpartnerinnen berichteten in den Interviews von vorangehenden internationalen Erfahrungen und Kontakten, die sich auf ihre weitere Wissenschaftskarrieren inspirierend ausgewirkt und für ihre Qualifikationswege attraktive Chancen geboten haben.

5.2 Ankommen: Anerkennung in der wissenschaftlichen Community

Die Schlüsselkategorie des Ankommens ist eng an die Entwicklung von Zugehörigkeit und an soziale Anerkennungsprozesse gekoppelt. Sie umfasst ein graduelles Spektrum, das sich zwischen den Polen des Ankommens bis zum Nicht-Ankommen aufspannt. Damit beschreibt dieses Konzept sowohl soziale In- als auch Exklusionserfahrungen. Die zentrale Dimension des Ankommens umfasst die Zugehörigkeit zu und die Anerkennung in wissenschaftlichen Communities. Dieser Aspekt besitzt in allen Fallstudien einen hohen Stellenwert. Für Devi ist insbesondere die kollegiale Anerkennung in Deutschland wichtig, die sie auch mit freundschaftlicher Verbundenheit und Förderung durch ihre Professorinnen und fortgeschrittenen Kolleginnen verbindet.

Nalan geht nach Großbritannien, fühlt sich dort im Kontext ihrer wissenschaftlichen Community zugehörig und erhält Anerkennung und Förderung aus der Hochschule. Anders als in Deutschland, wo sie im Studium nur wenige inspirierende Momente

erlebt hat, trifft sie an der britischen Universität auf positive Resonanz und ihr wird schließlich vorgeschlagen, dass sie eine Doktorarbeit schreiben soll.

„Dass man sich an einer Uni wohlfühlen kann, also dass es so was überhaupt gibt, das hab ich hier erst gelernt.“ (Nalan)

Anders als bei Devi und Nalan führt die Erfahrung der Zwangsmigration von Mia dazu, dass sie keine Erzählung des Ankommens entwickelt. Ihre biographische Narration ist vielmehr durch das Motiv des Nicht-Ankommens gekennzeichnet, da sie daran gehindert ist, ihren Aufenthaltsort selbst zu bestimmen. Die Wirksamkeit dieser Ausgrenzung ist für den gesamten Verlauf ihrer biographischen Erzählung bedeutsam. Sie ist einerseits auf der Flucht vor den ethnischen Ausgrenzungen und Verfolgungen, denen sie im Kontext des Jugoslawien-Kriegs ausgesetzt ist. Mit ihrer Flucht aus dem Kriegsgebiet hat sie die Verbindung an das zerstörte Land, in dem sie aufgewachsen ist, zwar territorial aufgelöst. Ein zentrales Element in ihrem Alltag ist jedoch, dass sie mit ihren FreundInnen aus Ex-Jugoslawien, die in alle Länder zerstreut sind, täglichen und intensiven Kontakt über das Internet hält. Auf diese Weise entwickelt Mia transnationale Zugehörigkeitserfahrungen, die jedoch dadurch beschränkt sind, dass sie für viele Länder, in denen ihr Forschungsstipendien angeboten wurden, keine Einreiseerlaubnis erhält.

In allen drei biographischen Fallstudien fällt auf, dass Erfahrungen der Nicht-Zugehörigkeit nicht auf kulturelle Barrieren oder Fremdheitsgefühle zurückgeführt werden. Dieser Befund ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Erstens werden damit interkulturelle Kommunikationsansätze konterkariert, wie sie kanonisch als notwendig für ein Gelingen von Internationalisierungsprozessen betrachtet werden (z. B. Hahn 2004; Otten 2006). Und zweitens deutet er darauf hin, dass die transnational Mobilien ein ethnisch und kulturell uneindeutiges und kosmopolitisches Selbstverständnis besitzen, das es ihnen ermöglicht, sich in wechselnden Umgebungen flexibel einzurichten.

Jedoch sind materielle Nöte, Einreisebeschränkungen und Defizite im Zugang zu grundlegenden Ressourcen des wissenschaftlichen Arbeitens in den biographischen Narrationen in unterschiedlichen Varianten ein Thema. Für Devi wird zum Beispiel ein unerwartetes (und von ihr selbst unverschuldetes) Ausbleiben eines bereits zugesagten Stipendiums zu einer schweren finanziellen und sozialen Belastungsprobe, in der sie für mehrere Monate fast mittellos ist: Sie hat keinerlei eigene Einkünfte, besitzt keine Arbeitserlaubnis, die über die ursprünglich durch ein Stipendium geförderte Forschung hinausgeht, und muss bei indischen Freunden leben, die ebenfalls in Deutschland promovieren und ihr einen unentgeltlichen Unterschlupf gewähren. Diese Notsituation, in der es ihr an Geld für die Deckung der Grundbedürfnisse fehlt, verbirgt sie jedoch an ihrer Arbeitsstelle.

Für die biographischen Konstruktionen der Dimension des Ankommens fällt auf, dass keine meiner Interviewpartnerinnen die Kategorie Geschlecht anspricht oder problematisiert. Sie treten gegenüber Narrationen zurück, die auf die Verflüssigung ethnischer bzw. kultureller Zugehörigkeiten hinweisen. An ihre Stelle treten Zugehörigkeitserzählungen, in denen sie sich als Angehörige ihrer wissenschaftlichen Communities beschreiben. Auffällig ist auch, dass angesichts häufiger transnationaler Ortswechsel keine Erzählungen kultureller Fremdheit entwickelt werden. Vielmehr beschreiben meine Interviewpartnerinnen Erfahrungen sozialen Ausschlusses aufgrund materieller Ressourcenarmut.

Für Wissenschaftlerinnen in der Qualifikationsphase aus ärmeren Weltregionen kann es ein erhebliches finanzielles Problem darstellen, wenn sie an Hochschulen in Industrienationen promovieren. Eine weitere Erfahrung des sozialen Ausschlusses sind Einreisebeschränkungen, wie sie Mia aufgrund ihrer Staatsbürgerschaft erlebt und die ein erhebliches Hindernis für die Entwicklung ihrer wissenschaftlichen Karriere sind.

5.3 Transnational mobile Karrieren – riskante Wege in die Wissenschaft

In der Schlüsselkategorie des „Dazwischen“ verdichten sich die biographischen Konstruktionen des transnationalen Alltags als Wissenschaftlerinnen. Dieser Zusammenhang wird in drei Punkten besonders deutlich:

1. im Anstieg biographischer Risiken finanzieller und sozialer Art, insbesondere im Zusammenhang mit der Balancierung von Karriereentwicklungen und privater Lebensführung
2. in transnationalen Formen der sozialen und wissenschaftlichen Vernetzung
3. in der biographischen Konstruktion von Selbstbildern als Transnationale

Der Anstieg biographischer Risiken betrifft sowohl die Planbarkeit beruflicher Karriereschritte, die finanzielle Situation der Wissenschaftlerinnen, die Organisation privater Freundschaften und familiärer Bindungen sowie das Leben von Liebesbeziehungen.

Für die mobilen Wissenschaftlerinnen erweist sich die transnationale Gestaltung ihrer Karrieren zwar als ein Gewinn in Hinsicht auf die Entwicklung von Forschungsmöglichkeiten. Sie wirken sich auf die weitere berufliche Entwicklung positiv aus und führen dazu, dass sie schnell in leitende Positionen als Forscherinnen oder Professorinnen gelangt sind. Allerdings erweist sich für alle Interviewpartnerinnen die räumliche Distanz zu engen Bezugspersonen als ambivalent und zum Teil auch als problematisch. So berichteten meine Interviewpartnerinnen alle von Lebenssituationen, in denen sie vor der Entscheidung standen, entweder ihre wissenschaftliche Karriere oder ihr Privatleben zurückstellen zu müssen. Am Beispiel von Nalan, die sich nach Antritt einer vielversprechenden Arbeitsstelle in Deutschland neu verliebt, wird diese Problematik besonders deutlich:

„Ich habe mich verliebt, dann hab ich gleichzeitig ein Jobangebot gekriegt, in Deutschland, und das war natürlich, tja, das passiert eben, wenn man in so unterschiedlichen Kontexten ein Leben führt. Ja, dass nicht alles gleichzeitig am gleichen Ort ist.“ (Nalan)

In der Konsequenz hat sich Nalan schließlich für die räumliche Nähe zu ihrer neuen Partnerin entschieden, kündigte ihre Stelle an einer deutschen Hochschule und blieb – für sie selbst unerwartet – nach ihrer Rückkehr nach Großbritannien fast ein Jahr lang arbeitslos.

Für die transnationalen Biographien ist in allen drei Fallstudien die Einbettung in virtuelle und lokal verankerte Netzwerke zentral. Für Devi wird in der finanziell prekären Situation ein Freundschaftsnetzwerk männlicher indischer Wissenschaftler, die an derselben deutschen Hochschule wie sie als Wissenschaftler tätig sind, zum Rettungsanker. Zum Teil gibt es zu diesem Kreis bereits Kontakte, die Devi schon in Indien knüpfte, einige Familien sind sogar miteinander bekannt. Dieser Freundeskreis ist als

ein erweitertes transnationales Familiennetzwerk (Faist 2000) wirksam und stellt eine wichtige materielle und soziale Ressource für sie dar. Sie berichtet ebenso wie meine übrigen Interviewpartnerinnen von regelmäßigen Telefon- und E-Mail-Kontakten zu ihrer Familie in Indien und von einer sehr engen emotionalen Verbundenheit mit dem Wissenschaftlerinnen-Netzwerk vifu, das für sie einerseits eine wichtige wissenschaftliche Kommunikationsplattform darstellt und andererseits eine Basis für die persönliche Kommunikation mit anderen Wissenschaftlerinnen bietet, mit denen sie ihre Erfahrungen als transnational Mobile teilen kann.

Auch Mia erzählt von einer emotionalen Verbundenheit mit dem vifu-Netzwerk, über das sie mit Wissenschaftlerinnen in aller Welt Kontakt hält. Einen deutlich höheren Stellenwert für ihr soziales Leben besitzen jedoch die intensiven Kontakte mit dem transnational verstreuten Diaspora-Netzwerk ihres Freundeskreises aus dem ehemaligen Jugoslawien, das für ihren Alltag und ihre soziale Zugehörigkeit bestimmend ist.

„The only good thing is the Internet, because we are always in touch.“ (Mia)

Diese multilokalen sozialen und beruflichen Bindungen korrespondieren mit den Befunden der Transnationalisierungsforschung, in denen gezeigt wurde, dass das Internet und hier insbesondere E-Mail-Korrespondenz und zunehmend auch Skype-Kommunikation Kommunikationsmittel sind, die für die Gestaltung transnationaler sozialer Beziehungen essentiell sind (vgl. z. B. Mau/Mewes 2008; Mau 2007).

Dies zeigt sich für Devi und Nalan, die von ihren Vernetzungen über das Internet als wichtige Komponenten ihrer sozialen Alltagshandlungen berichten. Als eine Kombination aus politischer und emotionaler Verbundenheit können die transnationalen sozialen Vernetzungen von Nalan charakterisiert werden. Ein wichtiger Bezugspunkt, in dem sie soziale und emotionale Sicherheit findet, ist ein lokal basiertes Netzwerk, das aus einer Gruppe von MigrantInnen ganz unterschiedlicher geographischer Herkunft gebildet wird.

Diese transnational vernetzten Lebensformen führen dazu, dass die mobilen Wissenschaftlerinnen sich selbst an den wechselnden Orten, an denen sie leben und arbeiten, nicht als Fremde in fremden Umgebungen wahrnehmen. Mobilität ist für sie vielmehr ein integraler Bestandteil ihres Lebensstils, mit dem sie sich selbst als transnationale, kosmopolitisch orientierte Frauen sehen, für deren Identitätsbildungsprozesse ethnische und kulturelle Grenzziehungen zurückgewiesen werden.

Ein zentrales und übereinstimmendes Erzählmotiv der Wissenschaftlerinnen ist, dass sie sich als Entdeckerinnen verstehen, die neugierig sind auf Wissens- und Forschungszusammenhänge und auf die Möglichkeiten ihrer persönlichen und wissenschaftlichen Entfaltung. In der autobiographischen Retrospektive haben alle Interviewpartnerinnen ihre transnationalen Biographien als Erzählungen kosmopolitischer Positionierungen artikuliert. Und zwar erinnerten interessanterweise alle transnational mobilen Wissenschaftlerinnen, dass eine kosmopolitische Orientierung bereits in der Kindheit ein zentrales biographisches Motiv für sie darstellte und somit als quasi naturalisiertes Attribut für ihr Selbstverständnis erscheint.

Die Wissenschaftlerinnen entwerfen darüber hinaus eine Reihe von biographischen Selbstbildern, mit denen sie das Motiv des Grenzgangs artikulieren. Diese sich neu konstituierenden Zwischenräume sind in ihren biographischen Erzählungen zentral. Sie

beschreiben sich selbst mit einer überraschend einstimmigen Metaphorik als Übersetzerinnen, in der Position einer Brücke, als Verbindungsglied zwischen den Welten und in verwandten Bildern. Dabei erfassen sie sowohl wissenschaftliche Grenzgänge, disziplinäre Überschreitungen, transnationale Transfers von Wissens- und Forschungsständen sowie widerständige Aneignungen von Gender-Positionierungen.

6 Fazit: flexibel, ortspolygam, kosmopolitisch

Für die Reflexion der differenzgenerierenden Kategorien ergeben sich aus einer transnationalen Perspektive auf Biographien- und Karrierewege von Wissenschaftlerinnen einige interessante Verschiebungen. Meine Interviewpartnerinnen kamen übereinstimmend zu der Einschätzung, dass sie als Frauen in ihren Karrierewegen erfolgreich waren, weil sie traditionellen Geschlechterrollen nicht folgen. Geschlecht stellt sich für sie in ihren Narrationen als eine biographische Ressource dar und tritt gleichzeitig in der biographischen Konstruktion als Dimension der Diskriminierung zurück. Aus der biographischen Perspektive begründen die mobilen Wissenschaftlerinnen mit ihrer Zugehörigkeit zur Genusgruppe Frau ein zentrales Motivationsmotiv für die Entwicklung ihrer Karrieren. Die transnational mobilen Nachwuchswissenschaftlerinnen aus meinem Sample repräsentieren somit eine Gruppe von Wissenschaftlerinnen, die sich grundlegend von der Planlosigkeit weiblicher Karrieren in der Wissenschaft unterscheiden, die Angelika Wetterer (1985, 1989) beschrieben hat.

Mit den eher geschlechtsneutralen Selbstkonnotationen der mobilen Wissenschaftlerinnen ist allerdings noch nichts darüber gesagt, dass die globalisierten Arbeitsmärkte in der Wissenschaft nach wie vor nach Geschlecht segregiert sind und für mobile Wissenschaftlerinnen im Vergleich mit ihren männlichen Kollegen durchaus Karrierehindernisse, die sich auf das Geschlecht begründen, wirksam sind (vgl. dazu z. B. die Untersuchungen von Ackers/Bryony 2009; Zippel 2010; Pettersson i. d. Heft).

Neben einer Neutralisierung der Kategorie Geschlecht erfährt auch die biographische Konstruktion von Ethnizität und kultureller Zugehörigkeit im Kontext transnationaler Lebensstile und Karrierewege von Wissenschaftlerinnen eine Verschiebung in Richtung eines kosmopolitischen Selbstverständnisses. Dies zeigt sich am Beispiel von Mia ebenso wie am Migrationsweg Nalans. Ihre Ortswechsel von Ex-Jugoslawien nach Italien sowie von Deutschland nach Großbritannien ermöglichten es ihnen, ethnisch begründete Diskriminierungen und Zuschreibungen (weitgehend) hinter sich zu lassen.

Während für die stärker naturalisierten Differenzkategorien Geschlecht und Ethnizität in den biographischen Narrationen der mobilen Wissenschaftlerinnen Verflüssigungen gezeigt werden können, setzen sich die Wirksamkeiten der weltregionalen Herkunft sowie der Staatsbürgerschaft fort. Dass es auch für Wissenschaftlerinnen äußerst folgenreich sein kann, einen „bad passport“ (wie Mia es nennt) zu besitzen oder aus einem ärmeren Land zu kommen, wurde in den Diskussionen um die „Internationalisierung der Wissenschaft“ bislang nicht reflektiert. Es macht jedoch einen großen Unterschied für die individuellen Möglichkeiten zur Entwicklung einer wissenschaftlichen Karriere, wenn etwa der Antritt von zuerkannten Forschungsstipendien am Pass scheitert, wie es

Mia mehrfach erlebt hat. Und schließlich entscheidet über die finanziellen Ressourcen zur Gestaltung eines Forschungsaufenthalts in der Doktorandinnen- bzw. Postdoc-Phase nicht nur die soziale Herkunft aus einem relativ wohlhabenden akademischen familiären Milieu, sondern auch die weltregionale Herkunft.

Trotz aller Unterschiede zwischen den von mir untersuchten Wissenschaftlerinnen können strukturellen Gemeinsamkeiten identifiziert werden. Sie lassen auf die Herausbildung eines neuen und in sich sehr heterogenen Typus transnational mobiler Wissenschaftlerinnen schließen. Sie leben einen hoch flexibilisierten, ortspolygamen Lebensstil, der auf einem kosmopolitischen, transnationalen und tendenziell geschlechtsneutralen Selbstverständnis basiert.

Literaturverzeichnis

- Ackers, Louise & Bryony, Gill. (2009). *Moving People and Knowledge. Scientific Mobility in an Enlarging European Union*. London: Edgar Elgar Publishers
- Anthias, Floya. (2003). Erzählungen über Zugehörigkeit. In Ursula Apitzsch & Mechthild Jansen (Hrsg.), *Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse* (S. 20–37). Münster: Westfälisches Dampfboot
- Apitzsch, Ursula. (2003). Migrationsbiographien als Orte transnationaler Räume. In Ursula Apitzsch & Mechthild Jansen (Hrsg.), *Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse* (S. 65–80). Münster: Westfälisches Dampfboot
- Aulenbacher, Brigitte. (2010). Intersektionalität – Die Wiederentdeckung komplexer sozialer Ungleichheiten und neue Wege in der Geschlechterforschung. In Brigitte Aulenbacher, Michael Meuser & Birgit Riegraf (Hrsg.), *Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung* (S. 211–225). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Bauman, Zygmunt. (1997). The Making and the Unmaking of Strangers. In Pnina Werbner & Tariq Modood (Hrsg.), *Debating Cultural Hybridity. Multi-Cultural Identities and the Politics of Anti-Racism* (S. 46–58). London, New Jersey: Zed Books
- Bauschke-Urban, Carola. (2010). *Im Transit. Transnationalisierungsprozesse in der Wissenschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Beck, Ulrich. (1997). *Was ist Globalisierung?* Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Beck, Ulrich. (2004). *Der kosmopolitische Blick oder: Krieg ist Frieden*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Berger, Peter A. & Weiß, Anja. (Hrsg.). *Transnationalisierung sozialer Ungleichheit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Bhabha, Homi K. (1990). The Third Space. In Jonathan Rutherford (Hrsg.), *Identity, Community, Culture and Difference* (S. 207–221). London, New York: Routledge
- Bhabha, Homi K. (1997). Die Frage der Identität. In Elisabeth Bronfen & Benjamin Marius (Hrsg.), *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte* (S. 97–112). Tübingen: Stauffenberg
- Bhabha, Homi K. (2000). *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenberg
- BMBF. *Exzellenzinitiative*. Zugriff am 10. Mai 2010 unter www.bmbf.de/de/1321.php
- Braidotti, Rosi. (1994). *Nomadic Subjects. Embodiment of Sexual Difference in Contemporary Feminist Theory*. New York u. a.: Columbia University Press
- Castles, Stephen & Miller, Mark. (1993). *The Age of Migration. International Population Movements in the Modern World*. London: Macmillan
- Castro Varela, Maria do Mar & Dhawan, Nikita. (2005). *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. Bielefeld: transcript

- Crenshaw, Kimberle Williams. (1989). Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. *University of Chicago Legal Forum*, 139–167
- Davis, Kathy. (2008). Intersectionality as a buzzword. A sociology of science perspective on what makes a feminist theory successful. *Feminist Theory*, 9 (1), 67–85
- Deleuze, Gilles & Guattari, Felix. (1992). *Thousand Plateaus*. Berlin: Merve
- Faist, Thomas. (2000). *The Volume and Dynamics of International Migration and Transnational Social Spaces*. Oxford: University Press
- Favell, Adrian. (2008). *Eurostars and Eurocities. Free Movement and Mobility in an integrating Europe*. London: Blackwell
- Fenstermaker, Sarah & West, Candace. (2001). “Doing difference” revisited. In Bettina Heintz (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie* (S. 236–249). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Glick Schiller, Nina; Basch, Linda & Blanc-Szanton, Christina. (Hrsg.). (1992). *Towards a transnational perspective on migration: Race, class, ethnicity and nationalism reconsidered*. New York: New York Academy of Science
- Glick Schiller, Nina; Basch, Linda & Blanc-Szanton, Christina. (1997). From Immigrant to Transmigrant. Theorizing Transnational Migration. In Ludger Pries (Hrsg.), *Transnationale Migration* (S. 121–141). Soziale Welt Sonderband 12. Baden-Baden: Nomos
- Hahn, Karola. (2004). *Die Internationalisierung der deutschen Hochschulen. Kontext, Kernprozesse, Konzepte und Strategien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Hall, Stuart. (1999). Kulturelle Identität und Globalisierung. In Karl H. Hörning & Rainer Winter (Hrsg.), *Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung* (S. 393–441). Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Hall, Stuart. (2000). *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2*. Hamburg: Argument
- Hall, Stuart. (2002). Wann war der Postkolonialismus? Denken an der Grenze. In Sebastian Conrad & Shalini Randeria (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften* (S. 219–246). Frankfurt a. M., New York: Campus
- Hall, Stuart. (2004). *Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4*. Hamburg: Argument
- Hannerz, Ulf. (1996). *Transnational Connections. Culture, People, Places*. London, New York: Routledge
- HIS/DAAD. (2010). *Wissenschaft weltoffen 2010. Daten und Fakten zur Internationalität von Studium und Forschung in Deutschland*. Hrsg. vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD). Bielefeld
- Knapp, Gudrun-Axeli. (2005). >Intersectionality< ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von „race“, „class“ und „gender“. *Feministische Studien*, 1, 68–81
- Kreckel, Reinhard. (2008). Soziologie der sozialen Ungleichheit im globalen Kontext. In Michael Beyer; Gabriele Mordt; Sylvia Terpe & Martin Winter (Hrsg.), *Transnationale Ungleichheitsforschung. Eine neue Herausforderung für die Soziologie* (S. 23–71). Frankfurt a. M., New York: Campus
- Lanzendorf, Ute. (2003). „Vom „ausländischen“ zum „mobilen“ Studierenden. Der Weg zu einer verbesserten europäischen Mobilitätsstatistik. In Stefanie Schwarz & Ulrich Teichler (Hrsg.), *Universität auf dem Prüfstand. Konzepte und Befunde der Hochschulforschung* (S. 287–303) Frankfurt a. M., New York: Campus
- Lenz, Ilse. (2000). Gender und Globalisierung: Neue Horizonte? In Angelika Cottmann; Beate Kortendiek & Ulrike Schildmann (Hrsg.), *Das undisziplinierte Geschlecht* (S. 99–121). Opladen: Leske + Budrich

- Lenz, Ilse. (2009). Geschlecht, Klasse, Migration und soziale Ungleichheit. In Helma Lutz (Hrsg.), *Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen* (S. 52–69). Münster: Westfälisches Dampfboot
- Lenz, Ilse. (2010). Die (un)geliebten Schwestern revisited: Zum Verhältnis von Frauenbewegung und Geschlechterforschung. In Carola Bauschke-Urban; Marion Kamphans & Felizitas Sagebiel (Hrsg.), *Subversion und Intervention. Wissenschaft und Geschlechter(un)ordnung* (S. 3–23). Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich
- Lenz, Ilse; Ullrich, Charlotte & Fersch, Barbara. (Hrsg.). (2007). *Gender Orders Unbound? Globalisation, Restructuring, Reciprocity*. Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich
- Lucius-Hoene, Gabriele & Deppermann, Arnulf. (2004). *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Lutz, Helma. (2001). Differenz als Rechenaufgabe: Über die Relevanz der Kategorie Race, Class, Gender. In Helma Lutz & Norbert Wenning (Hrsg.), *Unterschiedlich verschieden. Differenz in den Erziehungswissenschaften* (S. 215–230). Opladen: Leske + Budrich
- Lutz, Helma. (Hrsg.). (2009). *Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen*. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Lutz, Helma & Schwalgin, Susanne. (2006). Globalisierte Biographien: Das Beispiel einer Haushaltsarbeiterin. In Wolf-Dietrich Bukow; Markus Ottersbach; Elisabeth Tuider & Erol Yildiz (Hrsg.), *Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag* (S. 99–115). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Mau, Steffen. (2007). *Transnationale Vergesellschaftung. Die Entgrenzung sozialer Lebenswelten*. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Mau, Steffen & Mewes, Jan. (2008). Ungleiche Transnationalisierung? Zur gruppenspezifischen Einbindung in transnationale Interaktionen. In Peter A. Berger & Anja Weiß (Hrsg.), *Transnationalisierung sozialer Ungleichheit* (S. 259–282). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- McClintock, Anne. (1995). *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*. New York, London: Routledge
- Nederveen Pieterse, Jan. (2004). *Globalization and Culture. Global Melange*. Lanham, Boulder, New York, Toronto, Oxford: Rowman & Littlefield
- Otten, Matthias. (2006). *Interkulturelles Handeln in der globalisierten Hochschulbildung. Eine kultursoziologische Studie*. Bielefeld: transcript
- Pettersson, Helena. (2011). Gender and Transnational Plant Scientists. Negotiating academic mobility, career commitments and private life. *Gender*, 3 (1), 99–116
- Portes, Alejandro. (2003). Conclusion: theoretical convergencies and empirical evidence in the study of immigrant transnationalism. *International Migration Review*, 37 (3), S. 874–892
- Pries, Ludger. (2001). *Internationale Migration*. Bielefeld: transcript
- Pries, Ludger. (2008). *Die Transnationalisierung der sozialen Welt*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Pries, Ludger. (2010). *Transnationalisierung. Theorie und Empirie grenzüberschreitender Vergesellschaftung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Reuter, Julia & Wieser, Matthias. (2006). Postcolonial, gender und science studies als Herausforderung der Soziologie. *Soziale Welt*, 2, 177–193
- Schroer, Markus. (2006). Mobilität ohne Grenzen? Vom Dasein als Nomade und der Zukunft der Sesshaftigkeit. In Winfried Gebhard & Ronald Hitzler (Hrsg.), *Nomaden, Flaneure, Vagabunden. Wissensformen und Denkstile der Gegenwart* (S. 115–126). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Spivak, Gayatri Chakravorty. (1999). *A critique of postcolonial reason. Towards a History of the Vanishing Present*. Calcutta, New Dhelhi: Seahull

- Strauss, Anselm. (1994). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen sozialen Forschung*. München: Fink
- Strauss, Anselm & Corbin, Juliet. (1996). *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz
- Teichler, Ulrich. (2007). *Die Internationalisierung der Hochschulen. Neue Herausforderungen und Strategien*. Frankfurt a. M., New York: Campus
- Welsch, Wolfgang. (1997). Transkulturalität. Zur veränderten Verfassung heutiger Kulturen. In Irmela Schneider & Christian W. Thomson (Hrsg.), *Hybridkultur. Medien Netze Künste* (S. 67–91). Köln: Wienand
- Welsch, Wolfgang. (2004). Auf dem Weg zu transkulturellen Gesellschaften. In Lars Allolio-Näcke; Britta Kalscheuer & Arne Manzeschke (Hrsg.), *Differenz anders denken. Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz* (S. 314–341). Frankfurt a. M., New York: Campus
- West, Candace & Zimmerman, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender & Society*, 1 (9), 8–37
- West, Candace & Fenstermaker, Sarah. (1996). "Doing difference". In Esther Ngang-Ling Chow; Doris Wilkinson & Maxine Baca Zinn (Hrsg.), *Race, Class and Gender. Common Bonds, Different Voices* (S. 357–384). Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage
- Wetterer, Angelika. (1985). »Nein, selbst beworben hätte ich mich nie!« – Zum Selbstverständnis von Wissenschaftlerinnen. In Sektion Frauenforschung (Hrsg.), *Frauenforschung* (S. 116–126). Frankfurt a. M., New York: Campus
- Wetterer, Angelika. (1989). »Es hat sich alles so ergeben, meinen Wünschen entsprechend« – Über die Plan-Losigkeit weiblicher Karrieren in der Wissenschaft. In Silvia Bathe et al. (Hrsg.), *Frauen in der Hochschule. Lehren und Lernen im Wissenschaftsbetrieb* (S. 142–157). Weinheim: Juventa
- Winker, Gabriele & Degele, Nina. (2009). *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript
- Zippel, Kathrin. (2010). *Globalisierung von Karrierewegen in der Wissenschaft – internationale Perspektiven und Geschlechterverhältnisse*. Vortrag auf der Tagung „Wissenschaft und Geschlecht. Karrieren und Barrieren auf dem Weg an die Spitze“, Universität Hamburg, 18.02.2010, unveröffentlichtes Vortragsmanuskript

Zur Person

Carola Bauschke-Urban, Dr., wissenschaftliche Mitarbeiterin und Projektleiterin am Hochschuldidaktischen Zentrum der TU Dortmund. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, Transnationalisierung, Intersektionalität, Postkoloniale Theorie, Hochschulforschung, Hochschuldidaktik, Biographieforschung

Kontakt: E-Mail: carola.bauschke-urban@tu-dortmund.de

Helena Pettersson

Gender and Transnational Plant Scientists Negotiating Academic Mobility, Career Commitments and Private Life

Summary

The aim of the article is to analyze how gender intersects with mobility, career and private life among a highly transnational group of researchers, namely plant scientists. The author's hypothesis is that academic mobility and science are constituted with gender as an important incentive. The study is based on ethnographic field work such following observations and in depth interviews with researchers in plant science. The plant scientists work at an international science center in Sweden with co-workers from 35 different countries. Using the concept of "capital", the relationship between mobility, career and gender is problematized. Furthermore, the article will look at the informants' work-life balance, i. e. how scientists manage academic mobility in relation to their private lives.

Keywords

Academic mobility, gender, academic capital, career, private life

Zusammenfassung

Gender und transnationale BiologInnen Aushandlungen zwischen akademischer Mobilität, Karriereplänen und Privatleben

Das Ziel dieses Aufsatzes ist es, zu untersuchen, wie Gender, Mobilität, Karrieren und private Lebensführungen unter einer transnational hoch mobilen Gruppe von BiologInnen aus der Pflanzenforschung miteinander verknüpft sind. Die Autorin geht von der Hypothese aus, dass akademische Mobilität in der Wissenschaft einen wichtigen Anreiz darstellt, der für die Geschlechter unterschiedlich bedeutsam ist. Die ethnographische Studie basiert auf teilnehmenden Beobachtungen und Tiefeninterviews mit BiologInnen aus der Pflanzenforschung in einem internationalen Forschungslabor in Schweden, an dem WissenschaftlerInnen aus 35 verschiedenen Ländern arbeiten. Mit Bezug auf das Konzept des „Kapitals“ wird die Beziehung zwischen Mobilität, Karriere und Gender problematisiert. Darüber hinaus betrachtet der Beitrag die Work-Life-Balance-Strategien dieser WissenschaftlerInnen und fragt danach, wie sie ihre berufliche Mobilität und ihr Privatleben organisieren.

Schlüsselwörter

Mobilität und Wissenschaft, Gender, Akademisches Kapital, Karriere, Privatleben

Introduction and aim of the article

If you decide to become a scientist,
for example in plant science,
you know – from the very beginning –
that you need to be mobile.

Interview with Hans

Academic mobility across global and local networks is an important topic in today's discussion of knowledge circulation and gender dynamics. Scientists who participate in international networks are central actors of a globalized knowledge flux. Today, research migration across organizations and global networks is an important topic in the discourse of knowledge "brain drain", "brain circulation" and its intellectual and economical consequences (Backhaus/Ninke/Over 2002; Gaillard/Gaillard 1997; Pellegrino 2001).

With an increasing competitiveness between knowledge intensive countries, it is important to analyze incentives for researchers who choose to move between the different research sites. Academic mobility can be analyzed as cultural, gendered values and practices. These values are articulated at an early educational stage as you enter higher education and through the educational system. It includes presupposed training in formal methods, experimental practices and disciplinary scholarly knowledge.

The aim of the article is to analyze how gender intersects with mobility, career and private life among a highly transnational group of researchers, namely plant scientists. My point of departure is that academic mobility and science are constituted with gender as an important incentive. The study is based on ethnographic field work such as following observations and in depth interviews with researchers in plant science. The plant scientists work at a highly international science center in Sweden, with co workers from 35 different countries.

The life as a scientist is intertwined with a life outside of the lab group and the lab. How do the scientists balance academic mobility in relation to their partners and family? If both partners are educated to a high level, can both fulfill their ambitions despite of migratory requirements one or both partners might have? Common issues concern for example whether a partner is willing to co-migrate or whether the career and the relationship are sufficiently important to maintain long distance. Gender and identity work may challenge how relationships and careers are valued. I have for example interviewed female researchers who choose not to form relationships or to start a family. How do they regard their choices in relation to gender?

Method and data

The article is based on interviews, and field notes from descriptive/following observation. Data collection through interviews and observations are well established methods in ethnology when studying complex cultural contexts (Kruse 2006; Pettersson 2007). The aim of the methodological approach is to understand how the scientists themselves define their ability to conduct research in relation to academic mobility and if/how academic mobility is constituted through their scientific culture.

As an ethnologist I study cultural practices and meaning creating processes. The advantage of ethnographic fieldwork is that it produces a comprehensive understanding of the scientific environment under investigation. Given the large amount of scientists at the plant science center, I choose to follow key informants in their laboratories and in the growth chambers with plants, and I participate in meetings and conferences. I have conducted fieldwork among the plant scientists through following observations, mainly during fall 2009 but also spring 2010.

During fall 2009 and spring 2010, I conducted twelve interviews. The informants were chosen depending on their experience of academic mobility. One informant was also chosen because of the lack thereof. The purpose of the project was disclosed to my informants before starting the fieldwork.¹ The analysis of the interviews led to a categorization of themes and topics. These topics were matched with other data collected from the general fieldwork and analyzed together.

The reason why I choose following/descriptive observations instead of participant observation is due to my lack of training in plant science; to fully participate, a professional background would be required. With following/descriptive observations, I follow the plant scientists in their daily work to observe the daily conditions under which they work, ask questions about their work, and take regular field notes. These observations work as a central database in order to be able to conduct interviews. My marginal participation during these events is limited to open doors, carry equipment, to follow safety regulations and to ask a lot of questions.

Research environments such as laboratories are complex environments in their combination of humans and machines (Barad 2003, 2007; Suchman 1987). The ethnographer performs a translational act when analyzing the lab as a cultural phenomenon. The lab has to be described so that outsiders can understand it. There is a balance between an insider and an outsider perspective where the ethnographer becomes “the professional stranger” (Agar 1980). Estrangement or de-familiarization remains the distinctive trigger of ethnographic work, giving it the sense that there is something to be figured out or discovered by fieldwork (Marcus 1998).

Given that gender analysis is important for the understanding of academic mobility, I also argue that academic mobility is a part of a research field called “studying up” (Nader 1972). By “studying up”, our conception of knowledge and power making processes within academic research communities on a local and global level.

Cultural and social studies of science and the academy are complex fields. The academy has been studied as a territory with tribes (Becher/Trowler 2001) and as a culture with its internal rules, logic and socialization into a discipline and research identity (Gerholm/Gerholm 1992). Traweek’s anthropological study of particle physicists is a pioneer work and is unique given its analysis of the physicists’ socialization into their research identity and the gendered construction of research practices (Traweek 1988, 1995, 2000). Part of the socialization is to recognize the necessity of different stages of scientific training (Schoug 2004). Such an activity is academic mobility.

1 The field notes and the interviews are used with my informant’s consent. The informants are given pseudonyms in my articles to protect their identity. The aim of the interviews is to highlight each individual’s perspective. Depending on the interview situation, I recorded the interviews with a digital recording device with the informants’ consent.

Mobility and its gendered aspects

Transformations of communication and the global economy have changed our conception about place and territory. Work places as transnational spaces are being created by people who inhabit them; it might be low paid jobs in the service sector or highly skilled knowledge workers in the innovation industry. The labour market and its global actors have also undergone a change. Here, gender as a category is crucial when analysing social relations and power (Mahler/Pessar 2006; Parrenas 2001).

It is important to analyze academic mobility among scientist from a gender perspective considering the resources in research and the academy's institutional power. Moreover, an analysis of academic mobility from a gender perspective also problematizes our conception of the elite in society and for whom and by whom these elite institutions and their practices are designed. Academic mobility in today's society includes men and women, but the demands, and practices and choices may differ.

As shown in many studies of globalization and mobility, gaining an income and work opportunities are important reasons to move (Ball/Goodson/Maguire 2007). "Given that having a job and an income is one issue, provision for eventual partner and family while being mobile is another", one of my informants said. Among my informants, the eventual partners are often highly educated, or even a researcher or a scientist. Amongst such couples, both parts would try to pursue careers.

An important factor for academic mobility is the scientists' private life and family situation. The employment situation forces scientists to negotiate with a partner/family to be able to move between research sites (Benckert/Staberg 2000; Green 1995; Sonnert/Holton 1996; Wagner 2006). People with higher education tend to have a partner with higher education. This is especially true when it comes to female researchers. An American study with 30 000 faculty members shows that 44 % of the female physicists in the US are married to other physicists and an additional 25 % to other scientists. The relationship pattern is probably similar for female scientists in Sweden (McNeil/Sher 1998, also see Eisenhart/Holland 2001; Green 1995).

As mentioned by Bailey/Cooke, women and men have different experiences from migration. Family responsibility and life-course factors affect women more than men (Bailey/Cooke 1998: 101). Xie/Shautman showed in their study that female life scientists need to be mobile at a certain stage of their career (Xie/Shautman 2003). In a study of Swedish academic mobility, Melin suggests that women take a larger "traditional" responsibility concerning family and children compared to men, but Melin does not problematize his claims further (Melin 2003). Family life has a bigger impact on female researcher's mobility than male researcher's mobility (Bonney/Love 1991; Edqvist 2006; Nilsson 2000).

Scientists who participate in academic mobility can be defined as contemporary nomads (Melucci 1989), more or less people in diasporas. These nomads are bound to certain spaces, like successful research groups and laboratories with state of the art equipment and through them social relations and power structures. With the researcher as nomad, also other individuals are bound, such as an eventual partner and family. They also become affected by and participate in the globalized, academic culture, not only the single researcher (Melucci 1989; Xie/Shautman 2003; Mahroum 2000).

Nomads in diaspora might be dependent of a so called “tribe culture”, a tribalized research culture. Such culture may replace a national identity (Hannerz 1996; Traweek 1988, 2000). Within that group, certain norms are articulated concerning expected career paths and career priorities, and incentive for how research is supposed to be conducted. Practices of conducting experiments affect how research is organized. If so, the research activity may take its point of departure from a specific group of scientists.

Here, the actual scientists are considered to be the resources. Or, the experimental devices are considered to be the main resource of a specific research site and therefore create a basic condition for how to conduct research (Knorr Cetina 1999; Wagner 2009). Knowledge and skills are embodied through the individual scientist. Thus, the laboratory must be analyzed likewise as a space where its scientific knowledge is co-produced with scientific ideals and gender.

At the same time, it is also important to mention that there are scientists who are not mobile even though they work in a research culture that strongly promotes mobility. Some scientists are not interested in mobility; they are satisfied to be immobile. There is also a critique that highlights the negative side of forced academic mobility, such as a loss of connectivity to a place or other individuals, uncertainty and heterogeneity of the actual work situation (Ackers 1998).

Capital, gender and professional life

Through programs as Fulbright and Erasmus Mundi, academic mobility becomes part of a political agenda parallel with the educational schema. Academic mobility is integrated and organized through these formal channels. Departments and research centers also develop their own network at a departmental level and at an individual level (Baumgratz-Gangl 1996; Becher/Trowler 2001; Hoffman 2009).

Research councils and researchers within policy studies have shown how formal regulations and immigration rules affect scientists' mobility (Ackers 2009). The European Union's research programs aim to strengthen the academic mobility and develop a social security network within Europe for mobile academics (Novais 2009).

As any other professional, scientists develop different abilities and functions depending on their career stage; building a continuity of scientific relationships with a lab group at their own and other universities, transfer knowledge and networks between generations and access resources as laboratory equipment and devices. There are both, push and pull factors that affect scientists' willingness to be mobile. Push factors for moving abroad consist of access to resources not available in their home country. This can be laboratory or staff resources, training and development in methods and theory, or even positions and employments (Fontes 2007; Delicado 2010; Diaz-Briquets/Cheney 2002; Gill 2005). A combination of specific research interest, possible lab groups and co-scientists and the laboratory resources are crucial aspects when scientists consider their choices of research site.

Scientists and their partners carry what Pierre Bourdieu call social and cultural capital within and between the academic sites. Cultural capital can in an academic context be interpreted as academic capital, given merits as peer reviews, publications at pre-

stigious publishing companies and extramural research funding. This is an important quality asset within the academy when applying for lab positions. In my use, gender is also a part of each person's capital on a symbolic and cultural level. Throughout each researcher's career, he or she will carry a social and cultural capital, based on affiliation to or lack of participation in an international research community (Bourdieu 1988, 1993a, 1993b; Adey 2010; Fornahl/Zellner/Audretsch 2005).

The symbolic significance is constituted by several sets of personal and professional dispositions. Gender is a capital that is made more or less visible depending on how my informants interpret the possible space that can be given to gender as an openly existing category (Adkins/Skeggs 2005; Bourdieu 2002; Moi 1991). The social capital consists of networks, social relations and a circle of colleagues and friends. It is not only vital when applying for positions but also when trying to arrange an acceptable life for partner and family (Bourdieu 1988, 1993a, 1993b).

In academic mobility, policies as well as in the expectations and negotiations of a scientific career, symbolic capital corresponds with a gender contract; a framework that defines the relationship between men and women. From this framework, analysis of rationality, confirmation and repetition performed among the scientists can be made.

Mobility as the ideal career step

Academic mobility among scientists is defined as an obligatory point of passage, a necessary action to be able to maintain a membership within a research community (Callon 1999: 69ff.; Felt/Stöckelová 2009: 48ff., 63). In current debates on how to develop and maintain state of the art research, close international cooperation is described as the core for sustaining research excellence and at the same time to cultivate successful research co-operations (Edqvist 2009; Mahroum 2000; Melin 1997, 2003).

To deliver a positive narrative about academic mobility, internationalization and a straight forward research career is a part of the plant science center's rhetoric. In official presentations and meetings with journalists, these front stage ideals are marketed as natural and internalized. Academic mobility is considered to be a given choice for the plant scientists, especially since the plant science center is building parts of its reputation on its international research environment.

Among the majority of my informants, mobility is itself described as a part of the academic life. A career in research therefore requires a certain willingness to migrate. This is especially important if you are from a small country, say several of the plant scientists. However, to be able to pursue a successful career within plant science, there is an outspoken demand: If you are in plant science and want to continue to work as an academic, you need to go abroad – preferably to the US – and work as a junior researcher.

To have an income and to gain knowledge are two combinations that are also at stake for mobile academics. Among my informants, to have a job, an income, is also an important argument. A related reason is a pressure of being a part of an international research community and to pursue an international career. You must be able to move in order to conduct your research, and if you are not part of a mobile academic community and cannot get positions at different universities and are thus enabled to learn more

skills and gain more knowledge, you might not be competitive for more permanent positions.

“Given that having a job and an income is one issue, provision for eventual partner and family while being mobile is another”, one of my informants said. Among my informants, the eventual partner is often highly educated, even a researcher or a scientist. Amongst such couples, both parts would try to pursue careers.

Ideal careers within academic disciplines are described through their own narrative. There are standardized stories in the daily conversations among the plant scientists on the ideal career and how to develop as a successful senior researcher. These stories are interconnected with the international discourse on how to conduct your career as a scientist, but they are also gendered. With the demands of academic mobility, we may ask who is benefiting from being mobile and who is able of being mobile. As the gendered image of the researcher and the scientist has undergone a major transformation during the last 30 years, so has also participant of researchers migration slowly changed (compare Ackers 1998; Kimmel 2003).

To have the “right research persona” from the beginning when becoming a PhD student is important, say several of my informants. A PhD student needs to be focused, persistent, stubborn, never give up and try again and again and again. “The research you’re conducting may not lead to results at first hand. You need to be persistent, and stubborn. You might need to run those experiments again and again to be able to get results. To give up shouldn’t even exist in your imagination.”

The ideal career track is to conduct your PhD in about four years. The supervisor should have a tight project with a couple of other lab members, working on similar topics. On the one hand the degree of freedom the supervisor gives the student can be interpreted as negative since instructions appear vague and the work development is indistinct. On the other, freedom also means personal development and the possibility to develop your own research and career track independently. Knowledge and skills in laboratory work, experiments, field work, test beds, and theoretical understanding of your field of science are central capital gained through the PhD. This is an important quality asset within the academy when applying for different positions in different laboratories.

After finishing your PhD, you are supposed to move to another university to become a post doctoral scholar. The norm is to go to a research institute or research university in the United States. “The very act of moving to another university and to enter an appointment as a post doc is in itself a critical step”, says John, a senior plant scientist. Beside expected gain in knowledge and method, the mobility as professional activity is in itself an indication of research interest. “It shows that you really are serious, that you are willing to work towards a career as a plant scientist.”

To calculate risks is considered to be essential. To become a mobile scientist, to change the university or research institute to work in different countries could be defined as a risk taking situation, a situation described by many of my informants (compare Kerr/Lorenz-Meyer 2009: 150). Within many European university systems, you are not obliged to change university or research institute when you are going through different career steps (compared to the US academic system). It is not uncommon within the Swedish system to continue academic careers at the same university at which you completed your PhD.

“If you decide to work as a scientist in the academy, you need to learn to “play the game”, says Anne, a junior researcher. That is, you need to develop a strategy to know how to take the “right decisions”. You need to show that you are willing to take the risks, to be serious with your career and by that, willing to participate in international mobility. Is that process gendered?”

Accumulation of capital through mobility

“The system is, for some reason,
less beneficial to women.”
Interview with John

In studies of gendered careers within the academy, Virginia Valian problematizes to what she calls “accumulation of advantage”. “Accumulation of advantage”, can be described as an accumulation of academic capital, some of it through strategic and necessary migration. In the construction of the researcher, one factor is gender as a symbolic capital, which corresponds with gender and academic performance (Valian 1998).

Within an academic system, different performances are defined as an accumulation of academic capital. They create access to a number of different roles within the academy that will affect formal and informal status, research grant success rate, appointments, networks, expected career outcome etc. Valian problematizes this in relation to what she calls “gender schemas”, different notions on expected choices and performances given expectations on gender, achievements, leadership and competence (Valian 1998; Eisenhart/Holland 2001; Sonnert/Holton 1995).

A tendency within the plant science community, says John, is that more men seem to have both more confidence in their PhD work and are more determined to pursue their career. That is a situation he deplores and is intrigued by. “The system, for some reason, is less beneficial to women”, he concludes. He adds that it is hard to specify what exactly it is that makes the system less beneficial for women though. To him, the fewer amount of women within plant science is based on structural causes, not gender as such. The result, however, is that people who are really talented in science are lost. He considers that as negative for the entire plant science community.

Central for each plant scientist’s career steps, especially after the PhD exam, is a new phase of learning. To gain new knowledge and skills in methods and theory is central. Either you want to develop an entirely new skill, or become even more specialized in a method you already master, said my informant. For example, you might have been working with spruces and plant breeding with an environmental ecology profile. You realize that you need to learn more about molecular biology to be able to develop a research branch you are interested in, for example how cell membranes of spruces react when they are exposed to high temperature changes. You can either choose to look for a position at your current university. Or, you can choose to go to another lab at another university in another country.

Being a part of an international network through academic mobility does not guarantee a successful scientific career. The significance of academic mobility in relation to how to gain academic capital is thus dependent on many factors. Your place within an

academic pedigree, gain of social capital and your current private situation in relation to your professional life are defined as crucial factors by my informants. Gaining merits and development of talents and skills, is especially important if you are a women, say several of my informants.

To work with a state of the art scientist and fellow junior researchers in a competitive lab was refreshing and challenging at the same time, says Lisa. For new PhD students, changing university and laboratory abroad becomes a method of showing independency. Commencing your PhD then means breaking loose from your former PI (principal investigator) and supervisor. In the new laboratory, you do not only learn new methods. An equally important act of learning is to observe how to run a successful lab. This phase of learning is defined as a step of independency, Lisa concludes.

Part of that independency is to work in a new environment and to gain new perspectives on how to conduct experiments, discuss theory, and design research projects. Moreover, you also need to reflect on your development into a senior position and how to develop your own research style. The accumulation of capital as documented merits is not the only purpose.

The learning act goes through experiencing and observing situations that are not immediately connected to the conducted science. Nevertheless it has an important impact; Lisa emphasized that not only the quality of the science produced in the group is being considered by her post doc PI, but also other aspects of the job. Working with a female PI who is extremely successful has its advantages when being a female junior scientist, Lisa said.

Lisa: It was awesome to go to that lab [...], to work with such a “die hard” female state of the art scientist! And all the old guys were deadly afraid of her! She was extremely bright, good looking and so competitive!

Neither Lisa, nor the other informants used the word “role model” when describing their work with their PI as post docs. Also, gender was not the main reason why Lisa did choose to work with this specific PI. Yet, the combination research quality, academic performance and gender representation, made a strong impression on Lisa. To understand scientific leadership and to work with a female researcher was also a method of visualizing herself in that position. Her female PI represented a researcher who can conduct state of the art research, run successful labs and research groups, and compete in a male dominated research field.

Another aspect of the accumulation perspective is described by Susanna and Jennie. Beside the development of their scientific skills and laboratory work, they describe their work in foreign laboratories as part of accumulation processes. The *social* capital the plant scientists develop is a network of scientists, whom you are cooperating with in your future career. The mentioned PI gathered numerous talented young scientists, who worked together in the labs, sharing and learning each other’s knowledge and skills.

The network developed during work abroad is central for the rest of your career, Lisa, Jennie, and Susanna emphasize. You need to choose your site carefully depending on the lab resources and the co-workers within the lab. During an interview, the senior scientist Pia, talked with a hint of regret of her choice of post doc site. The lab she did choose to work in after finishing her PhD was a smaller lab in a European country.

"Now, in retrospect, I can see how the contacts people made when they went to a major American lab [...]. It's not that I wasn't content with my lab, but, I can see the difference it made for them compared to my experience".

An important aspect of the individuals' accumulation of academic capital is the importance of the collective merits. Those collective merits are: the fellow scientists working in the lab and their academic reputation together with the accumulation of the capital of the individual scientist her/himself. And here, the academic mobility is an important part of that process.

Negotiating mobility and private life

I worked my ass off – in the lab – and then
picked up my kid at the day care center.
Interview with Jennie

If you do not fulfill the ideal type of the mobile scientist – young, male and single – what factors affect the choice of becoming a mobile scientist?

Earlier studies show that women at an early career stage are more mobile. However, this pattern changes when passing the age of thirty (Kerr/Lorenz-Meyer 2009: 145; compare with Connell/Wood 2002; Connell/Wood/Crawford 2005). The scientists' private life situation is an important factor. Among the plant scientists, the family situation is a major reason when discussing possibilities or obstacles of international academic mobility. The plant scientist may have a partner, and that partner may have a career on his/her own. A dual career situation must therefore be taken into account. Children may also affect mobility, depending on age and stage in school.

The first aspects, regarding a partner, were discussed several years ago at the Swedish Research Council, said a senior researcher, Richard, at UPSC. According to him, it was and still *is*, very hard to encourage women to participate in academic mobility. "Men get 'out there', but not women, not in the same extent", he said. Richard emphasizes the importance of an even activity on internationalization and research at a foreign university. Compared to men fewer female scientists use the years at a foreign university as "spin off" to become a senior researcher – compared to the male researchers, he says.

He points at initiatives taken by the Swedish Research Council, where the council tried to launch a program for female researchers' international mobility. When promoting mobility, he said, most women argued that it was very hard for them to be mobile and go abroad for a couple of years. Their arguments were mainly based on their husbands' situation and what they thought was an economic incentive for not being able to move to, for example, an American university.

The main argument was the potential economic loss for the family economy. According to Richard, the female scientists said that their husbands thought it would be very hard for them to not contribute to the family income. Most of the men would be unemployed while being abroad. Richard, as member of the Swedish Research Council's section for science, tried to find a solution to implement a more egalitarian practice with economic support.

Given the economic argument the council tried to develop a program to sponsor the female researchers' mobility through an extra grant to cover up the partner's loss of salary. Was this the method of supporting female scientists' international mobility? And would it have effect? In the end, no female researcher applied for this option. When referring to the process, Richard sighed. He also pointed out that "there must be something else" that regulates the unbalanced gender representation.

Dual career relationships where both persons have higher education are a challenge, the informants said. Arguments about responsibility for economy, professional development, child care and future career prospects affect each scientist's everyday life. It also affects the possibility to participate in academic mobility.

A crucial part of fieldwork is to go beyond what can be described the "front stage" image of the informants and the studied field. An example of a front stage performance at my field site is how academic mobility and research internationalization is described for people outside the research center. This was for example performed during an interview with a journalist from the Swedish national radio. During the interview, the internationalization and mobility was described in only positive terms. International research environments were described as "a necessity". The journalist pointed out certain risks for researchers with mobility, internationalization and time limited employments. Did not those factors affect how the plant scientists organize their lives?

The present plant scientists met the question with pointing at the necessity of taking such risk. They also emphasized that a scientist has to have a specific personality, one that is able to ignore the insecure employment situation and focus on research. "You just have to cut it dead and focus!", John said. The others around the table nodded in approval. Yet, when trying to analyze perspectives behind the "front stage" narrative, there are other stories that are articulated.

"Back stage", behind the official rhetoric's, the necessity and usefulness of mobility may be confirmed but to actually go through the process of migration may be more problematic. A crucial factor is to have a partner who is willing to follow you if you decide to move abroad. It does not matter whether you yourself decide to start working in a laboratory in another country. If you have a partner, you need to negotiate how to organize your private life.

Several of the female plant scientists I interviewed described themselves as "lucky"; they had partners and (eventually?) children who moved with them to another country. One informant said she that she had "a nice husband, meaning that I could go abroad with him and the rest of the family". During the interviews, narratives about "the nice husband" and mobility as a necessary good took another turn.

The role of the partner while being a mobile scientist was discussed by the informants in the interviews. Partners can be supportive, and decisions concerning academic mobility can be negotiated within the couple, my informants said. However, said Jennie, everyone who has a partner, and later children, is affected when it comes to their scientific career. As it is now, she continued, women still take the largest part of the family responsibility.

Within the Swedish context, ideals regarding an equal and egalitarian relationship are a part of the ideal image of the Swedish society as enlightened, modern and up to date (see Bernhardt/Goldscheider 2006). But to critically discuss how ideals are prac-

ticed, one needs to analyze how and if such ideals are implemented as practices. In a situation like being a mobile scientist, married to another scientist, you believe you are living in what you think is an egalitarian relationship, says Susanna. Considered to be central, moreover, are the values in the lab where you are conducting your research. That will affect your efficiency and possibility to combine science and private life.

The informant Jennie and her husband decided to conduct their post doc in another European country while having a child. They were both admitted to the same university. On site, the issue of child care was solved. Both of them were able to share the responsibility at their new university. When Jennie's husband suddenly got a job offer in another country, they decided to split temporarily; he moved to start his new position.

Jennie continued her post doctoral work, taking care of their child. She described days of hard work in the lab, then picking up their child at the day care center, and work at home during late evenings. To suddenly be alone with a child, without another person's support and in a foreign country was a challenging situation.

Negotiations with your partner are one issue that affects your private life while being mobile. An equally important part is the PI under whom they are working and the colleagues within the lab. Several of my informants describe their relationship with the PI under whom they are working as essential. The PI's understanding of your family commitments makes a huge difference, Jennie said. A PI does not only affect sets of values in relation to the scientific work, but also life outside work.

If the PI understands and accepts your situation as parent, it makes it easier to organize life outside work and to have more flexible hours. Several of the informants mentioned the need of being home with a sick child or leave earlier to pick up the child at the day care center. Moving abroad to work in a new lab puts you in a context where it is harder to control social relations. It is hard to have full knowledge about the PI's approach towards junior researchers and parenthood before actually starting to work with them. For a person at junior or mid-advanced career level, an understanding mindset among the PI may make a crucial difference; that includes both men and women.

As discussed by Bailey and Cooke, women and men make different experiences when migrating. Family responsibility and life-course factors affect women more than men (Bailey/Cooke 1998: 101). The politics of family and relationship is double within the plant science community. On one hand, the science careers, mobility and private life is considered a necessity, an important issue in today's research society and the development of scientific collaborations. On the other, it is an issue regarding how private life can be organized, and that is dependent on both partners' willingness of sharing responsibility and the PI's attitude toward female scientists and family.

Contested gender neutrality – contested life constellations

The discourse about academic mobility and couples in both literature and among my informants take the heterosexual relationship as point of departure. Within this perspective, the relationship between women and men are analyzed as central categories of power relations. Representations of the scientist, like images as the genius are strongly related to male representations of science (and the arts see Battersby 1994; Hoddeson/Daitch 2002; Quinn 1995; Rose 2001).

For the female plant scientists, there is a struggle to on one hand compete at the same level and by the same conditions as their male colleagues and to handle family expectations. Attempts to go beyond these gendered expectations are met with different strategies. A part of the strategy is to neutralize yourself and gender, say several of the informants. You have to dress more neutrally, and adjust to the jargon. It becomes even more important to show the level of you being a serious researcher and with a focused career plan (see Pettersson 2007; Traweek 1988).

Partner and children may “distract” you from your work, and may affect your work focus. Caroline, a senior researcher, talks about the family as a factor of distress and distraction. Field work and laboratory work in plant science may consist of experimental runs for several days and over weekends. If you are in a critical part of an experiment, you have to be present and control the different stages of the experiment. If you have a family, you have something that will drag you *from* work, and that is something positive, says John. Family obligations might actually lead to better focus at work while being in the lab, he thinks. You know that time is limited. You know that you need to be effective with the hours you have.

Partner and family is also a part of life when choosing to become a mobile academic, and there you need to take some hard decisions, say several of my informants. Several of my informants have chosen to separate from their partners to then be able to go abroad and work in another laboratory. Commitments to science, the learning act of moving abroad to become more attractive as a scientist, may compete with the private interests for partner and family.

Separations from partners given their decision to develop a career in plant science are by some of my informants described as a necessity. Pia, Jennie, Hans, and Lisa, explain the decision to live at different places than their partners as a conscious choice. Nevertheless, even though the choice is conscious, it is not an easy decision. Hans sighs when he describes the situation he and his partner are in. He lives in one country, his partner (a scientist), in another.

Living a geographically separated life is not a situation he is taken aback by. On the contrary, it is a situation he expected given his ambition of becoming a plant scientist. The mobile lifestyle as a scientist makes it harder to develop a life with children, he says. That is also one reason why he and his wife have decided to not have children. The combination of mobility and dedication to the sciences and the professional life made it easy to take that decision, he says.

A similar perspective is presented by Lisa and Nora. To have children is not a rational choice, given the lifestyle as a plant scientist. Nora points at her and her husband’s current life situation, both of them are junior scholars with the ambition of working in science or science related professions. A child is not an option, she says. According to Lisa, she has never been interested in having children. The work is enough, and in her spare time, she enjoys the company of her husband and her pets.

Focus on work and to be dedicated to the sciences is a stereotype that would fit male figures in science, like Einstein or Pasteur. When it comes to my informants, like Lisa, not having children and not planning a family might be provoking. She receives questions about the lack of children or family planning. However, she says with a tart voice, no one is asking her husband (also a scientist) whether he wants kids and a fa-

mily. People make their assumptions regarding your family planning in relation to your gender, says Nora.

Being single and unattached of any immediate, private relations makes it of course easier to be mobile, says Anna, and takes her own situation as an example. During her career as a plant scientist, she has been working in different countries in both southern and northern Europe. She also points at the twofold expectations many women have to face: To meet scientific expectations as a plant scientist and meet gendered expectation as a women with partner, children and family life. The state of being single may work as the neutralized dress code. It does not signal any specific gendered attachment, neither heterosexual nor homosexual. It creates a space of gender neutrality.

Solitude may occur by choice or not. Sometimes it may be an effect of work. According to Anna, she has been able to focus on work and professional development due to her private situation as single. Given the amount of positions within plant science, says Anna, you need to stay flexible to the labor market to be able to enter a position within your field. The amount of positions within your field of interest is not too high, she says, you need to have a flexible mind and accept that you may need to be mobile to be able to pursue your career.

Cultural production and reproduction of gender orders are made on structural (the policies), professional (expectations of the role of the scientist) and personal (the private negotiations) levels, in relation to the acquired symbolic capital each person obtains through professional experience and gender definition (Hirdman 1988; Magnusson 2006; Valian 1998). It is thus important to keep in mind that neither dispositions and capital, nor gender order, are fixed entities. They can be challenged and contested.

Final remarks

Academic mobility is to be understood as a culture, attached to values and performances within a field as the academy but also to gender values at a more societal level. Given that academic capital and accumulations of advantages are now tied to a more mobile research career, we need to pay extra attention to how knowledge is produced within such patterns as gender. Basic scientific research is strongly related to national innovation capacity. Scientist mobility carries national socio-economic benefits by facilitating knowledge transfer between researchers. The *embodied* presence of the scientist contributes to the development of cutting-edge research environments, and thereby also of gendered regimes and identity work.

International academic mobility is a practice that suits a person who is young, single, with no commitments to partner or family, prepared to live with temporary housing. The discourse about academic mobility intertwines on the one hand a “taken for granted” perspective that mobility is good for its own cause. On the other, ideas concerning stability, “home”, and “roots”, to have a geographical focus point in your life, are still valued as life quality factors.

My article describes the tip of the iceberg regarding the radical changes of today: a globalization, relocation and competitiveness at a labor market with highly skilled individuals. Scientists and academic mobility form an excellent case for problematizing the re-

relationship between the specialized labor market with urbanization, commuting, and knowledge transfer on one hand, and ideals regarding life expectations and family on the other.

Literaturverzeichnis

- Ackers, Louise. (1998). *Shifting Spaces: Women, Citizenship and Migration within the European Union*. Bristol: Policy Press
- Ackers, Louise. (2009). Excellence, Migration and Equality Policy: Managing Unintended Consequences? *ResIST – Researching Inequality through Science and Technology*. Zugriff am 15. Mai 2010 unter www.resist-research.net/cms/site/docs/WP2%20Thematic%20Ackers%20Excellence%20Migration%20and%20Equality%20Policy%20Deliverable%2011_Final_Complete.pdf
- Adey, Peter. (2010). *Mobility*. London: Routledge
- Adkins, Lisa & Skeggs, Beverly. (2005). *Feminism After Bourdieu*. Oxford: Blackwell
- Agar, Michael. (1980). *The Professional Stranger. An Informal Introduction to Ethnography*. New York: Academic Press
- Backhaus, Beate; Ninke, Lars & Over, Albert. (2002). Brain Drain – Brain Gain. Essen: Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft
- Bailey, Adrian J. & Cooke, Thomas J. (1998). Family Migration and Employment. The Importance of Migration History and Gender. *International Regional Science Review*, 21 (2), 99–118
- Ball, Steven J., Goodson, Ivor F. & Maguire, Meg. (2007). *Education, Globalization and New Times*. London: Routledge
- Barad, Karen. (2003.) Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter. *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 28 (3), 801–831
- Barad, Karen. (2007). *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham, NC: Duke University Press
- Battersby, Christine. (1994). *Gender and Genius. Towards a Feminist Aesthetics*. London: Women's Press
- Baumgratz-Gangl, Gisela. (1996). Development in the Internationalization of Higher Education in Europe. In Peggy Blumenthal, Craufurd Goodwin, Alan Smith & Ulrich Teichler (Eds.), *Academic Mobility in a Changing World* (S. 129–146). London: Jessica Kingsley Publishers
- Becher, Tony & Trowler, Paul R. (2001). *Academic Tribes and Territories*. London: Open University Press
- Benckert, Sylvia & Staberg, Else-Marie. (2000). *Val, villkor, värderingar. (Choices, Demands, Values)*. Umeå: Umeå University
- Bernhardt, Eva & Goldscheider, Frances. (2006). Gender Equality, Parenthood Attitudes, and First Births in Sweden. *Vienna Yearbook of Population Research* (S. 19–39)
- Bonney, Norman & Love, John. (1991). Gender and Migration. Geographical Mobility and the Wife's Sacrifice. *Sociological Review*, 39 (2), 335–348
- Bourdieu, Pierre. (1988). *Homo Academicus*. Stanford: Stanford University Press
- Bourdieu, Pierre. (1993a). *Kultursociologiska texter (Texts in Culture Sociology)*. Stockholm: Symposium
- Bourdieu, Pierre. (1993b). *The Field of Cultural Production. Essays on Art and Literature*. New York: Columbia University Press
- Bourdieu, Pierre. (2002). *Masculine Domination*. Stanford: Stanford University Press
- Callon, Michel. (1999). Some Elements of a Sociology of Translation. Domenstication of the Scallops and the Fishermen of S. Brieuc Bay. In Mario Biagioli (Ed.), *The Science Studies Reader* (S. 67–83). London: Routledge

- Connell, Robert W. & Wood, Julian. (2002). Globalization and scientific labour: patterns in a life-history study of intellectual workers in the periphery. *Journal of Sociology*, 38 (2), 167–190
- Connell, Robert W.; Wood, Julian & Crawford, June. (2005). The global connections of intellectual workers. *International Sociology*, 20 (1), 5–26
- Delicado, Ana. (2010). Going abroad to do science. Mobility trends and motivations of Portuguese researchers. *Science Studies*, 23 (2), 36–59
- Diaz-Briquets, Sergio & Cheney, Charles C. (2002). *Biomedical Globalization*. New Brunswick: Transaction Publ.
- Edqvist, Olle. (2006). *Internationalisering av svensk forskning* (Internationalization of Swedish Research). Stockholm: SISTER
- Edqvist, Olle. (2009). *Gränslös forskning* (Research Without Borders). Nora: Nya Doxa
- Eisenhart, Margaret A. & Holland, Dorothy C. (2001). Gender Constructs and Career Commitment. The Influence on Peer Culture on Women in College. In: Mary Weyer et. al. (Eds.), *Women, Science and Technology* (S. 26–35). London: Routledge
- Felt, Ulrike & Stöckelová, Tereza. (2009). Modes of Ordering and Boundaries that Matter in Academic Knowledge Production. In Ulrike Felt (Ed.), *Knowing and Living in Academic Research* (S. 41–126). Prague: Institute of Sociology of the Academy of the Sciences
- Fontes, Margarida. (2007). Scientific Mobility Policies: How Portuguese Scientists envisage the return home. *Science and Public Policy*, 34 (4), 284–298
- Fornahl, D.; Zellner, C. & Audretsch, David B. (2005). *The Role of Labour and Informal Networks for Knowledge Transfer*. Springer: New York
- Gaillard, Jacques & Gaillard, Anne Marie. (1997). Introduction: The International Mobility of Brains: Exodus or Circulation? *Science, Technology & Society*, 2 (2), 195–228
- Gerholm, Lena & Gerholm, Tomas. (1992). *Doktorshatten. (The PhD Cap)*. Stockholm: Carlssons Gill, Bryony. (2005). Homeward bound? The experience of return mobility for Italian scientists. *Innovation*, 18 (3), 319–337
- Green, Anne E. (1995). The Geography of Dual Career Households. *International Journal of Population Geography*, 1, 29–50
- Hannerz, Ulf. (1996). *Transnational Connections. Culture, People, Places*. London: Routledge
- Hirdman, Yvonne. (1988). Genussystemet (The Gender System). *Kvinnovetenskaplig tidskrift*, 9 (3), 49–63
- Hoddeson, Lillian & Daitch, Vickie. (2002). *True Genius. The Life and Science of John Bardeen. The Only Winner of Two Nobel Prizes in Physics*. Washington, D. C.: Joseph Henry Press
- Hoffman, D. (2009). Changing Academic Mobility Patterns and International Migration: What will academic mobility mean in the 21st century? *Journal of Studies in International Education*, 13 (3), 347–364
- Kerr, Anne. & Lorenz-Meyer, Dagmar. (2009). Working Together Apart. In Ulrike Felt (Ed.), *Knowing and Living in Academic Research* (S. 127–168). Prague: Institute of Sociology of the Academy of the Sciences
- Kimmel, Michael. (2003). Globalization and its mal(e) contents. The gendered moral and political economy of terrorism. *International Sociology*, 18 (3), 603–620
- Knorr Cetina, Karen. (1999). *Epistemic Cultures. How the sciences make knowledge*. Cambridge, MA: Harvard University Press
- Kruse, Corinna. (2006). *The Making of Valid Data*. Linköping: Linköping University
- Marcus, George. (1998). *Ethnography through Thick and Thin*. New Jersey: Princeton University Press
- Magnusson, Eva. (2006). *Han, hon och hemmet (Him, Her, and the Home)*. Malmö: Libris
- Mahroum, S. (2000). Scientists and global spaces. *Technology in Society*, 22, 513–523
- Mahler, Sarah J. & Pessar, Patricia R. (2006). Gender Matters. Ethnographers bring gender from the periphery toward the core of migration studies. *IMR*, 40 (1), 27–63

- McNeil, Laurie & Sher, Marc. (1998). *Report on the Dual-Career-Couple Survey*. Zugriff am 15. Mai 2010 unter www.physics.wm.edu/~sher/survey.html
- Melin, Göran. (1997). *Co-production of Scientific Knowledge*. Umeå: Umeå University
- Melin, Göran. (2003). Effekter av postdoktorala utlandsvistelser (Effects of Foreign Post Doctoral Visits). Stockholm: SISTER
- Melucci, Alberto. (1989). *Nomads in the Present*. Philadelphia: Temple University Press
- Moi, Toril. (1991). Appropriating Bourdieu. Feminist Theory and Pierre Bourdieu's sociology of Culture. *New Literary History*, 22 (4), 1017–1079
- Nader, L. (1972). Up the anthropologist. In Dell Hymes (Ed.), *Reinventing Anthropology* (S. 284–311). New York: Random House
- Nilsson, K. (2000). Dual university-graduate households in Sweden. *International Journal of Population Geography*, 6 (4), 287–301
- Novais, A. Q. (2009). *The Emergence of a 'new research persona' in the Context of the European Research Area*. The Mobility, Science and Culture conference, Nov 23–24 Braga 2009
- Parrenas, Rachel Salazer (2001). Transgressing the Nation-State: The Partial Citizenship and 'Imagined (Global) Community' of Migrant Filipina Domestic Workers. *Signs*, 26 (4), 1129–1154
- Pellegrino, A. (2001). Trends in Latin American Skilled Migration: 'Brain Drain' or 'Brain Exchange'? *International Migration*, 39 (5), 111–132
- Pettersson, Helena. (2007). *Boundaries, Believers and Bodies. A Cultural Analysis of Multidisciplinary Research Community*. Umeå: Umeå University
- Quinn, Susan. (1995). *Marie Curie. A Life*. New York: Simon & Schuster
- Rose, Hilary. (2001). Nine Decades, Nine Women, Ten Nobel Prizes. Gender Politics at the Apex of Science. In: Mary Wyer et al. (Eds.), *Women, Science, and Technology. A Reader in Feminist Science Studies* (S. 53–68). London: Routledge
- Schoug, Fredrik. (2004). På trappans första steg. Doktoranders och nydisputerade forskares erfarenheter av akademien (At the First Step of the Stair. New PhD's and Recent Researchers Experiences of the Academy). Lund: Studentlitteratur
- Sonnert, Gerhard & Holton, Gerald. (1996). *Gender Differences in Science Careers*. New Brunswick: Rutgers University Press
- Suchman, Lucy. (1987). *Plans and Situated Action. The problem of human-machine communication*. Cambridge: Cambridge University Press
- Traweek, Sharon. (1988). *Beamtimes and Lifetimes*. Cambridge: Harvard University Press
- Traweek, Sharon. (1995). Bodies of Evidence. Law and Order, Sexy Machines, and the Erotics of Fieldwork among Physicists. In Susan Foster (Ed.), *Choreographing History* (S. 211–228). Bloomington: Indiana University Press
- Traweek, Sharon. (2000). Faultlines. In Roddy Reid & Sharon Traweek (Eds.), *Doing Science + Culture* (S. 21–48). London: Routledge
- Valian, Virginia. (1998). *Why So Slow? The Advancement of Women*. Cambridge, MA: MIT Press
- Wagner, Izabella. (2006). Career Coupling. Career making in the elite world of musicians and scientists. *Qualitative Sociology Review*, 2 (3), 26–35
- Wagner, Izabella. (2009). Transmobility – Mobility in the Career of a Laboratory Researcher. Paper presented at The Mobility, Science, and Culture conference, Braga, 23–24 of November 2009
- Xie, Yu & Shauman, Kimberlee A. (2003). *Women in Science*. Cambridge, MA: Harvard University Press

Zur Person

Helena Pettersson, PhD in ethnology and gender studies, researcher at the Dept. of Culture and Media Studies at Umeå University in Sweden. In her current project, she is studying academic mobility among plant scientists. Focus of work: intersection of ethnology, gender studies and science & technology studies (STS), gender and information technology and masculinity and experimental practices among plasma physicists

Kontakt: Dept. of Culture & Media Studies/ Ethnology, Umeå University, SE 901 87 Umeå, Sweden, Tel.: + 46-(0)90-786 70 55

E-Mail: helena.pettersson@kultmed.umu.se

Franziska Fellenberg

Gilt Frauenförderung bei Studierenden als unfair? Eine Befragung zur Akzeptanz von Gleichstellungsmaßnahmen bei Studierenden in Deutschland und der Schweiz

Zusammenfassung

In einer Online-Befragung wurden Studierenden in Deutschland und der Schweiz drei Szenarien mit Gleichstellungsmaßnahmen vorgelegt. Die geschilderten Maßnahmen richteten sich an a) Studierende mit Migrationshintergrund, b) Studierende mit Kind und c) weibliche Studierende. Die teilnehmenden Personen wurden nach ihren Einstellungen zu diesen Maßnahmen befragt. Studierende in der Schweiz zeigten eine deutlich höhere Teilnahmebereitschaft als Studierende in Deutschland. Personen, die zur Zielgruppe einer Maßnahme gehörten, beurteilten diese positiver als Personen, die nicht dazugehörten. Unabhängig von der eigenen Gruppenzugehörigkeit wurde die Maßnahme für weibliche Studierende als unfairer eingeschätzt als die Maßnahmen, die sich an andere Zielgruppen richteten.

Schlüsselwörter

Gleichstellungsmaßnahmen, Einstellungen, Akzeptanz, Frauenförderung

Summary

Do graduate students consider affirmative action for women as unfair?
A survey of acceptance of affirmative action with graduate students in Germany and Switzerland

In an online survey, graduate students from Germany and Switzerland were presented with three scenarios involving affirmative action. The measures described were aimed at a) graduate students with a migration background, b) graduate students with a child and c) female graduate students. The participants were asked about their attitudes towards these measures. Graduate students in Switzerland showed a clear higher willingness to participate than graduate students in Germany. Persons who belong to the target group of a measure assessed the measure more positive than persons who did not. The measure for female graduate students was perceived as more unfair than measures for other groups, independently from the participant's own group membership.

Keywords

affirmative action measures, attitudes, acceptance, encouragement of women

1 Einleitung

Programme zur Herstellung von Chancengleichheit werden zunehmend auch an Hochschulen eingesetzt. Im Fokus stehen dabei überwiegend Wissenschaftlerinnen respektive die Unterstützung wissenschaftlicher Karrieren von Frauen. Eine weitere zentrale Zielgruppe stellen weibliche Studierende – insbesondere aus technischen und ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen – dar. Im vergangenen Jahrzehnt sind vor allem

Mentoringprogramme zum festen Bestandteil der Förderung von Studentinnen aus den sogenannten MINT-Fachrichtungen (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik) geworden, mit dem Ziel, Studienabbrüche zu verhindern oder den Einstieg ins Berufsleben zu erleichtern.

Zentral für die wirksame Umsetzung von Programmen zur Chancengleichheit ist eine möglichst breite Akzeptanz. Sie ist zum einen bei den Personen notwendig, die für die Implementierung solcher Maßnahmen verantwortlich sind, zum anderen aber auch bei den Zielpersonen selbst und den Personen, die Einfluss auf die Meinungen und Entscheidungen der Zielpersonen haben. Eigene Vorbehalte, aber auch negative Reaktionen anderer – seien es Studierende, Hochschulangehörige oder die Familie – können die Teilnahmebereitschaft verringern, selbst wenn die Zielpersonen durch das jeweilige Angebot profitieren könnten. Von verschiedenen AutorInnen wird darauf hingewiesen, dass die Akzeptanz von Gleichstellungsmaßnahmen an deutschen Hochschulen noch immer optimierungsbedürftig ist (z. B. Claus/Otto/Schinzel 2004; Roloff 2008; Schlegel 2004).

Dieser Beitrag beschäftigt sich damit, wie Studierende Gleichstellungsmaßnahmen beurteilen, die sich an studentische Zielgruppen richten. In einer Online-Befragung, die in Deutschland und der Schweiz¹ durchgeführt wurde, wurden den Teilnehmenden drei kurze Szenarien mit einander ähnlichen Gleichstellungsmaßnahmen geschildert. Hierbei handelte es sich um ausgeschriebene Weiterbildungsangebote einer Hochschule (ein Training, ein Coaching- und ein Mentoringprogramm). Systematisch variiert wurde die Zielgruppe. So richtete sich ein Angebot an *Studierende mit Migrationshintergrund*, ein weiteres an *Studierende mit Kind* und das letzte an *weibliche Studierende*. Die drei Weiterbildungsangebote waren per se nicht spezifisch auf eine Zielgruppe ausgerichtet, der Bezug wurde lediglich durch einen Satz am Ende des Szenariums hergestellt. Die ProbandInnen wurden gebeten zu beurteilen, a) wie attraktiv sie die drei Maßnahmen bewerteten, b) wie groß sie den Unterstützungsbedarf der jeweiligen Zielgruppe beurteilten, c) wie groß sie die Anzahl bereits vorhandener Maßnahmen einschätzten und d) wie groß sie die Benachteiligung anderer Personen durch die jeweilige Maßnahme wahrnahmen.

Dabei wurden drei zentrale Fragestellungen verfolgt:

1. Zunächst sollte überprüft werden, inwieweit Studierende in der Schweiz und in Deutschland die geschilderten Maßnahmen unterschiedlich beurteilen. Hierbei wurden alle vier genannten Urteilsdimensionen in die Analyse mit einbezogen.
2. Weiter sollte die Frage beantwortet werden, inwieweit Personen, die zur Zielgruppe einer Maßnahme gehören, diese anders beurteilen als Personen, die nicht der Zielgruppe angehören. Auch in diese Analyse wurden alle vier Urteilsdimensionen eingeschlossen.
3. Zuletzt sollte untersucht werden, ob die drei Maßnahmen, die sich an unterschiedliche Zielgruppen richten, als unterschiedlich fair bewertet werden. Als Merkmale von Fairness wurden die Einschätzung des Unterstützungsbedarfs der Zielgruppe, die geschätzte Anzahl vorhandener Maßnahmen und die subjektive Benachteiligung anderer durch die Maßnahme betrachtet.

1 Mein Dank gilt Frau Prof. Brigitte Liebig, die die Erhebung an Schweizer Hochschulen koordiniert und viele wertvolle Anregungen für diesen Beitrag gegeben hat.

2 Erhebungsinstrumente

2.1 Szenarien

Allen TeilnehmerInnen wurden die drei Szenarien mit Weiterbildungsangeboten vorgelegt. Die Szenarien beschrieben a) ein Bewerbungstraining für Studierende mit Migrationshintergrund, b) ein Mentoringprogramm für Studierende mit Kind und c) ein Coachingprogramm für weibliche Studierende. Anschließend bearbeiteten die ProbandInnen Fragen zu jedem Szenarium. Exemplarisch wird hier das Szenarium für weibliche Studierende abgedruckt:

Sie befinden sich in der Schlussphase Ihres Studiums. Da werden Sie auf die Ausschreibung eines Coaching-Programms aufmerksam. Dieses Coaching-Programm verspricht Unterstützung beim Übergang vom Studium ins Berufsleben mithilfe von Trainingseinheiten und persönlicher Beratung. Als Sie weiterlesen, sehen Sie, dass dieses Programm nur für weibliche Studierende angeboten wird.

Die beiden anderen Szenarien waren in Länge und Wortlaut diesem sehr ähnlich. Es wurden lediglich die Beschreibung des Weiterbildungsangebots sowie die Zielgruppe am Ende des Szenariums variiert.

2.2 Fragen zu den Szenarien

2.2.1 Attraktivität der Maßnahme

Zunächst sollte die subjektive Attraktivität des jeweiligen Weiterbildungsangebots eingeschätzt werden. Das zugehörige Item lautete: „Wie attraktiv erscheint Ihnen das Angebot unabhängig davon, ob Sie zur Zielgruppe gehören?“ Die Bewertung der Attraktivität erfolgte auf einer siebenstufigen Skala, deren Abstufungen mit eins bis sieben gekennzeichnet und an den Polen verbal mit „sehr unattraktiv“ und „sehr attraktiv“ verankert waren.

2.2.2 Unterstützungsbedarf der Zielgruppe

Hier wurde der subjektiv angenommene Unterstützungsbedarf der jeweiligen Zielgruppe erfragt. Das zugehörige Item lautete: „Denken Sie, dass Studierende mit Migrationshintergrund / Studierende mit Kind / weibliche Studierende eine besonders zu unterstützende Gruppe darstellen?“. Die Einschätzung sollte auf einer siebenstufigen Skala vorgenommen werden, deren Abstufungen mit den Ziffern eins bis sieben gekennzeichnet und deren Pole verbal mit „auf keinen Fall“ und „auf jeden Fall“ benannt waren.

2.2.3 Anzahl vorhandener Maßnahmen

Hierbei sollte der Umfang eingeschätzt werden, in dem Gleichstellungsmaßnahmen für die jeweilige Zielgruppe existierten. Dies wurde mit dem Item „Wie schätzen Sie die Anzahl vorhandener Maßnahmen zur Unterstützung von Studierenden mit Migrationshintergrund / Studierenden mit Kind / weiblichen Studierenden ein?“ erfragt. Die Antwort erfolgte auf einer siebenstufigen Skala mit den Abstufungen eins bis sieben und der Kennzeichnung „viel zu gering“ und „viel zu hoch“ an den beiden Polen.

2.2.4 Benachteiligung anderer durch die Maßnahme

Mit folgendem Item sollte die subjektiv wahrgenommene Benachteiligung anderer Personen durch die jeweilige Maßnahme erfasst werden: „Denken Sie, dass ein spezifisches Angebot, wie das beschriebene, andere Personengruppen in ungerechtfertigter Weise benachteiligt?“. Die Einschätzung erfolgte mithilfe einer siebenstufigen Skala mit den Abstufungen eins bis sieben, die zusätzlich an den Polen mit „überhaupt nicht“ und „sehr stark“ gekennzeichnet war.

2.3 Demografische Merkmale

Als demografische Merkmale wurden Geschlecht, Alter, eigene Mutter- bzw. Vaterschaft, Art der Hochschule (d. h. Universität oder Fachhochschule, an der die Person studierte), das Land des Hochschulstandorts sowie die Fachrichtung der Probandin bzw. des Probanden erfasst. Zudem wurde das Herkunftsland der Mutter und des Vaters erfragt sowie das Land, in dem die ersten fünf Lebensjahre verbracht worden waren.

3 Befragungsstichprobe

Die Befragungsstichprobe setzte sich aus insgesamt 981 Studierenden zusammen. Die Rekrutierung für die Online-Befragung erfolgte über Aufrufe per E-Mail über verschiedene Mail-Verteilerlisten sowie über Aushänge an Hochschulen und Fachhochschulen in Deutschland und der Schweiz. Die Beteiligung von Studierenden aus der Schweiz war mit 665 Personen mehr als doppelt so hoch wie die Beteiligung von deutschen Studierenden mit 316 Personen. 576 Personen studierten an einer Universität und 405 Personen an einer Fachhochschule. Die Stichprobe umfasste mehr Frauen ($n = 558$) als Männer ($n = 423$). Die befragten Personen waren zwischen 19 und 54 Jahre alt ($M = 26$; $SD = 4,94$). Von 12 Personen fehlte die Altersangabe. Nur 54 der Teilnehmenden hatten eigene Kinder. Als Studierende mit Migrationshintergrund wurden Personen klassifiziert, von denen entweder einer der beiden Elternteile im Ausland geboren wurde oder/und die selbst mindestens die ersten fünf Lebensjahre im Ausland verbracht hatten. Diese Merkmale trafen auf 260 Befragte zu. Die Teilnehmenden kamen aus unterschiedlichen Fachrichtungen, wobei sozialwissenschaftliche und technische Fächer mit einem Anteil von jeweils 22 % überwogen.

4 Ergebnisse

4.1 Die Bewertung von Gleichstellungsmaßnahmen in Deutschland und der Schweiz

Im Rahmen der Auswertung wurde zunächst überprüft, inwieweit sich die Studierenden in Deutschland und der Schweiz in ihren Urteilen über Gleichstellungsmaßnahmen unterschieden. Ein erster Hinweis auf unterschiedliche Bewertungen in beiden Ländern ergab sich bereits aus der Beteiligung an der Befragung. In Deutschland war diese ($n =$

667) deutlich geringer als in der Schweiz ($n = 319$). Dies deutet auf eine Distanz oder sogar Ablehnung von deutschen Studierenden gegenüber der Gleichstellungsthematik hin.

Zur weiteren Analyse von Unterschieden zwischen deutschen und Schweizer Studierenden wurden die Mittelwerte für die Einschätzungen a) Attraktivität der Maßnahmen, b) Unterstützungsbedarf der Zielgruppe, c) angenommene Anzahl vorhandener Maßnahmen und d) wahrgenommene Benachteiligung anderer einer Signifikanzprüfung mittels t-Test unterzogen. Im Folgenden wird nur auf die signifikanten Unterschiede eingegangen.

Die Analyse der subjektiven Attraktivitätseinschätzungen zeigte, dass Studierende in Deutschland die Maßnahmen für die Zielgruppen *Studierende mit Kind* ($M = 4,04$; $SD = 1,08$ / $t(971) = 3,44$; $p < .00$) und *weibliche Studierende* ($M = 4,07$; $SD = 1,02$ / $t(969) = 2,90$; $p < .00$) signifikant attraktiver einschätzten als Studierende an Schweizer Hochschulen ($M = 3,78$; $SD = 1,12$ / $M = 3,85$; $SD = 1,12$). Hinsichtlich des angenommenen Unterstützungsbedarfs sahen deutsche Studierende signifikant mehr Bedarf bei MigrantInnen ($M = 3,23$; $SD = 1,12$ / $t(974) = 2,60$; $p < .00$) und bei Studierenden mit Kind ($M = 3,96$; $SD = 1,12$ / $t(646,93) = 5,71$; $p < .00$) als die Schweizer Befragten ($M = 3,03$; $SD = 1,14$ / $M = 3,52$; $SD = 1,17$). Die geringere Teilnahmebereitschaft und die positiveren Bewertungen an den deutschen Hochschulen weisen darauf hin, dass in Deutschland vor allem solche Personen an der Studie teilgenommen haben, die Gleichstellungsmaßnahmen eher positiv gegenüberstanden. Somit scheint es sich aufseiten der deutschen Studierenden um eine selektive Stichprobe zu handeln.

4.2 Unterschiede in der Bewertung zwischen Zielpersonen und Personen, die nicht zur Zielgruppe gehörten

In einem weiteren Schritt wurde analysiert, inwieweit die Bewertung einer Maßnahme davon abhängig war, ob die befragte Person selbst zur Zielgruppe gehörte oder nicht. Dabei wurden die Einschätzungen der potenziellen NutznießerInnen mit der Gruppe der Personen, die nicht zur Zielgruppe gehörten, mittels t-Test verglichen. Wiederum wurden die Bewertungsdimensionen a) Attraktivität der Maßnahme, b) wahrgenommener Unterstützungsbedarf der Zielgruppe, c) Anzahl bereits vorhandener Maßnahmen und d) Benachteiligung anderer untersucht. Die Analyse wurde für jedes der drei vorgegebenen Szenarien separat durchgeführt. Mittelwerte und Standardabweichungen sind in Tabelle 1 dargestellt. Im Folgenden werden nur die signifikanten Mittelwertunterschiede berichtet.

Maßnahme für Studierende mit Migrationshintergrund: Die Anzahl vorhandener Maßnahmen für Studierende mit Migrationshintergrund wurde von der Zielgruppe signifikant geringer eingeschätzt als von Personen ohne Migrationshintergrund ($t(953) = 3,11$; $p < .00$). Die Benachteiligung anderer durch diese Maßnahme wurde von der Zielgruppe ebenfalls signifikant geringer eingeschätzt als von Studierenden ohne Migrationshintergrund ($t(971) = 2,44$; $p = .02$).

Maßnahme für Studierende mit Kind: Ein ähnliches Bild ergibt sich beim Blick auf die Maßnahme für Studierende mit Kind. Die Anzahl der Maßnahmen wurde von der Zielgruppe signifikant geringer eingeschätzt als von Personen ohne Kind ($t(956) = 2,43$; $p = .02$). Ebenso wurde die Benachteiligung anderer von Personen mit Kind als signifikant geringer angesehen als von Personen ohne Kind ($t(965) = 3,51$; $p < .00$).

Maßnahme für weibliche Studierende: Hier zeigten sich Unterschiede in der Bewertung am deutlichsten. Die Attraktivität dieser Maßnahme wurde von weiblichen Studierenden signifikant höher eingeschätzt als von männlichen Studierenden ($t(773,49) = 5,27$; $p < .00$). Den Unterstützungsbedarf von weiblichen Studierenden schätzte die Zielgruppe selbst signifikant größer ein als männliche Studierende ($t(942,46) = 12,18$; $p < .00$). Die Anzahl vorhandener Maßnahmen wurde von der Zielgruppe signifikant geringer eingeschätzt als von ihren männlichen Kommilitonen ($t(791,64) = -10,51$; $p < .00$). Die Benachteiligung anderer Personen durch diese Maßnahme beurteilten männliche Studierende signifikant gravierender als weibliche Studierende ($t(903,40) = -7,66$; $p < .00$).

Tabelle 1: Mittelwerte und Standardabweichungen für die Einschätzungen von Gleichstellungsmaßnahmen von Personen, die zur Zielgruppe gehören, und Personen, die nicht zur Zielgruppe gehören

	Attraktivität		Unterstützungsbedarf		Anzahl der Maßnahmen		Benachteiligung anderer	
	M	SD	M	SD	M	SD	M	SD
Maßnahme für Studierende mit Migrationshintergrund								
ZG	3,69	1,12	3,07	1,15	2,59	.85	3,00	1,32
Nicht ZG	3,74	1,02	3,10	1,13	2,78	.82	3,22	1,24
Maßnahme für Studierende mit Kind								
ZG	3,92	1,22	3,75	1,14	2,15	.89	2,36	1,19
Nicht ZG	3,87	1,11	3,65	1,17	3,46	.87	3,00	1,31
Maßnahme für weibliche Studierende								
ZG	4,09	.96	2,74	1,20	2,78	.75	3,38	1,29
Nicht ZG	3,71	1,21	1,86	1,04	3,36	.91	4,01	1,24

ZG = Zielgruppe; Nicht ZG = Nicht Zielgruppe

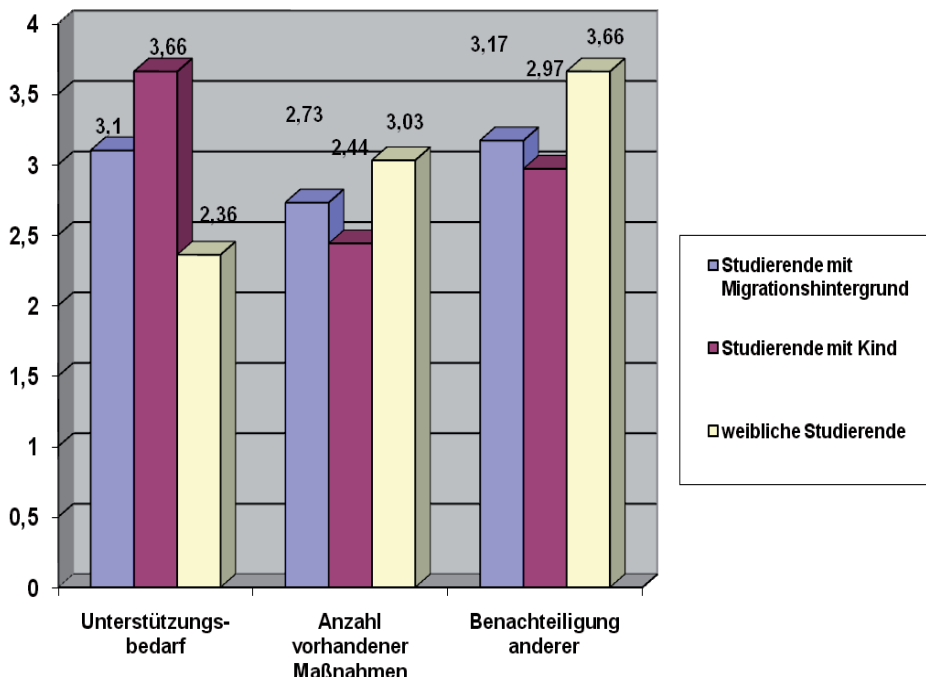
4.3 Die Bewertung von Gleichstellungsmaßnahmen für verschiedene Zielgruppen

In einem letzten Schritt wurde geprüft, ob die geschilderten Gleichstellungsmaßnahmen in Abhängigkeit von der Zielgruppe, an die sie sich richteten, als unterschiedlich fair beurteilt wurden. Die Analyse der Fairnessbeurteilung bezog a) die Einschätzung des Unterstützungsbedarfs der Zielgruppe, b) die Anzahl bereits vorhandener Maßnahmen und c) die eingeschätzte Benachteiligung anderer Personen mit ein (siehe Abb. 1). Die Bewertungen der drei beschriebenen Maßnahmen wurden mittels einer einfaktoriellen Varianzanalyse mit Messwiederholung einem statistischen Signifikanztest unterzogen. Es zeigten sich signifikante Mittelwertunterschiede sowohl für den wahrgenommenen Unterstützungsbedarf der drei Zielgruppen ($F(1,962) = 12201,09$; $p < .00$) als auch für die Anzahl vorhandener Maßnahmen ($F(1,937) = 17866,06$; $p < .00$) und für die Benachteiligung anderer Personen ($F(1,956) = 9797,70$; $p < .00$).

Da dieses Verfahren mit der Software SPSS keine Rückschlüsse erlaubt, welche der Mittelwerte signifikante Unterschiede aufweisen, wurden in einem weiteren Schritt die

Mittelwerte für die einzelnen Zielgruppen mittels t-Tests für abhängige Stichproben auf signifikante Unterschiede überprüft. Die Ergebnisse zeigen, dass Studierenden mit Kind ($M = 3,66$; $SD = 1,17$) signifikant mehr *Unterstützungsbedarf* zugeschrieben wurde als Studierenden mit Migrationshintergrund ($M = 3,1$; $SD = 1,13$) ($t(971) = -13,12$; $p < .00$) und weiblichen Studierenden ($M = 1,21$; $SD = 1,21$) ($t(963) = 28,21$; $p < .00$), wobei der Unterstützungsbedarf von Studierenden mit Migrationshintergrund immer noch signifikant größer bewertet wurde als der von weiblichen Studierenden ($t(964) = 16,57$; $p < .00$). Dagegen wurde die *Anzahl vorhandener Gleichstellungsmaßnahmen* für die Zielgruppe „Studentinnen“ ($M = 3,03$; $SD = .87$) signifikant höher eingeschätzt als für die Zielgruppen „Studierende mit Migrationshintergrund“ ($M = 2,73$; $SD = .83$) ($t(942) = -9,24$; $p < .00$) und „Studierende mit Kind“ ($M = 2,44$; $SD = .87$) ($t(948) = -17,87$; $p < .00$). Die Anzahl der Maßnahmen für Studierende mit Migrationshintergrund wurde dabei noch signifikant größer ($t(945) = 8,90$; $p < .00$) geschätzt als die für Studierende mit Kind. *Die Benachteiligung anderer* wurde bei der Maßnahme für Studentinnen ($M = 3,66$; $SD = 1,30$) signifikant größer beurteilt als bei den Maßnahmen für Studierende mit Migrationshintergrund ($M = 3,17$; $SD = 1,26$) ($t(959) = -11,21$; $p < .00$) und für Studierende mit Kind ($M = 2,97$; $SD = 1,31$) ($t(957) = -15,75$; $p < .00$). Dabei wurde die Benachteiligung anderer durch die Maßnahme für Studierende mit Migrationshintergrund noch signifikant größer ($t(965) = 4,55$; $p = .000$) bewertet als durch die Maßnahme für Studierende mit Kind.

Abbildung 1: Mittlere Einschätzungen des Unterstützungsbedarfs, der Anzahl vorhandener Maßnahmen und der Benachteiligung anderer durch die Maßnahmen für die Zielgruppen „Studierende mit Migrationshintergrund“, „Studierende mit Kind“ und „weibliche Studierende“



5 Zusammenfassung und Diskussion

In einer Online-Befragung wurden Studierende in Deutschland und der Schweiz zu ihren Einstellungen gegenüber Gleichstellungsmaßnahmen für verschiedene studentische Zielgruppen befragt. Verglichen wurden die Einschätzungen der deutschen und Schweizer Studierenden, der Zielgruppe und anderer Studierender sowie die Einschätzungen aller Befragten für unterschiedliche Zielgruppen.

Der Vergleich beider Nationen zeigte eine deutlich höhere Teilnahmebereitschaft der Schweizer Studierenden. Zudem gibt es Hinweise darauf, dass es sich bei den teilnehmenden deutschen Studierenden um eine selektive Stichprobe handelt, die Gleichstellungsmaßnahmen prinzipiell aufgeschlossener gegenüberstand als der Durchschnitt der Studierendenschaft. Dies deutet darauf hin, dass Studierende an deutschen Hochschulen der Gleichstellungsthematik generell geringeres Interesse entgegenbringen bzw. ihr mit größerer Ablehnung begegnen als Schweizer Studierende.

Die Analyse von Unterschieden zwischen Personen, die zur Zielgruppe der jeweiligen Maßnahme gehörten, und solchen, die nicht dazugehörten, zeigte, dass eine Maßnahme grundsätzlich anders bewertet wird, wenn eine Person selbst zu den potenziell Nutznießenden zählt. So wurde sowohl die Anzahl bereits vorhandener Maßnahmen als auch die Benachteiligung anderer von allen drei befragten Zielgruppen signifikant geringer eingeschätzt als von den Personen, die nicht zur Zielgruppe gehörten. Die weiblichen Studierenden schätzten zudem die Maßnahme, die sich an sie selbst richtete, signifikant attraktiver ein und sahen bei ihrer Gruppe mehr Unterstützungsbedarf als männliche Studierende.

Die Ergebnisse belegen darüber hinaus, dass Gleichstellungsmaßnahmen für verschiedene Zielgruppen prinzipiell unterschiedlich bewertet werden. Der Vergleich der Urteile für unterschiedliche Zielgruppen ergab, dass das Szenarium für weibliche Studierende gegenüber den anderen Szenarien insgesamt als unfairer beurteilt wurde. Denn im Vergleich zu den beiden anderen Maßnahmen wurde der Unterstützungsbedarf der weiblichen Zielgruppe signifikant geringer, die Anzahl bereits vorhandener Maßnahmen signifikant höher und die Benachteiligung anderer signifikant größer eingeschätzt. Dass sich dieses Ergebnis trotz der selektiven Stichprobe auf deutscher Seite zeigte, macht besonders deutlich, dass Gleichstellungsmaßnahmen für weibliche Studierende weniger Akzeptanz erfahren als Maßnahmen für andere Zielgruppen. Die meiste Akzeptanz erfuhr die Maßnahme für Studierende mit Kind.

Zusammenfassend legen diese Ergebnisse nahe, dass es für die Implementierung von Gleichstellungsmaßnahmen – insbesondere an deutschen Hochschulen – wichtig ist, deren Akzeptanz zu erhöhen. Dies gilt in besonderem Maße für Angebote, die sich an weibliche Studierende richten. Die Erhöhung von Akzeptanz sollte auch Personen mit einbeziehen, die selbst nicht zur Zielgruppe der Maßnahme gehören bzw. gehören könnten.

Literaturverzeichnis

- Claus, Regina; Otto, Anne & Schinzel, Britta. (2004). Gender Mainstreaming im diversifizierten Feld einer Hochschule: Bedingungen – Akzeptanz – Strategie. Erfahrungen aus dem Notebook-University-Projekt F-MoLL, *IIG-Berichte 01/04*
- Roloff, Christine. (2008). Geschlechtergerechtigkeit als Reformstrategie oder: Gleichstellung als Teil der Hochschulreform. *Perspektiven der Hochschulforschung* (S. 309–329). München: USP Publishing
- Schlegel, Uta. (2004). Akzeptanz von Frauenfördermaßnahmen und Gender Mainstreaming – am Beispiel einer Studierendenbefragung in Sachsen-Anhalt. In Heidemarie Wüst (Hrsg. im Auftrag der BuKoF), *Gender konkret! Chancengleichheit von Frauen an Fachhochschulen. Dokumentation der Fachtagung 2003* (S. 55–80). Berlin: Technische Fachhochschule

Zur Person

Franziska Fellenberg, Dr., Nationales Bildungspanel (NEPS)/Universität Bamberg. Arbeitsschwerpunkte: Bildungsforschung, Mentoring, Gender Studies
Kontakt: Nationales Bildungspanel NEPS, Wilhelmsplatz 3, 96052 Bamberg
E-Mail: franziska.fellenberg@uni-bamberg.de

Controlling von Gleichstellungspolitik als Organisationsentwicklung der Hochschule: die Gender Balanced Scorecard

Zusammenfassung

Der Systemdiskurs in der Genderforschung hat dazu geführt, dass neue Entwicklungen der Hochschulpolitik analysiert und dekonstruiert werden können. Gleichstellungspolitik wird entsprechend neu definiert als Strategie der Organisationsentwicklung an Hochschulen, der Mechanismen der Steuerung bzw. des Controllings inhärent sein müssen. Die „Gender Balanced Scorecard“ stellt ein solches Steuerungsinstrument mit Indikatoren zur Messung der Zielerreichung und Effektivität von Gleichstellungspolitik dar, das quantifizierbare Daten über Veränderungsprozesse im Rahmen von Organisationsentwicklung an Hochschulen erfasst. Ziel ist es dabei, gleichstellungspolitische Maßnahmen in ihrem Input, Output und Outcome zu messen, dabei aber die Ziele der Gleichstellung aufrechtzuerhalten.

Schlüsselwörter

Gleichstellung an Hochschulen, Gender Mainstreaming, Diversity Management, Organisationsentwicklung, Change Management, Controlling, Ökonomisierung, Gender Balanced Scorecard

Summary

Controlling of Gender Equity Policy as Organizational Development at Universities: the Gender Balanced Scorecard

The systemic discourse in gender research has led to the analysis and deconstruction of new developments in higher education policy. Accordingly, gender equity policy is redefined as a strategy of organizational development at universities, which has to comprise mechanisms of controlling.

The “Gender Balanced Scorecard” constitutes such a controlling instrument with indicators for measuring the achievement of objectives and the effectiveness of gender equity policy, which collects quantifiable data on processes of change as part of organizational development at universities. The aim is to measure gender political measures in terms of their input, output and outcome, while still maintaining the objective of equality.

Keywords

Gender Equity Policy, Gender Mainstreaming, Diversity Management, Organizational Development, Change Management, Controlling, Economization, Gender Balanced Scorecard

Einleitung

Gleichstellungspolitik und -forschung haben eine neue Dimension erreicht. Die empirischen Studien der jüngsten Zeit zeigen, dass die Gleichstellungspolitik, die von der Frauenforschung in den 1970er Jahren mit der Verbindung zur politischen Praxis begründet wurde (Fox Keller/Longino 1996; Fox Keller 2004: 7; Harding 1991: 11), in eine vierte Phase eingetreten ist, nämlich den Systemdiskurs. Gleichstellung erhebt damit den Anspruch auf Organisationsentwicklung der Hochschule und zieht Veränderungen auf der organisationalen, interaktionalen und personalen Ebene nach sich. Eine gendertheoretische Fundierung von Gleichstellungspolitik kann durch die Theorie des

„Organization and Gender“ (Acker 1990, 1998; Hochschild 1998; de Bruijn 1994; Itzin 1995; Ridgeway 2001) geleistet werden, deren Ergebnisse können auf die Hochschule übertragen werden (vgl. dazu Macha et al. 2011: 7–20; Macha et al. 2010; Macha/Fahrenwald 2007; Paseka 2007; Allmendinger/Podsiadlowski 2001).

Gleichstellungspolitik hat aber auch durch die Hochschulpolitik Deutschlands und der Europäischen Union (EU) eine neue Richtung eingeschlagen, indem durch die Ökonomisierung der Hochschulen und die damit verbundene Orientierung am „New Public Management“ (NPM) und an marktwirtschaftlichen Prinzipien ein Wechsel von der Input- zur Output-Steuerung erfolgt (Macha et al. 2011: 25f.; Münch 2009a, 2009b; Siemienska/Zimmer 2007). Gleichstellung muss von daher neu konzipiert werden, wobei die Ziele und Prinzipien der Geschlechtergerechtigkeit nicht aufgegeben werden dürfen.

In diesem Beitrag wird folgender Gedankengang entfaltet: Zunächst wird die aktuelle Hochschulentwicklung unter dem Stichwort „Ökonomisierung der Hochschule“ skizziert. Danach wird die neue Perspektive der Gleichstellungspolitik als Organisationsentwicklung dargestellt, die heute anhand von vorgegebenen ökonomischen Instrumenten sowohl auf EU- als auch auf Bundesebene gestaltet wird. Dabei wird die Notwendigkeit der Entwicklung von feministischen Zielen der Gleichstellung hervorgehoben. Anschließend wird ein Instrument zur Messung der Wirkungen, Ziele und Inhalte von Gleichstellung an Hochschulen und ihrer Nachhaltigkeit vorgestellt, die „Gender Balanced Scorecard“.

Den wissenschaftlichen Hintergrund bilden zwei aktuelle empirische Studien zur Gleichstellungspolitik: „Gleichstellung und Diversity an der Hochschule“ (Macha et al. 2010) und „Die Hochschule strukturell verändern: Gleichstellung als Organisationsentwicklung an Hochschulen“ (Macha et al. 2011). Zudem liegen Erfahrungen mit der Beratung von zahlreichen Hochschulen und anderen Bildungsorganisationen bei der Konzeptionierung und Durchführung der Gleichstellungspolitik durch das „Gender Zentrum Augsburg“ vor. Diese zentrale Einrichtung der Universität Augsburg hat sich auf Gleichstellungs- und Genderforschung sowie wissenschaftliche Weiterbildung spezialisiert.

1 Ökonomisierung der Organisation Hochschule und Gleichstellungspolitik

Die europäische Hochschul- und Wissenschaftslandschaft befindet sich in einem weit reichenden Umbruch. Durch die „Ökonomisierung der Hochschulen“, die auch von bundesdeutschen Ministerien verordnet wird (Münch 2009a, 2009b), die Orientierung an Begrifflichkeiten der Ökonomie wie Effektivität oder Exzellenz und die Messbarkeit des Effekts am Output statt wie bisher am wissenschaftlichen Outcome werden die Hochschulen nach dem letzten Hochschulrahmengesetz entscheidend und tiefgreifend umstrukturiert (Kahlert 2003; Macha/Handschuh-Heiß 2008; Münch 2009a; 2009b; Siemienska/Zimmer 2007). Staatliche Richtlinien für die Hochschulpolitik werden zunehmend durch markt- und betriebswirtschaftliche Organisations- und Steuerungsmuster ergänzt und durch Mechanismen der Kontextsteuerung ersetzt, die durch unspezifische Zielvorgaben wie „Exzellenz“ oder „Innovation“ charakterisiert sind.

Die Universität wird dadurch als Unternehmen betrachtet, in das Managementstrukturen und Leistungsanreize eingeführt werden. Sie muss sich dem nationalen und internationalen Wettbewerb stellen und Leistungsstandards definieren, an denen die wissenschaftlichen Leistungen gemessen werden. Als Indikatoren der Leistungskontrolle dienen beispielsweise die Anzahl internationaler Forschungsk Kooperationen, die Höhe eingeworbener Drittmittel, die Zahl der Publikationen in Fachzeitschriften, die Anzahl der produzierten AbsolventInnen nach Abschlüssen oder die Anzahl des wissenschaftlichen Nachwuchses. Aber auch die Profilbildung, die Einführung von Globalbudgets oder leistungsabhängige Finanzierungsmodelle zählen zu den zentralen Steuerungs- und Evaluationssystemen. Ziel ist es, den Wettbewerb um finanzielle und personelle Ressourcen zwischen den und innerhalb der Hochschulen zu erhöhen:

„Universitäten werden als staatliche Dienstleistungsunternehmen aufgefasst, die Leistungen für die Gesellschaft im Bereich von Forschung und Lehre, Wissenstransfer, Wirtschaftsförderung oder Kultur erbringen. Dabei stehen sie national wie international in Konkurrenz zu anderen Hochschulen, Bildungs- und Forschungseinrichtungen“ (Amrhein 1998: 41ff.).

Der Staat wird somit zum Change-Agent, Ministerien zu Shareholdern, die Hochschulleitung zum Management des „Unternehmens Hochschule“, Studierende zu Stakeholdern, die durch die Einführung der Studiengebühren Macht über den „Markt“ erhalten sollen. Entsprechend hat sich auch die Struktur der staatlichen Forschungsförderung in Deutschland entscheidend gewandelt: Gelder fließen primär in wenige Exzellenzcluster an Universitäten. Auch die Förderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) unterstützt eher große Forschungsverbände bewährter Groß-Einrichtungen. Die kreative Forschung, die sich langsam aufbaut und auch einmal Irrwege braucht, findet immer weniger GeldgeberInnen. Die Geisteswissenschaften werden nun ebenso wie die Naturwissenschaften einer auf Lenkungswirkung berechneten Kosten-Leistung-Rechnung unterworfen (KLR), deren Kriterien für die Bewertung der Forschung jedoch nicht ausgereift sind (vgl. ZfPäd, Heft 2/2009; Münch 2009a; Siemienska/Zimmer 2007).

Insofern stehen Hochschulen vor der Herausforderung, den schmalen Grat zwischen marktwirtschaftlicher Freiheitsrhetorik und der Kontrolle durch den Staat zu vollziehen, denn Zielvereinbarungen stellen noch immer das zentrale Instrumentarium der Länderministerien dar, um die Hochschulen – analog zu den Gesetzen des Marktes – von staatlicher Seite aus zu kontrollieren (Siemienska/Zimmer 2007). Die Ziele des „New Public Management“, nämlich der Wechsel von der Input- zur Output-Steuerung, sollen durch folgende Aspekte erreicht werden: „Kundenorientierung“ fördern, mehr unternehmerischer Handlungsspielraum für die Verwaltungen, Kosten- und Leistungstransparenz schaffen, die Qualität der Produkte optimieren und fundierte Kontrollmöglichkeiten implementieren. Die vormals geschlossenen kognitiven Anstalten Hochschule müssen sich diesen neuen Steuerungsmechanismen und Wettbewerbsprinzipien, dem „intellektuellen Kapitalismus“ (Münch 2009b: 263), öffnen, um im internationalen Wettbewerb um die besten WissenschaftlerInnen, die innovativsten Forschungsergebnisse und die leistungsstärksten StudentInnen bestehen zu können.

Gleichstellungspolitik muss die Kritik der Ökonomisierung analysieren. Zugleich ist sie gezwungen, die Bewertung ihrer Maßnahmen mit ökonomischen Kriterien zu vollziehen, da auch sie in die Zielvereinbarungen und andere Steuerungsinstrumente

eingebunden ist. Die DFG-Gleichstellungsstandards binden zudem Forschungsförderung eng an Gleichstellungspolitik, sodass mehr Druck für verbindliche quantitative Zielvereinbarungen zur Gleichstellung entsteht (DFG 2008). Es werden deshalb eine kritische Analyse und Distanz und gleichzeitig der Versuch empfohlen, die Visionen und Ziele der feministischen Genderforschung in die Organisationsentwicklung mit Gleichstellung zu implementieren.

2 Gleichstellung als Organisationsentwicklung

Im Zuge dieser Wandlungen halten Qualitätsmaßstäbe auch in die ursprünglich feministisch begründete Gleichstellungspolitik Einzug (Siemienska/Zimmer 2007: 45; Paseka 2007: 20). Die Hochschulen sind nach § 5 des HRG verpflichtet, den Gleichstellungsauftrag wahrzunehmen. Auch Gleichstellungspolitik wird nun an Zielvereinbarungen, Konzepten, Maßnahmen und Effektivität orientiert. Ohne weitere theoretische Debatte werden die Grundzüge des betriebswirtschaftlichen Denkens auch für Gleichstellung übernommen und implementiert.

Die Rolle der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten wandelt sich in diesem Prozess von der bottom-up agierenden Verantwortlichen hin zu einer Managerin im Status eines zeitweiligen Mitglieds der Hochschulleitung mit Aufgaben der Konzeptionierung, Planung, Implementierung und des Controlling/der Evaluation des gleichstellungspolitischen Prozesses. Bislang ist die Frauen- oder Gleichstellungsbeauftragte qua Amt und wissenschaftlicher Expertise die Managerin und Ideengeberin für Gleichstellungspolitik. Sie ist deshalb auch verantwortlich am Prozess der Gleichstellung beteiligt und erlebt eine Ausweitung ihrer Aufgaben (Macha/Struthmann 2011). Sie setzt die gleichstellungspolitische Konzeptionierung in „reziproker Interferenz“ mit der Hochschulleitung um (Macha et al. 2011).

Gleichstellungspolitik an Hochschulen wird heute als Prozess der Organisationsentwicklung aufgefasst (Macha/Fahrenwald 2007: 5; Macha/Handschuh-Heiß 2008: 60; Macha et al. 2010; Macha et al. 2011: 20–24; Paseka 2007: 87). Das bedeutet, dass sie eine langfristige und nachhaltige Veränderung der gesamten Organisation Hochschule aufgrund von Zielen und Visionen der Geschlechtergerechtigkeit anstrebt. Ein Entwurf zu einer Theorie der Gleichstellungspolitik als Organisationsentwicklung wird auf der Basis des internationalen Forschungsstandes entwickelt (Macha et al. 2010: 17–44; Macha et al. 2011; Acker 1990, 1998; Hochschild 1998; Itzin/Newman 1995; de Bruijn/Cyba 1994; Ridgeway 2001; Metz-Göckel 2000; Frey 2003; Blome et al. 2005; Süsmuth 2007: 16ff.; 21ff.; Siemienska/Zimmer 2007: 60ff.).

Der Prozess der Gleichstellung erfüllt die Kriterien der Organisationsentwicklung wie Zielorientierung, Verpflichtung auf eine Vision, Gründung von kollektiven AkteurInnen, Steuerungsgruppen zu deren Vernetzung, frühe Information und Gender-Training für die Hochschulleitung, Prozessorientierung bei der weiteren Durchführung und dem Controlling (Macha/Fahrenwald 2007; Macha et al. 2010).

Gender Mainstreaming ist derzeit die leitende Strategie der Gleichstellungspolitik. Auch sie wird als Organisationsentwicklung (OE) verstanden und wie folgt definiert: Gender Mainstreaming ist ein „längerfristig angelegter, nachhaltiger Entwicklungs- und

Veränderungsprozess von Organisationen und der in ihnen tätigen Menschen“ (Paseka 2007: 203; GOE 2005a).

Organisationsentwicklung mit Gleichstellung zielt auf eine vertiefte und nachhaltige Weiterentwicklung der Organisation Hochschule auf der individuellen, kollektiven und organisationalen Ebene ab hin zu Geschlechtergleichheit. Sie verfolgt dabei einen systemkritischen Ansatz und eine Gender-Equality-Perspektive. In Gender-Daten-Analysen werden daher Routinen erfasst, wie etwa in Berufungsverfahren, wenn Kriterien zuungunsten von Frauen umdefiniert werden und mit zwei geschlechtsspezifischen Maßstäben gemessen wird. Dabei wird auch im Sinne des Diversity-Management- sowie des Intersektionalitäts-Diskurses die Verwobenheit mit anderen Strukturkategorien wie Schicht/Klasse, Ethnie, Behinderung, Alter und sexueller Orientierung bedacht. Selektionsmechanismen werden analysiert und dekonstruiert, sodass Gleichheit in der Hochschule als Ziel wahrscheinlicher wird.

Organisationsentwicklung mit und durch Gleichstellungspolitik an Hochschulen ist bestimmt durch das Ziel und die Vision von der Gleichheit der Geschlechter und der Erreichung gleicher Teilhabechancen. Diskriminierungsfreiheit bestimmt das Ziel negativ, positiv wird es durch eine „Balance der Geschlechter“ bestimmt, zum Beispiel durch das Kaskadenmodell (DFG 2008) oder die 50%-Regel für beide Geschlechter in allen Statusgruppen und Führungspositionen.

3 Controlling des Prozesses der Organisationsentwicklung durch Gleichstellungspolitik: die Gender Balanced Scorecard

Wenn man sich einer Gleichstellungspolitik der Zielorientierung verpflichtet, sollten auch die Effekte der Anstrengungen evaluiert und mit qualitativen und quantitativen Daten belegt werden. Gleichzeitig sollten ökonomische Instrumente kritisch übernommen werden. Wir haben deshalb im Forschungsprojekt „Gender Mainstreaming an Hochschulen – Bilanzierung und Optimierung“ (Macha et al. 2011) ein neues Instrument mit Indikatoren für die Zielerreichung von Gleichstellungspolitik entwickelt, die Gender Balanced Scorecard. Sie gestattet es, die zentralen nachhaltigen Veränderungen in der Organisation durch Gleichstellungspolitik an der Hochschule abzubilden. Sie geht auf einen Entwurf von Floeter-van Wijk (2007) zurück, der weiterentwickelt wurde. Auf der Basis der Balanced Scorecard, wie sie in der Ökonomie entwickelt wurde (Kaplan et al. 1998), werden der Input, der Output und der Outcome der Gleichstellungsstrategie gemessen und belegt. Die Gender Balanced Scorecard dient im Rahmen der Organisationsentwicklung mit Change-Management-Strategien und der Ausrichtung an strategischen Zielen der Effektivitätskontrolle. Es gibt demnach vier Indikatoren für Effekte und Controlling: Finanzen, KundInnen, Prozesse und MitarbeiterInnen.

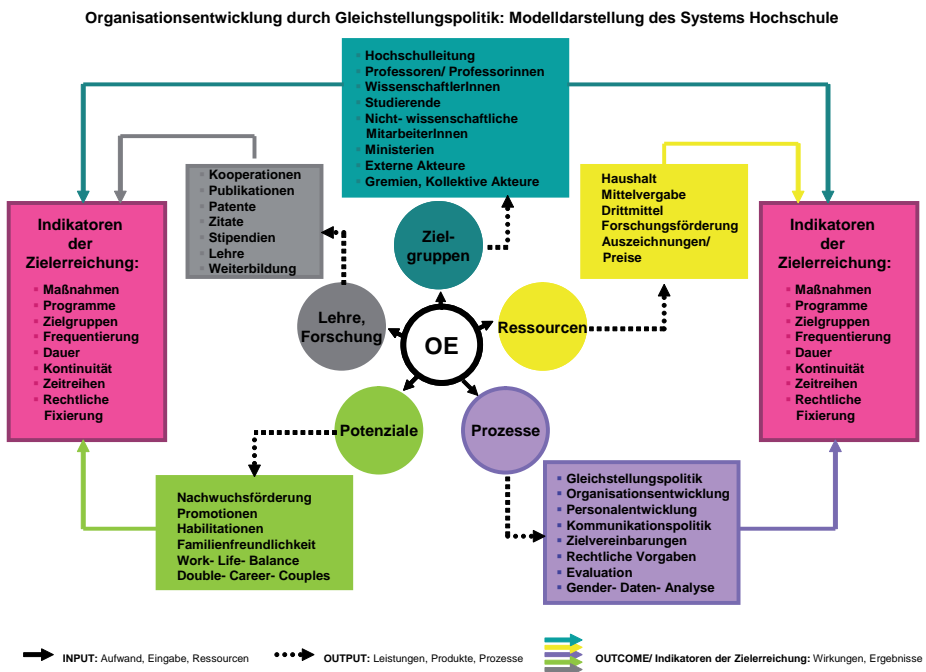
Diese Indikatoren werden für die Gender Balanced Scorecard erweitert und es werden quantitative und qualitative Daten gemessen. Zunächst formuliert jede Hochschule für den Prozess der Organisationsentwicklung Ziele für Gleichstellung. Diese sind auf fünf zentrale Bereiche des Prozesses bezogen:

1. „Zielgruppen“ der Gleichstellung

2. „Ressourcen“ – finanzieller, personeller und zeitlicher Input für Gleichstellung
3. „Potenziale“ – Potenzialentwicklung und Personalentwicklung der TeilnehmerInnen
4. „Prozesse“ – Maßnahmen und Programme der Gleichstellung
5. „Lehre und Forschung“ – Genderforschung an Hochschulen und Gender in der Lehre oder Output an Lehrveranstaltungen zu Genderthemen und Projekte der Genderforschung

Gemessene Indikatoren sind: Maßnahmen, Programme, Zielgruppen, Nachfrage, Dauer einer Maßnahme, Kontinuität, Zeitraster, juristische Fixierung. Sie geben jeweils an, welche quantitativen Daten und qualitativen Veränderungen gemessen werden. Dadurch ergeben sich Kennzahlen für die Gleichstellung. Abbildung 1 verdeutlicht die messbaren Veränderungen im Prozess der OE mit Gleichstellung.

Abbildung 1: System Hochschule: Organisationsentwicklung durch Gleichstellungspolitik



1. Zielgruppen

Mit Zielgruppen sind diejenigen Gruppen gemeint, die in den Prozess der Gleichstellung einbezogen sind, sei es als einzelne oder kollektive AkteurInnen oder als TeilnehmerInnen von Maßnahmen. Dies können alle Statusgruppen der Universität sein. Am Beispiel des Familienservice kann man messen, wie viele Eltern unter den Studierenden und den Statusgruppen „WissenschaftlerInnen“ und „Nicht-WissenschaftlerInnen/

Verwaltung“ als Zielgruppe familienfreundlicher Maßnahmen teilgenommen haben. Es zeigt sich, dass die Verfügbarkeit von Kinderbetreuung mit einem qualitativ hochwertigen Angebot die Nachfrage ansteigen lässt und dass die Erfüllung des Wunsches nach Kindern steigt.

2. Ressourcen

Der Input an Finanzen für Gleichstellung und genderrelevante Geldflüsse in der Hochschule wird mit der Methode des Gender Budgeting gemessen und damit datenmäßig erfasst sowie transparent steuerbar. Die Basis für die Messung ist die Gender-Daten-Analyse.

3. Potenziale

Der ursprüngliche gleichstellungspolitische Auftrag der Karriereförderung von WissenschaftlerInnen, die Potenzialentwicklung beim Karriereaufbau, wird hier messbar durch die Anzahl der TeilnehmerInnen und die Erweiterung ihrer Potenziale. Alle TeilnehmerInnen an entwicklungsfördernden Maßnahmen können hier gezählt und qualitativ kann ihre Zufriedenheit als Feedback erhoben werden.

4. Prozesse

Einige Hochschulen führen sehr umfangreiche Maßnahmen und Programme zum Gender Mainstreaming durch, andere wiederum realisieren ein eng fokussiertes Spektrum wie beispielsweise nur Mentoring-Programme und Kinderbetreuung. Dies dient der Potenzialanalyse und -förderung der MitarbeiterInnen. Anzahl und zeitliche Kontinuität der Maßnahmen und Programme zur Gleichstellung geben Auskunft über die Anzahl der erfassten und geförderten Gruppen. Durchführung, Frequentierung sowie Kontinuität der Maßnahmen und Programme zeigen den Bedarf und die erreichten Interessierten für Gender Mainstreaming. Ebenso wichtig ist das Feedback der TeilnehmerInnen und MentorInnen.

Eine rechtliche Fixierung, zum Beispiel die Änderung der Grundordnung der Hochschule, eine Verstetigung von Gender Mainstreaming im Leitbild der Universität, schriftlich fixierte Zielvereinbarungen für Gleichstellung zwischen der Universität und den Fakultäten sowie dem Ministerium, aber auch die mittelfristige Festlegung auf die Strategie der Gleichstellung sind hier wertvolle Indikatoren.

5. Gender in der Lehre und Genderforschung an der Hochschule

Hier sollten genderspezifische Lehrveranstaltungen erfasst werden und die Genderforschung an der Hochschule sollte etabliert werden. Wichtig ist, zu messen, wie viele genderspezifische Forschungsprojekte durchgeführt und wie viele Forschungsmittel erworben werden. Denn die Genderforschung ist die Basis für die Gleichstellungspolitik und kann ohne forschungsbasierte Konzepte nur schwer erfolgreich sein. Bewusstseins-

wandel in der Hochschule ist Teil der Organisationsentwicklung mit Gleichstellung und wird durch Lehre und Forschung wesentlich unterstützt.

Jedem Gleichstellungsprozess sollte aber auch eine Gender-Daten-Analyse zugrunde liegen, die Daten für die Gender Balanced Scorecard liefert. Sie dient zugleich als Basis für den Status quo der Gleichstellung an der Hochschule, die Konzeptionierung notwendiger Maßnahmen der Gleichstellung sowie als Maßstab für Veränderungen.

Beispiele für die qualitative Wirkung des Gender Mainstreaming sind unter anderem die Erhöhung des Professorinnen-Anteils, des Mitarbeiterinnen-Anteils in Relation zu den Mitarbeitern, des Anteils der leitenden Mitarbeiterinnen in der Verwaltung sowie der Anzahl der Gremien und Personen, die mit der Durchführung von Gender Mainstreaming befasst sind.

Der Prozess der Organisationsentwicklung wird mit der Gender Balanced Scorecard dokumentiert und die Maßnahmen und Programme sind beständiger, wenn sie evaluiert werden, weil erforderliche Korrekturen angebracht werden können.

Literaturverzeichnis

- Acker, Joan. (1990). Hierarchies, Jobs, Bodies: A Theory of Gendered Organizations. *Gender and Society*, 4 (2), 139–158
- Acker, Joan. (1998). The Future of Gender and Organizations: Connections and Boundaries. *Gender, Work and Organization*, 5 (4), 195–206
- Allmendinger, Jutta & Podsiadlowski, Astrid. (2001). Segregation in Organisationen und Arbeitsgruppen. In Bettina Heintz (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie* (S. 276–307). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Altrichter, Herbert & Posch, Peter. (Hrsg.). (1996). *Mikropolitik der Schulentwicklung. Förderliche und hemmende Bedingungen für Innovationen in der Schule*. Innsbruck, Wien: Studienverlag Amrhein, Denise. (1998). *Die Universität als Dienstleistungsunternehmen*. Wiesbaden: Gabler
- Argyris, Chris & Schön, Donald. (1999). *Die lernende Organisation. Grundlagen, Methode, Praxis*. Stuttgart: Klett-Cotta
- Blome, Eva; Erfmeier, Alexandra; Gülcher, Nina; Smasal, Kerstin & Smykalla, Sandra. (Hrsg.). (2005). *Handbuch zur universitären Gleichstellungspolitik. Von der Frauenförderung zum Gendermanagement?* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Bruijn, Jeanne de & Cyba, Eva. (Hrsg.). (1994). *Gender and Organizations – Changing Perspectives*. Amsterdam: VU University Press
- Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG). (Hrsg.). (2008). *Forschungsorientierte Gleichstellungsstandards der DFG*. Zugriff am 1. Februar 2011 unter www.dfg.de/download/pdf/foerderung/grundlagen_dfg_foerderung/chancengleichheit/forschungsorientierte_gleichstellungsstandards.pdf
- Doblhofer, Doris & Küng, Zita. (2008). *Gleichstellungsmanagement als Erfolgsfaktor*. Berlin: Springer Verlag
- Europarat. (Hrsg.). (1998). *Gender Mainstreaming. Konzeptueller Rahmen, Methodologie und Beschreibung bewährter Praktiken*. Strasbourg
- Floeter-van Wijk, Sonja. (2007). *The Gender Balanced Scorecard. A Management Tool to achieve Gender Mainstreaming in Organisational Culture*. Frankfurt a. M.: Lang
- Fox Keller, Evelyn. (2004). What impact, if any, has feminism had on science? *Newsletter of the Department of History and Philosophy of Science, Massachusetts Institute of Technology (MIT)*, 29 (1), 7–13

- Fox Keller, Evelyn & Longino, Helen. (1996). *Feminism & Science*. Oxford: University Press
- Frey, Regina. (2003). *Gender Mainstreaming – Geschlechtertheorie und -praxis im internationalen Diskurs*. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag
- Gesellschaft für Organisationsentwicklung (GOE). (2005a). *Anliegen der Organisationsentwicklung*. Zugriff am 1. Februar 2011 unter www.goe.org/ueber_uns_allgemein.htm
- Gesellschaft für Organisationsentwicklung (GOE). (2005b). *Leitlinien der GOE*. Zugriff am 1. Februar 2011 unter www.goe.org/pdf/leitgesamt.pdf
- Göhlich, Michael; Hopf, Caroline & Sausele, Ines. (Hrsg.). (2008). *Pädagogische Organisationsforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Göhlich, Michael; König, Eckard & Schwarzer, Christine. (Hrsg.). (2007). *Beratung, Macht und organisationales Lernen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Harding, Sandra. (1991). *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*. Hamburg: Argument
- Hochschild, Arlie. (1998). Der Arbeitsplatz wird zum Zuhause, das Zuhause wird zum Arbeitsplatz. Total Quality Management bei der Arbeit, Taylorismus im Familienalltag – kann das auf Dauer gut gehen? *Harvard Business Manager*, 3, 29–41
- Itzin, Catherine & Newman, Janet. (Hrsg.). (1995). *Gender, Culture and Organizational Change*. London: Routledge
- Kahlert, Heike. (2003). *Gender Mainstreaming an Hochschulen*. Opladen: Leske + Budrich
- Kaplan, Robert; Norton, David; Horvath, Peter & Kaufmann, Lutz. (1998). Balanced Scorecard: Unternehmen erfolgreich steuern. *Harvard Business Manager*, 20 (5)
- Lewin, Kurt. (1963). *Feldtheorie in den Sozialwissenschaften*. Bern: Huber
- Macha, Hildegard. (2007). Transformation der Organisation durch Potentialentwicklung und Netzwerkbildung. In Nino Tomaschek (Hrsg.), *Die bewusste Organisation. Steigerung der Leistungsfähigkeit, Lebendigkeit und Innovationskraft von Unternehmen* (S. 63–79). Heidelberg: Carl-Auer Verlag
- Macha, Hildegard & Fahrenwald, Claudia. (Hrsg.). (2007). *Gender Mainstreaming und Weiterbildung – Organisationsentwicklung durch Potentialentwicklung*. Opladen: Verlag Barbara Budrich
- Macha, Hildegard & Handschuh-Heiß, Stephanie. (2008). Gender Mainstreaming as an Instrument of Organizational Development at Universities. In Helen Sobehart (Hrsg.), *Women Leading Education Across the Continents: Sharing the Spirit, Fanning the Flame* (S. 174–185). Maryland: Rowman & Littlefield Education
- Macha, Hildegard; Handschuh-Heiß, Stephanie; Gruber, Susanne & Magg-Schwarzbäcker, Marion. (Hrsg.). (2010). *Gleichstellung und Diversity an der Hochschule – Implementierung und Analyse des Gender-Mainstreaming-Prozesses*. Opladen: Verlag Barbara Budrich
- Macha, Hildegard; Gruber, Susanne & Struthmann, Sandra. (Hrsg.). (2011). *Die Hochschule strukturell verändern: Gleichstellung als Organisationsentwicklung an Hochschulen*. Opladen: Verlag Barbara Budrich
- Macha, Hildegard & Struthmann, Sandra. (2011). *Frauenbeauftragte zwischen Gleichstellung, Politik und Profession. Zum Berufsbild der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen*. (i. V.)
- Metz-Göckel, Sigrid; Schmalzhaf-Larsen, Christa & Belinski, Eszter. (Hrsg.). (2000). *Hochschulreform und Geschlecht. Neue Bündnisse und Dialoge*. Opladen: Leske + Budrich
- Müller, Ursula. (1999). Soziologie und Geschlechtergerechtigkeit am Beispiel der Forschung zu Frauen an Hochschulen. In Bettina Dausien et al. (Hrsg.), *Erkenntnisprojekt Geschlecht* (S. 141–166). Opladen: Leske + Budrich
- Münch, Richard. (2009a). *Globale Eliten, lokale Autoritäten. Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von PISA, McKinsey & Co*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Münch, Richard. (2009b). Stratifikation der Hochschullandschaft: Zwischen Leistungswettbewerb und Machtlogik. *Zeitschrift für Pädagogik*, 2, 258–273

- Paseka, Angelika. (2007). Gender Mainstreaming als Organisationsentwicklung und Lernprozess. In Hildegard Macha & Claudia Fahrenwald (Hrsg.), *Gender Mainstreaming und Weiterbildung – Organisationsentwicklung durch Potentialentwicklung* (S. 85–100). Opladen: Verlag Barbara Budrich
- Ridgeway, Cecilia. (2001). Gender, status, and leadership. *Journal of Social Issues*, 57 (4), 637–665
- Schiersmann, Claudia & Thiel, Hans-Ulrich. (2009). *Organisationsentwicklung. Prinzipien und Strategien von Veränderungsprozessen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Senge, Peter. (2003). *Die fünfte Disziplin*. 9. Auflage. Stuttgart: Schäffer Poeschel
- Siemienska, Renata & Zimmer, Annette. (Hrsg.). (2007). *Gendered. Career Trajectories in Academia in Cross-National Perspective*. Opladen: Verlag Barbara Budrich
- Süssmuth, Rita. (2007). Der Einfluss der Frauenforschung und Frauenbewegung auf die Politik. In Hildegard Macha & Claudia Fahrenwald (Hrsg.), *Gender Mainstreaming und Weiterbildung – Organisationsentwicklung durch Potentialentwicklung* (S. 15–26). Opladen: Verlag Barbara Budrich
- Tomaschek, Nino. (Hrsg.). (2007). *Die bewusste Organisation. Steigerung der Leistungsfähigkeit, Lebendigkeit und Innovationskraft von Unternehmen*. Heidelberg: Carl-Auer Verlag
- Zeitschrift für Pädagogik, 2 (2009): *Elite und Exzellenz*. Weinheim: Beltz

Zur Person

Hildegard Macha, Prof. Dr., Lehrstuhl für Pädagogik mit Berücksichtigung der Erwachsenenbildung und außerschulischen Jugendbildung an der Universität Augsburg; Frauenbeauftragte der Universität Augsburg; Direktorin des Gender Zentrum Augsburg (GZA) der Universität Augsburg. Arbeitsschwerpunkte: Gender Studies, Weiterbildungsforschung, Evaluationsforschung, Familienforschung
 Kontakt: Lehrstuhl für Pädagogik an der Universität Augsburg, Universitätsstraße 10, 86159 Augsburg
 E-Mail: hildegard.macha@phil.uni-augsburg.de

Sandra Struthmann, Dipl. Päd. Univ., Bereichsleiterin Wissenschaft und Forschung im Gender Zentrum Augsburg (GZA) der Universität Augsburg; Systemische Beraterin (Univ.); Zertifizierte Trainerin (Univ.). Arbeitsschwerpunkte: Gleichstellungsforschung, Gender & Diversity Management, Organisationsentwicklung und -beratung, Gender- und Diversity-Trainings
 Kontakt: Gender Zentrum Augsburg (GZA) der Universität Augsburg, Eichleitnerstraße 30, 86159 Augsburg, www.gza.uni-augsburg.de
 E-Mail: sandra.struthmann@gza.uni-augsburg.de

Jagoda Rosul-Gajic, Birgit Erbe

Gender, Frieden und Sicherheit Internationale Konferenz vom 9.–10. Juli 2010 in München

Zusammenfassung

Warum brauchen die Internationalen Beziehungen eine Geschlechterperspektive? Was sind die größten Herausforderungen bei der Umsetzung der Resolution 1325 des UN-Sicherheitsrats auf internationaler, europäischer und nationaler Ebene? Warum ist Geschlechtergerechtigkeit als wesentlicher Bestandteil einer nachhaltigen Friedenspolitik bedeutend? Antworten auf diese Fragen wurden bei der Tagung aus wissenschaftlicher und praktischer Perspektive diskutiert. Die Beiträge zur Umsetzung der Resolution 1325 zeigten, dass mit diesem Instrument eine sinnvolle politische Strategie entworfen wurde. Dennoch gibt es viele Mängel bei der Implementierung. Weitere Themen waren völkerrechtliche Fragen, die Einschätzung aus Sicht der Theorien zu Internationalen Beziehungen und das Konzept der Menschlichen Sicherheit.

Schlüsselwörter

Internationale Beziehungen, Konfliktbearbeitung, Völkerrecht, internationale Frauenorganisationen, Geschlecht und Frieden

Summary

Gender, Peace and Security
International conference from 9th to 10th of July 2010 in Munich

Why do International Relations need a gender perspective? What are the biggest challenges for the implementation of the UN Security Council resolution 1325 at international, European and national level? Why is gender equality an essential component of sustainable peace policy? Answers to these questions were discussed at the conference from academic and practical perspectives. The presentations on the implementation of resolution 1325 showed that this instrument was designed with a good political strategy, but there are still many shortcomings in the implementation. Other subjects were international legal issues, assessment from the perspective of theories of international relations and the concept of human security. In conclusion, it is apparent that no lasting peace or security can be created without taking account of gender relations in conflict and postconflict situations.

Keywords

International relations, conflict resolution, international law, international women's organisations, gender and peace

Anlass für die Tagung der Frauenakademie München e.V. und des Lehrstuhls für Internationale Beziehungen der Universität der Bundeswehr war der zehnte Jahrestag der Resolution 1325 des UN-Sicherheitsrats. Seit Jahrzehnten setzen sich Frauen dafür ein, die Gewalt an Frauen und deren Lebensumstände in Kriegs- und Nachkriegssituationen sichtbar zu machen. Sie fordern eine stärkere Beteiligung von Frauen in der Konfliktprävention und bei friedensstiftenden Maßnahmen. Ein erster Durchbruch gelang mit der Verabschiedung der Resolution 1325 im Jahr 2000. Die Resolution umfasst die drei P's: Participation (gleichberechtigte Beteiligung von Frauen in regionalen, nationalen und internationalen Institutionen sowie bei der Verhütung, Bewältigung und Beilegung von Konflikten), Pro-

tection (Schutz insbesondere vor geschlechtsspezifischer Gewalt in Konflikten, aber auch in Post-Konflikt-Situationen) und Prevention (Vorbeugung von Konflikten).

Zur Eröffnung der Konferenz sprachen *Merith Niehuss*, Präsidentin der Universität der Bundeswehr München, und *Jan Kurpan* vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Niehuss betonte, dass die Rolle der Frau im Militär und in den Einsatzgebieten viel stärker aufgearbeitet werden müsse. Kurpan schloss daran an, dass mit dem Veranstaltungsort die Hoffnung verbunden sei, durch überzeugende politische und wissenschaftliche Argumentation sowie praktische Beispiele einen Lernprozess anzustoßen.

Unter dem Titel „Geschlecht und Konflikt. Warum die internationalen Beziehungen eine Geschlechterperspektive brauchen“ führte *Susanne Zwingel*, State University of New York in Potsdam (USA), in das Thema ein. Ihre Hauptthese lautete: Eine geschlechtssensible Perspektive ist wichtig zum Verständnis, zur Analyse und zur Prävention von Konflikten bzw. zur Herstellung von nachhaltig befriedeten Gesellschaften. Die Kategorie Geschlecht – im Sinne von Geschlechterdifferenz und -hierarchie, von Gewalt- und Dominanzverhältnis – sei eine zentrale Dimension von Konflikten und Kriegen, sie werde aber bisher noch zu oft ausgeblendet, während zum Beispiel wirtschaftliche Interessen oder bestimmte kollektive Identitäten als Konfliktursachen untersucht werden. Hierarchische Geschlechterverhältnisse produzierten vielfältige und massenhafte Gewalt. Ein hoher Grad an Gewalt gegenüber Frauen sei nachweislich ein Indikator dafür, dass in einem eskalierenden Konflikt Gewalt als „normales“ Mittel der Auseinandersetzung gesehen und benutzt werde. Aus dieser Erkenntnis seien entsprechende Konfliktbearbeitungsstrategien zu ziehen.

Wie notwendig Gender-Analysen für die Erforschung von Kriegsursachen, Kriegshandlungen und Friedensprozessen in Afrika sind, zeigte *Rita Schäfer*, Freie Universität Berlin, an Fallbeispielen kritischer FriedensforscherInnen. Die ForscherInnen verwendeten dabei einen Gender-Begriff, der von gesellschaftlich konstruierten Rollen und Normen ausgehe. Diese werden historisch kontextualisiert. Darüber hinaus erfassten die Studien Gender als Phänomen, das mit politischen und ökonomischen Machtstrukturen verwoben ist. Diese komplexen Machtdimensionen beziehen sich keineswegs nur auf Hierarchien zwischen Frauen und Männern, sondern auch auf Differenzen zwischen Frauen und – was für die hier zu klärenden Zusammenhänge besonders wichtig sei – auf Machtverhältnisse und Hierarchien zwischen Männern. Schließlich verstärkten Status und Rang, Besitzverhältnisse und wirtschaftliche Situation, Alter, Familienstand, Religion, politische Orientierung, Nationalität und Ethnizität die Geschlechterhierarchien. Hierin seien latente Konflikte begründet. Gender sei also ein zentraler Schlüssel zum Verständnis von Kriegen und Nachkriegsgesellschaften.

Memnuna Zvizdić, Geschäftsführerin der bosnischen Frauenorganisation Žene Ženama aus Sarajevo, bilanzierte die Umsetzung der Resolution 1325 in Bosnien und Herzegowina aus der Praxis. Das Thema Gender sei in der Öffentlichkeit zu einem Politikum geworden. Die Umsetzung von frauenspezifischen Instrumentarien in nationale Politik sei durch den Mangel an geschlechtersensiblen Strukturen und fehlendes Interesse der EntscheidungsträgerInnen aber nach wie vor äußerst schwierig. Zwar arbeiteten Frauengruppen eng mit einigen staatlichen Institutionen zusammen, wie zum Beispiel mit der Agency for Gender Equality in Bosnien und Herzegowina. Gemeinsam mit an-

deren Institutionen waren die Frauenorganisationen an der Erarbeitung eines nationalen Aktionsplans für die Umsetzung der Resolution 1325 beteiligt. Aber nach wie vor seien Frauen von den Entscheidungsprozessen ausgeschlossen und Frauenrechte nicht auf der Prioritätenliste der bosnischen Regierung sowie der internationalen Kräfte.

Aus Sicht von *Sarah Taylor*, NGO Working Group on Women, Peace and Security, die bei den Vereinten Nationen Lobbying für die Frauen an der Basis betreibt, ist mit der Resolution bereits eine hervorragende politische Strategie entworfen worden, aber es gibt deutliche Schwächen bei der Umsetzung. So sei seit ihrer Verabschiedung der Anteil von Frauen, die an Friedensverhandlungen beteiligt wurden, von 4,1 Prozent (2000) auf 1,7 Prozent (2009) gesunken. Auch beim Schutz von Frauen und bei der Verhütung von gewaltförmigen Konflikten tue sich die Weltgemeinschaft extrem schwer. Das Momentum, das durch den zehnten Jahrestag und die vielfältigen Aktivitäten gegenwärtig bestünde, müsste dringend politisch genutzt werden.

Dem Zusammenhang zwischen der Resolution 1325 und dem Völkerrecht widmete sich *Markus Zöckler*, Institut für Völkerrecht an der Universität München. Die Resolution 1325 wiederhole nur deklaratorisch, was bereits vorher als klare völkerrechtliche Verpflichtung allen Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen und den Vereinten Nationen selbst auferlegt worden sei. Allerdings sage das Völkerrecht nicht genau, wie diese Verpflichtungen umzusetzen sind. Es gelte, von einer abstrakten Norm Schritt für Schritt zu einer konkreten Norm zu kommen.

Sanne Tielemans, European Peacebuilding Liaison Office (EPLO) in Brüssel, berichtete über den Stand der Umsetzung der Resolution 1325 auf europäischer Ebene. Derzeit gibt es zwölf europäische Staaten, die einen nationalen Aktionsplan zur Umsetzung der Resolution verabschiedet haben. Deutschland hat keinen solchen Plan verabschiedet und strebt auch keinen an. Obwohl die nationalen Aktionspläne die Resolution sichtbar machten und die Möglichkeiten für eine kohärente Strategie verbesserten, gebe es dennoch viele Mängel. Es fehlten realistische Ziele, Prioritätensetzung, Zeitplan, Indikatoren und Monitoringsysteme. Sie forderte die Einrichtung eines Standing Operation Committees, das die Umsetzung der Resolution 1325 überwacht.

Auf der Tagung wurden verschiedene Empfehlungen ausgesprochen:

- neue Wege in der Personalrekrutierung (u. a. mehr zivile Angestellte im BMVg, wodurch mehr Frauen in hohe Positionen kommen könnten; Überprüfung von Anforderungsprofilen und stärkere Motivierung von Frauen für Friedenseinsätze)
- Verbreitung der Grundgedanken der Resolution 1325 und des Gender Mainstreamings innerhalb der Ministerien und der Bundeswehr (z. B. Gender-Kompetenz als Auswahlkriterium für Einstellungen und Beförderungen, Anwendung von Gender Budgeting bei internationaler Hilfe und Einsätzen)
- das Zusammenfassen bestehender Aktionspläne in einem nationalen Aktionsplan zur Resolution 1325, um deren Sichtbarkeit und Bedeutung zu erhöhen
- Indikatoren sollen die Vorgaben der Resolution konkretisieren und Umsetzungserfolge messbar machen

Der Fokus des zweiten Tages lag auf Gender in Postkonfliktsituationen. Dazu kam ein Ausblick aus einer wissenschaftlichen und einer zivilgesellschaftlichen Perspektive.

Ruth Seifert, FH Regensburg, die mehrere Forschungsaufenthalte auf dem Balkan verbracht hatte, griff in ihrem Vortrag den Aspekt des Wiederaufbaus nach dem Krieg und die Veränderung von Subjektivitäten auf. Die Veränderungen von Subjektivitäten ereigneten sich unter bestimmten Machtkonstellationen. Eine dieser Machtgruppen sei die internationale Gemeinschaft, die zum Ziel habe, einen liberalen Frieden zu schaffen. Liberaler Frieden solle durch die Regulierung von wirtschaftlichen, politischen und sozialen Prozessen geschaffen werden. Die Anforderungen des neoliberalen Friedens seien nicht notwendigerweise in Harmonie mit den lokalen Gender-Politiken, was zu einem Hindernis für den Frieden werden könne. Der Neoliberalismus erodiere die Grenzen zwischen den Geschlechtern, weil er das Individuum als geschlechtsneutral definiere. Diese Vorstellung kollidiere häufig mit Rollenbildern von Frauen und Männern in den Krisengebieten.

Helmut Ganser, Brigadegeneral a. D., betonte in seinem Vortrag über Sicherheitspolitik, Komplexität und Gender, dass eine ausgewogenere Einbeziehung von Frauen und Männern in sicherheitspolitisch relevante Positionen und Prozesse die Professionalität der operativen Sicherheitspolitik halten und noch erhöhen könne. Das Potenzial für intelligenteren, komplexitätsgerechtere und nachhaltigere Problemlösungen liege vor allem in der fruchtbaren professionellen und gleichberechtigten Zusammenarbeit der Geschlechter.

Die Gender-Expertin *Vjollca Krasniqi* von der Universität Prishtina äußerte massive Kritik an den Auswirkungen der internationalen Intervention im Kosovo. Die Menschen dort würden marginalisiert. Die UN sei mit einer kolonialen Haltung vorgegangen, die von der EU fortgesetzt werde. Die Genderfrage sei niemals als wichtiger Aspekt des Demokratisierungsprozesses betrachtet worden. Auch elf Jahre nach dem Krieg habe sich die Situation nicht wesentlich verändert. Frauen würden als Objekte politischer Entscheidungen behandelt und nicht als Akteurinnen. Die Resolution 1325 werde folglich auch nicht als wichtiges Instrument gesehen.

Kritisch mit den feministischen Ansätzen der Internationalen Beziehungen (IB) setzte sich *Carlo Masala* von der Universität der Bundeswehr München auseinander. Die feministischen Theorien müssten sich stärker in den Mainstream der IB-Debatte einbringen oder weiterhin ein Nischendasein fristen, lautete sein Hauptargument. Ebenso sollten feministische ForscherInnen stärker die analytischen, normativen und policy-orientierten Aspekte in den Analysen darlegen, denn das trage dazu bei, dialogfähiger mit dem Mainstream zu werden. Außerdem sollten sie sich für die Frage öffnen: Was kann Feminismus für die zwei Ebenen, nämlich Staat und internationale Systeme, an Erkenntnisgewinn beitragen?

Das Schlussplädoyer hielt *Heidi Meinzolt* von der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit. Sie warb für das Konzept der Menschlichen Sicherheit, das Demilitarisierung, Abrüstung und eine Umschichtung der Gelder erfordere. Frieden schaffende Potenziale im Bereich Prävention würden absolut unterbewertet und nicht ausgeschöpft. Dieser Kontext müsse entsprechend ausgebaut werden.

Insgesamt war die Veranstaltung vielfältig und anregend. Die rund 80 TeilnehmerInnen aus zehn Ländern nahmen die Chance wahr, Positionen und Konzepte von ExpertInnen kritisch zu reflektieren und Netzwerke zu bilden. Dem wissenschaftlichen Diskurs wurde eine große Bedeutung beigemessen, da vor allem im deutschsprachigen

Raum Gender als Analysekategorie immer noch marginalisiert wird. Umso wichtiger scheint die Weiterführung der Diskussion zu Fragen der Umsetzung des Gender Mainstreamings im Bereich der Friedens- und Sicherheitspolitik mit dem Ziel, die internationale Politik von hierarchischen Geschlechterrollen zu befreien und eine nachhaltige Friedenspolitik zu befördern.

Zur Person

Jagoda Rosul-Gajic, M.A. Politische Wissenschaft, Mitarbeiterin in der Frauenakademie München e.V. Arbeitsschwerpunkte: Friedens- und Konfliktforschung, Gender und feministische Analyse internationaler Beziehungen

Kontakt: E-Mail: rosul-gajic@frauenakademie.de

Birgit Erbe, Dipl.-Pol., M.A. in Race and Ethnic Studies, Geschäftsführerin der Frauenakademie München e.V. Arbeitsschwerpunkte: Gleichstellung von Frauen und Männern, Gender Budgeting, Frauen in der Wissenschaft, Europäischer Integrationsprozess, Gender und Interkultur

Kontakt: E-Mail: erbe@frauenakademie.de

María Sol Pradelli

Gender Politics in International Governance 6-8 October 2010, Geneva Graduate Institute, Switzerland

Summary

The conference underscores the new international momentum for advancing gender equality created by the establishment of “UN Women”. Gender mainstreaming is the principal implementing strategy, however, a number of legal, practical and cultural challenges demand further concerted solutions. Academics, practitioners and activists should advocate for a mechanism allowing them to play an active role in the new entity.

Keywords

Gender Mainstreaming, Global Governance, Norms, UN Women

Zusammenfassung

Gender-Politik in internationalen Regierungen. Konferenz vom 6. bis 8. Oktober 2010 in Genf, Schweiz

Die Konferenz betont die wichtigen Impulse für die Gleichstellung der Geschlechter durch die Einrichtung von „UN Women“, insbesondere auf internationaler Ebene. Gender Mainstreaming ist die wichtigste Umsetzungsstrategie, wobei eine Reihe von rechtlichen, praktischen und kulturellen Herausforderungen weitere, abgestimmte Lösungen erfordern. WissenschaftlerInnen, PraktikerInnen und AktivistInnen sollten sich für einen Mechanismus stark machen, der ihnen eine aktive Gestaltungsrolle in der neuen UN-Organisation ermöglicht.

Schlüsselwörter

Gender Mainstreaming, Global Governance, Normen, UN-Women

The recent establishment of the United Nations (UN) Entity for Gender Equality and the Empowerment of Women – to be known as “UN Women” – marked a crossroad for internationalist feminist politics. Its creation offers an opportunity to reflect on existing international gender equality policies and to think about strategies for the new body. With this aim, a colloquium entitled “Gender Politics in International Governance” was hosted at the Graduate Institute in Geneva, co-organized by Gülay Caglar (Humboldt University, Berlin), Elisabeth Prügl (Graduate Institute), and Susanne Zwingel (State University of New York, Potsdam, USA). The three-day conference brought together a select group of academics, practitioners and activists from around the world to assess the state of research and discuss policy options.

The conference opened with a keynote speech by Ms. *Bineta Diop* (Femmes Africa Solidarité) who highlighted the formation of UN Women as a new international momentum for advancing gender equality. Conference participants recognized that feminist advocates within the UN, civil society and academia have made gender equality issues highly visible. For instance, women’s rights are perceived as an integral part of the international human rights framework; gender mainstreaming is an accepted organizational

tool in global governance institutions; gender is taken seriously in international security governance, which is reflected in a number of related UN Security Council resolutions; and gender expertise has become professionalized. Nevertheless, to build on these successes, UN Women will need to address a number of challenges.

Practitioners like *Erika Kvapilova* (UNIFEM/UN Women) and *Madeleine Rees* (Women's International League for Peace and Freedom) identified the gap between the normative/legislative achievements and their implementation in the field as one major challenge. *Hilary Charlesworth* (Australian National University) examined the potential of available legal instruments such as the Convention on the Elimination of all Forms of Discrimination against Women and criticized their focus of non-discrimination as implicitly relating to a male norm. Departing from the reality of domestic contexts, both *Prof. Rita Sabat* (Notre Dame University) and *Prof. Peggy Levitt* (Wellesley College) presented the ways in which international norms are translated or implemented as highly complex and multifaceted processes. Within such processes, gender norms may be reconstructed and re-interpreted, yet academics, practitioners and grassroots organizations can help ensure that the norms remain faithful to the women's rights agenda.

To open the discussions on Gender Mainstreaming (GM), *Prof. Jacqui True* (University of Auckland) defined it as an approach to integrating awareness of gender inequalities and differences in policymaking processes for the purpose of achieving greater gender equality and justice. While Prof. True affirmed that GM is a highly useful strategy, she underlined the need to constantly scrutinize what it means and what it does in different contexts. *Prof. Laura Parisi* (University of Victoria) argued that the diverse understanding of GM by human rights and development Non-Governmental Organizations (NGOs) could account for the variety of implementation outcomes. *Prof. Alison Woodward* (Free University of Brussels) contended that at the international level, International Organizations' isomorphism threatens the successful implementation of GM. *Prof. Claudia von Braunmühl* (Free University of Berlin) highlighted negative effects in the field of peace and security where GM had sometimes led to cutting funds for women-specific projects. Discussions showed that while many feminists remain critical of GM, others believe that it is the best working tool. It would be an important mandate for UN Women to champion Gender Mainstreaming by assuring that the concept is understood and implemented adequately by UN agencies and member states.

According to *Carolyn Hannan* (former Head of the UN Division for the Advancement of Women) the creation of UN Women takes place in a complex global context for gender equality which is aggravated by the economic crisis. The panel on "Economic Governance" provided different feminist perspectives on how the global economy is currently being regulated and which gendered effects these modes of regulation have. Panellists emphasized the connection between several crises – financial, social, food, fuel – which cannot be (but often are) looked at in isolation. *Prof. Brigitte Young* (University of Münster) took a gendered look at the financial and development sectors and stressed the need to analyze how male-centred networks influence policy outcomes. The audience presented the panellists with interesting questions regarding how women could take advantage of new, innovative financing mechanisms (such as the financial transaction tax) and how gender budgeting can be used as a tool for addressing inequalities.

All in all, UN Women represents the opportunity to formulate globally relevant policies for the empowerment of women. The appointment of *Ms. Bachelet* as the head of the new entity was considered a step in the right direction. As suggested by *Rachel Harris* (Women's Environment and Development Organization), the period left before the new entity starts functioning should be used by civil society and academia to advocate for a mechanism that will allow them to play an active role in the new entity. Likewise, UN Women should be open to external impulses. As *Prof. Ilse Lenz* (Ruhr-University Bochum) demonstrated, present-day movements often combine diverse global justice concerns in an innovative and intersectional fashion.

The conference was informed by a spirit of collaboration, respect and mutual learning between academics and practitioners. This spirit was perfectly reflected in a witticism quoted by Prof. Charlesworth: "There is nothing so practical as a good theory".

Zur Person

Maria Sol Pradelli, BSc in International Relations, Master's degree in Public Administration, PMP® certified Project Manager. In 2007 office coordinator for Femmes Africa Solidarité and since then consultant mandates for different NGOs. Arbeitsschwerpunkte: gender issues (women's representation), advocacy, campaigning and project management
Kontakt: E-Mail: Sol.Pradelli@hotmail.com

Bärbel Miemietz, Christine Ivanov, Regine Othmer

Medizin und Geschlecht: Perspektiven für Lehre, Praxis und Forschung

Tagung vom 3.–4. September 2010 in Hannover

Zusammenfassung

Geschlechterspezifisches Wissen wird in der Medizin zunehmend bedeutsam. Die Implementierung dieses Wissens in die medizinische Aus-, Fort- und Weiterbildung, die klinische Praxis und medizinisch-naturwissenschaftliche Forschung war Thema der interdisziplinären Tagung an der MHH im September 2010. Einerseits wurden klinische und naturwissenschaftliche Fragen und neue Forschungsergebnisse aus unterschiedlichen medizinischen Fächern diskutiert, die auf vielfältige biologische und psychosoziale sowie kulturelle Unterschiede zwischen den Geschlechtern hinweisen und für die medizinische Praxis von zum Teil lebenswichtiger Bedeutung für PatientInnen sein können. Andererseits wurden Möglichkeiten und Stolpersteine der Implementierung dieser ständig wachsenden Wissensbestände in die medizinische Lehre anhand verschiedener Modellprojekte diskutiert, die sex- und gender-Aspekte von Gesundheit und Krankheit auf unterschiedliche Weise in Medizincurricula integriert haben.

Schlüsselwörter

Geschlechtersensible Medizin, Interdisziplinarität, Geschlechterdifferenz, Curriculumentwicklung in der Medizin

Summary

Medicine and Gender: Perspectives for education, practice and research
Conference on the 3d and 4th September 2010 in Hannover

Gender-specific knowledge in medicine is increasingly important. The implementation of this knowledge into medical training, further education, clinical practice, and medical-scientific research was the topic of an interdisciplinary conference at the Hannover Medical School in September 2010. On the one hand, clinical and scientific issues and new research findings from various medical subjects were discussed, which point to various biological as well as psycho-social and cultural differences between the sexes and most often are of vital importance for patients. On the other hand, possibilities and pitfalls for the implementation of this ever-growing body of knowledge into medical education were discussed by means of various pilot projects that integrate sex and gender aspects of health and illness in different ways into medical curricula.

Keywords

sex/gender-sensitive medicine, interdisciplinarity, gender/sex differences, curriculum development in medical training

Zwei Jahre lang hatte das Niedersächsische Ministerium für Wissenschaft und Kultur an der Medizinischen Hochschule Hannover (MHH) das Projekt „Implementierung geschlechterspezifischer Inhalte in das Curriculum des Modellstudiengangs HannibaL“ gefördert. Auf der interdisziplinären Tagung am 3. und 4. September 2010, mit der sich zugleich das im Dezember 2009 gegründete Kompetenzzentrum für geschlechtersensible Medizin an der MHH der Öffentlichkeit vorstellte, wurde nun eine Zwischenbilanz gezogen. WissenschaftlerInnen aus Deutschland und den Niederlanden tauschten sich über Inhalte sowie theoretische und methodische Zugänge aus und vertieften die Vernetzung untereinander.

Den inhaltlichen Einstieg in das Thema machte *Toine Lagro-Janssen* mit einem Plädoyer für die Dringlichkeit der Überwindung der ‚gender blindness‘ in der Medizin. ÄrztInnen sei oft nicht bewusst, dass sich ein Großteil des medizinischen Wissens ausschließlich auf Untersuchungen am männlichen Körper stütze. Inzwischen gebe es aber beispielsweise bei kardiovaskulären Erkrankungen, HIV oder Depressionen und Angststörungen wachsende Evidenz¹ zu Unterschieden zwischen Männern und Frauen, was Inzidenz, Symptome, Symptompräsentation, Prognose und andere Aspekte von Gesundheit angehe. Biologische Geschlechterunterschiede müssten in der medizinischen Versorgung und in der Lehre ebenso Berücksichtigung finden wie Unterschiede auf psychosozialer und kultureller Ebene, etwa Risikoverhalten, Kommunikation oder Krankheits- und Therapiefolgen. Ausführlich stellte sie dar, wie in einem von ihr geleiteten Pilotprojekt Ende der 1990er Jahre systematisch *sex-* und *gender-*Aspekte in das Medizincurriculum integriert wurden. Heute besuchen alle Studierenden mindestens in zwei Studienjahren kontinuierlich Kurse zu biologischen und psychosozialen Geschlechteraspekten. Die theoretisch vermittelten Kenntnisse werden im Umgang mit PatientInnen vertieft. Das Pilotprojekt wurde Grundlage für ein landesweites Projekt zur Implementierung von Geschlechteraspekten in die Curricula, an dem sich sieben niederländische Medizinfakultäten beteiligten. Zur Unterstützung der Lehre habe man außerdem ein digitales Informationszentrum eingerichtet, das einen ständig wachsenden Fundus an Lehrmaterial für den geschlechtersensiblen Unterricht bereithält.

In ihrem als Koreferat zum Keynote-Vortrag angelegten Beitrag brachte *Marianne Schrader* am Folgetag die Überzeugung zum Ausdruck, dass das seit Jahren anwachsende Wissen zu *sex* und *gender* in der Medizin alle Lehrenden an den 36 medizinischen Fakultäten in Deutschland verpflichte, geeignete Formen zur Vermittlung dieses Wissens in der Aus-, Weiter- und Fortbildung zu finden. Sie belegte dies mit Zitaten aus der Zeitschrift *Nature* (Juni 2010). Die Implementierung geschlechterspezifischen Wissens müsse bereits im 1. Studienjahr beginnen. Am Campus Lübeck habe man dazu schon 2004 ein schein- und prüfungspflichtiges Wahlfach „Gender in der Medizin“ eingeführt, das die Studierenden in zehn Vorlesungen aus unterschiedlichen Fachdisziplinen an die Thematik heranführe. Die Vorlesungen würden von den Teilnehmenden regelmäßig als überdurchschnittlich relevant für Beruf, Praxis und/oder Gesellschaft bewertet und wirkten sich positiv auf die selbstständige Beschäftigung mit der Thematik aus. Von den Studierenden, die sich meist im vorklinischen Studienabschnitt befänden, erhoffte man sich, dass sie in den klinischen Semestern weiteres geschlechterspezifisches Wissen von den Lehrenden einforderten. Schrader warnte abschließend davor, dass die neuerdings starke Tendenz, sich in der Medizin auf Individualisierung zu berufen, die Wahrnehmung geschlechterspezifischer Unterschiede in den Hintergrund drängen könnte.

Die folgenden sieben Vorträge griffen geschlechterspezifische Aspekte klinischer und naturwissenschaftlicher Fragestellungen und deren Implementierung in das Medizincurriculum auf. Zunächst berichtete *Roland Seifert* über den Versuch der Pharmakologie, in die

1 Seit einigen Jahren gilt die „evidenzbasierte Medizin“ bei Therapieentscheidungen als Standard (in Abgrenzung etwa zur Orientierung an Erfahrungswissen oder der Meinung einer Autorität). Der sprachliche Ausdruck ist eine misslungene Übersetzung von englisch „evidence based medicine“, denn es ist nicht ‚Evidenz‘ im deutschen Verständnis, also ‚Augenschein‘, gemeint. Es soll im Gegenteil ausgedrückt werden, dass eine Therapieentscheidung auf wissenschaftlicher Beweisführung beruht.

Lehre des 3. und 5. Studienjahres je eine 45-minütige Unterrichtseinheit zu Geschlechterunterschieden aufzunehmen. Die Evaluation habe gezeigt, dass die Studierenden diese Behandlung des Themas als aufgesetzt und schlecht in den Gesamtkontext integriert empfanden. Ab dem kommenden Studienjahr sollten geschlechterspezifische Inhalte deshalb in die Vorlesungen und Übungen integriert werden und auch prüfungsrelevant sein. *Ursula Müller-Werdan* stellte einen interdisziplinären, somatische, psychische und soziale Vorgänge umfassenden Ansatz der geschlechtersensiblen Gerontologie dar. Die Altersmedizin, die u. a. zu klären habe, wie es zu der höheren Lebenserwartung von Frauen gegenüber der von Männern kommt, decke zunehmend mehr biologische Geschlechterunterschiede auf, etwa bei der Wirkung von Pharmaka oder der Alterung des Herzens. Ebenso wichtig sei die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Fragestellungen, etwa den sozialen Folgen einer erwarteten ‚Feminisierung‘ der Altersgesellschaft. *Hans-Oliver Rennekampf* berichtete über geschlechtsspezifische Unterschiede beim schweren Verbrennungstrauma: Aufgrund der unterschiedlichen Exposition zu Risikosituationen erlitten Frauen einerseits seltener als Männer schwere Brandverletzungen, hätten aber andererseits bei gleicher Verbrennungsfläche der Haut eine deutlich schlechtere Prognose als Männer, weshalb ‚weibliches Geschlecht‘ inzwischen ein Indikator bei der Prognoseabschätzung nach Brandverletzungen sei. Die Ursachen für die ungünstigere Prognose bei Frauen seien noch nicht umfassend erforscht. Hormonelle Faktoren und Unterschiede im Immunverhalten würden als biologische Einflussfaktoren diskutiert; Genderaspekte wie Rauchverhalten, Alkoholabusus oder eine prekäre soziale Situation dürften ebenfalls eine Rolle spielen. Weitere Forschung und die Sensibilisierung von ÄrztInnen seien erforderlich, so Rennekampf, um beispielsweise die tendenziellen Überdosierungen von Medikamenten bei Frauen zu vermeiden. *Sigurd Lenzen* setzte sich mit der Frage auseinander, wo geschlechtsspezifische Aspekte in der Biochemie ihren Platz finden könnten. Im gesunden Körper seien chemisch – anders als biologisch – kaum Geschlechterunterschiede nachweisbar. In der Pathobiochemie, der Biochemie des kranken Körpers, hätten geschlechtsspezifische Elemente dagegen eine vergleichsweise große Bedeutung, da viele Erkrankungen geschlechtsspezifische Ausprägungen hätten, die auf je unterschiedlichen molekularen Mechanismen basierten. Dies sei allerdings nicht isoliert, sondern im Gesamtzusammenhang der biologischen Funktionen und Mechanismen zu betrachten.

Stefanie Ritz-Timme begann ihre Ausführungen mit Eckdaten zur Forschungslage im Bereich Gewalt und Geschlecht. Aufgrund einer repräsentativen Studie zu Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland sei die Datenlage, was Frauen als Betroffene von Gewalt angehe, gut. Allerdings fehle bisher eine umfassende, auf Männer bezogene Datenerhebung, obwohl eine Pilotstudie ergeben habe, dass Männer sogar häufiger als Frauen Gewalt erleben. Gleichzeitig müssten ÄrztInnen in die Lage versetzt werden, Betroffene auf das schambehaftete und gesellschaftlich tabuisierte Thema Gewalt anzusprechen und Gewaltfolgen als solche zu erkennen und sie sorgfältig, d. h. gerichtsfest, zu dokumentieren. Die an der Universität Düsseldorf eingerichtete rechtsmedizinische Untersuchungsstelle für Gewaltopfer bildet zusammen mit anderen Einrichtungen ein Hilfsnetzwerk, mit dem Menschen, die von Gewalt betroffen sind, sachgerecht unterstützt werden. Auch in die Lehre hat das Thema Eingang gefunden: Module zum Umgang mit Gewaltopfern wurden in die Medizincurricula aufgenommen, wobei die Einübung von Methoden der Gesprächsführung breiten Raum einnimmt.

Auf geschlechterspezifische Aspekte bei Gerinnungserkrankungen, insbesondere bei Hämophilie, ging *Cornelia Wermes* in ihrem Beitrag ein. Da Hämophilie als typische Erkrankung von Männern gelte, sei den Symptomen bei Frauen bisher kaum Aufmerksamkeit geschenkt worden. Frauen könnten die Erkrankung nicht nur an ihre Söhne weitergeben, sondern auch selbst potenzielle Bluterinnen sein. Bisher fragten insbesondere männliche Ärzte jedoch nicht nach Symptomen, da diese vor allem in frauenspezifischen Situationen auftreten, etwa nach einer Entbindung. Um eine bedarfsgerechte Behandlung der betroffenen Frauen zu gewährleisten, müssten die bisher bekannten Fakten in der Lehre thematisiert werden. Außerdem seien weitere Forschungen nötig, um zu verstehen, warum einige Frauen Symptome zeigten und andere nicht. Gerade umgekehrt verhält es sich mit Diagnose und Therapie des systemischen Lupus Erythematosus (SLE), einer Autoimmunkrankheit, die im Verhältnis 9:1 bei Frauen auftritt. Wie *Marion Haubitz* in ihrem Beitrag zeigte, sind die dafür ursächlichen komplexen Zusammenhänge aus hormonellen, genetischen und Umweltfaktoren noch weitgehend unerforscht. Da der SLE als frauenspezifische Erkrankung gelte, werde er bei Männern später diagnostiziert und die Prognose sei schlechter.

Der Keynote-Vortrag von *Joke A. Haafkens* beschäftigte sich mit Leitlinien für die klinische Praxis. Diesen komme, so Haafkens, eine Schlüsselfunktion bei der Therapie zu, da sie Ergebnisse empirischer Forschung in die klinische Praxis überführten. Ein von 2004 bis 2008 durchgeführtes Projekt habe deshalb klären sollen, wie zu gewährleisten sei, dass Geschlechteraspekte in allen Phasen der Leitlinienentwicklung berücksichtigt würden. Sieben Leitlinien wurden exemplarisch untersucht, das Vorgehen bei der Erstellung analysiert und die – überwiegend oder ausschließlich männlichen – Mitglieder der Kommissionen befragt. Mit Ausnahme von zwei Leitlinien zur Osteoporose hätten sich kaum geschlechterspezifische Empfehlungen gefunden. Evidente Beispiele für geschlechtsspezifische Unterschiede hatten den Kommissionen zwar vorgelegen, waren aber nicht in die Empfehlungen aufgenommen worden. Als Begründung dafür wurde angeführt, dass sich Leitlinien auf die „allgemeine Patientenpopulation“ beziehen sollten, nicht auf eine Subgruppe, und dass Geschlechtsunterschiede deshalb als nicht relevant eingestuft worden seien. Außerdem solle wissenschaftliche Erkenntnis neutral sein, geschlechterspezifische Aspekte würden aber oft auf gesellschaftlichen oder politischen Druck hin thematisiert. Im Rahmen des Projekts wurde ein Handbuchkapitel zur Integration von Geschlechterinhalten in die Leitlinienentwicklung erstellt, ein Schulungskurs für Mitglieder von Kommissionen entwickelt und eine Grundstruktur zur Beratung der Kommissionen und zur Literaturbegutachtung erarbeitet. Da für die meisten Krankheitsbilder bisher nicht genügend geschlechterspezifische empirische Daten vorliegen, forderte Haafkens abschließend, dass die Leitlinienkommissionen bzw. -organisationen Empfehlungen zum Forschungsbedarf aussprechen sollten.

Sabine Oertelt-Prigione stellte in ihrem Beitrag zunächst das Institut für Geschlechterforschung in der Medizin vor, mit dessen Gründung die Charité vor allem zwei Ziele verfolgt hatte: *sex-* und *gender-*Unterschiede sollten in allen Aspekten klinischer Praxis identifiziert und berücksichtigt werden, und es sollte das Verständnis und Bewusstsein dafür geschärft werden, dass Gender eine für jeden Menschen relevante Kategorie sei und Einfluss auf jede Interaktion habe. 2006 hatte die Charité ein Wahlpflichtseminar „Gendermedizin“ eingeführt und vom Wintersemester 2010/11 an soll „Gendermedizin“

in verschiedenen Modulen als reguläres Thema gelehrt werden. Danach stellte Oertelt-Prigione das BMBF-geförderte Pilotprojekt „Gender Medizin“ vor, bei dem Fachzeitschriften auf Artikel mit geschlechterspezifischen Inhalten hin untersucht worden waren. Unter anderem wurden unterschiedliche Häufigkeiten von geschlechterspezifischer Fachliteratur in einzelnen Fächern und ein starkes Anwachsen der Literatur in den letzten 15 Jahren festgestellt. Qualitativ betrachtet zeigte sich, dass bisher kaum geschlechtsspezifische Aspekte in der klinischen Praxis untersucht wurden. Die Ergebnisse gingen in eine Datenbank ein, in der geschlechterspezifische medizinische Fachliteratur thematisch gebündelt abgerufen werden kann und die im Frühjahr 2011 öffentlich zugänglich sein soll. *Klara Brixius* stellte anschließend das noch laufende Projekt „Gender in Motion“ vor, das der Frage nachgeht, ob es in Forschungsarbeiten zur Sportmedizin einen Gender Bias gibt, wodurch dieser ggf. erzeugt wird und welche sozialen Strukturen ihn stabilisieren oder verhindern können. Analysiert wurden 3 000 Artikel aus der Sportmedizin und den sportbezogenen Gesundheitswissenschaften. Fast alle behandelten für Frauen und Männer relevante Themen, aber Frauen waren in den Stichproben insgesamt unterrepräsentiert und nur etwa 40 Prozent der Artikel stützten sich auf geschlechtergemischte Stichproben. Ein explizit geschlechtersensibler Ansatz wurde selten verwendet, während in den meisten Texten die Relevanz von *sex* und/oder *gender* ignoriert wurde. Die Forschungen sollen fortgesetzt und den Gründen für den ermittelten Gender Bias nachgegangen werden, um Empfehlungen für geschlechtersensible Forschungen entwickeln zu können.

Bettina Pfeiderer ging in ihrem Beitrag der Frage „Knowledge of a ‚gender brain‘ – why does that need to be implemented in a medical curriculum?“ nach. Das Gehirn, so Pfeiderer, werde durch biologische Faktoren, wie z. B. Hormone, Gender und weitere soziale Aspekte wie etwa Bildung geprägt. Gehirne von Frauen reagierten anders auf sprachliche Stimuli als Gehirne von Männern und die aufgrund des weiblichen Zyklus schwankenden Hormonspiegel hätten deutliche Auswirkungen auf Abläufe im Gehirn. Die komplexen Prozesse, die im Gehirn vor allem im Kontext von Erkrankungen ablaufen, seien bisher jedoch nur unzureichend untersucht. Es sei aber wichtig, sie zu kennen, um die Therapie – etwa nach einem Schlaganfall – gezielter planen zu können. Pfeiderer bedauerte, dass das Wissen über die geschlechterspezifischen Unterschiede im Gehirn bislang nur unzureichend in die Medizincurricula Eingang gefunden hat. In einem BMBF-geförderten Projekt sollen die geschlechterspezifischen Erkenntnisse der Neurowissenschaften im Austausch mit angrenzenden Fächern vertieft und auch für die Lehre nutzbar gemacht werden.

Richard Lux widmete sich epidemiologischen Entwicklungen des Raucheinstiegsalters, der Rauchprävalenz und der tabakassoziierten Häufigkeit von Erkrankung und Tod aus der Geschlechterperspektive und brachte diese mit biomedizinischen Erkenntnissen in Verbindung. Bei der Rauchprävalenz ebenso wie beim Einstiegsalter habe sich in Deutschland der Abstand zwischen den Geschlechtern in den letzten Jahrzehnten stark verringert, nicht nur wegen des steigenden Tabakkonsums von Frauen, sondern auch, weil der Verbrauch bei Männern zurückgehe. Vor dem Hintergrund geschlechtsunterschiedlicher Suszeptibilität und Vulnerabilität ließen sich daraus Vorhersagen für zukünftige Morbiditäts- und Mortalitätsentwicklungen treffen, auf denen wiederum Konzepte zur Prävention und Gesundheitsberatung aufbauen müssten. Ein geschlechtersensibler Ansatz sei dabei unabdingbar, da bei Frauen und Männern unterschiedliche

Gründe für den Tabakkonsum im Vordergrund stünden und einen möglichen Ausstieg oder Rückfall beeinflussten. Es gebe einen starken Bedarf für die Implementierung von Geschlechteraspekten in die ärztliche Sozialisation, schloss Lux.

Die Geschlechterperspektive in der Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde, so *Christiane Gleissner*, stehe noch ganz am Anfang, und dies, obwohl ZahnärztInnen aus ihrer Praxis sehr wohl wissen, dass Frauen und Männer unterschiedliche Beschwerdebilder aufweisen, verschieden auf Therapien ansprechen und anders mit ihren Erkrankungen umgehen. Bisher seien orale Erkrankungen in der Gesundheitsforschung von untergeordneter Bedeutung und die Mundgesundheit werde bei epidemiologischen Studien oft nicht erfasst. Speichelparameter, bildgebende Darstellungen des Kieferknochens und Untersuchungen der Mundschleimhaut und der Zähne könnten jedoch wichtige Hinweise auf systemische Erkrankungen geben und für die Diagnose mit eingesetzt werden.

Die Tagung kann als großer Gewinn für den interdisziplinären Austausch im Bereich der geschlechtersensiblen Medizin gewertet werden. Dazu trug nicht zuletzt bei, dass ausreichend Zeit für die Diskussion der einzelnen Beiträge zur Verfügung stand und viele der angesprochenen Aspekte in der abschließenden Podiumsdiskussion, die sich im intensiven Austausch mit den Fragen und Anmerkungen aus dem Publikum entwickelte, noch vertieft werden konnten. Insgesamt zeigte die Tagung, dass mehr Fragen offen als gelöst sind. Nötig ist einerseits mehr Forschung innerhalb der einzelnen medizinischen Fächer, und zwar sowohl in der Grundlagen- als auch der klinischen Forschung. Ebenfalls erforderlich ist ein Austausch mit den sozialwissenschaftlichen Gender Studies über Theorien und Methoden, um eine eigene, biologische und psychosoziale Aspekte integrierende Geschlechterforschung in der Medizin zu etablieren, die der unreflektierten Übernahme des Gender-Begriffs ein Ende setzt.

Zur Person

Bärbel Miemietz, Dr. phil., M.A., Gleichstellungsbeauftragte und Sprecherin des Kompetenzzentrums für geschlechtersensible Medizin an der MHH. Arbeitsschwerpunkte: Gleichstellung von Frauen und Männern in der Hochschulmedizin, Förderung von Frauen im wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Bereich, geschlechtersensible Medizin, Vernetzung
Kontakt: Medizinische Hochschule Hannover, Gleichstellungsbüro, Carl-Neuberg-Straße 1, 30625 Hannover
E-Mail: Miemietz.Baerbel@mh-hannover.de

Christine Ivanov, Dipl. Soz.Päd./Dipl. Soz.Arb., Mitarbeiterin des Gleichstellungsbüros der MHH. Arbeitsschwerpunkte: audit familiengerechte hochschule
Kontakt: Medizinische Hochschule Hannover, Gleichstellungsbüro, Carl-Neuberg-Straße 1, 30625 Hannover
E-Mail: Ivanov.Christine@mh-hannover.de

Regine Othmer, Dipl.-Päd., Mitarbeiterin des Gleichstellungsbüros der MHH. Arbeitsschwerpunkte: Mentoring für Wissenschaftlerinnen
Kontakt: Medizinische Hochschule Hannover, Gleichstellungsbüro, Carl-Neuberg-Straße 1, 30625 Hannover
E-Mail: Othmer.Regine@mh-hannover.de

Rezensionen

Irene Dölling

Angela McRobbie, 2010: *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*. Hrsg. von Sabine Hark und Paula-Irene Villa. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 227 Seiten. 24,95 Euro

Seit einigen Jahren verkörpern bestimmte Frauen in den westlichen Industrieländern das moderne bzw. postmoderne Frauenbild: jung, ‚weiß‘, gut ausgebildet, karriereorientiert, ökonomisch und sexuell unabhängig, gegebenenfalls Beruf und Familie vereinbarend und dafür auch Angebote staatlicher Familienpolitik in Anspruch nehmend, stehen sie für Erfolge in der Gleichstellung der Geschlechter und dafür, dass feministische Interventionen und Kritik an (patriarchalen) Herrschaftsverhältnissen nicht mehr notwendig sind und ad acta gelegt werden können. Die Ursachen liegen für Angela McRobbie darin, dass insbesondere seit den 1990er Jahren wesentliche Ziele der Frauenbewegung in neoliberale Gesellschaftsentwürfe und Regierungsformen integriert und damit in einem veränderten gesellschaftspolitischen Kontext uminterpretiert wurden. Auf diese Weise werden jungen Frauen ein Frauenbild und ein Geschlechtervertrag ‚angeboten‘, die sie (erfolgreich) als ‚moderne Subjekte des 21. Jahrhunderts‘ anrufen. Den Lebensunterhalt selbst zu verdienen, Bildungs- und Berufschancen zu haben und zu nutzen, an „Konsumkultur und Bürgergesellschaft“ (S. 18) teilzuhaben, das sind Kennzeichen erweiterter Handlungsräume. Der Preis, den die jungen Frauen dafür zu zahlen haben, ist, dass ihnen mit der geradezu hasserfüllten ‚Abwicklung‘ des Feminismus Möglichkeiten eines den Status quo überschreitenden feministischen Bewusstseins und einer interventionistischen Politik genommen werden.

Angela McRobbie ist Kultur- und Kommunikationswissenschaftlerin, daher wendet sie sich in ihrer Ursachenanalyse insbesondere den Medien und der Populärkultur zu. Diese macht sie als die entscheidenden Institutionen aus, die ein postmodernes Frauenbild entwerfen und vermitteln und die Abwicklung des Feminismus betreiben, indem sie ‚der Welt‘ signalisieren, dass „feministische Ideen zentraler Bestandteil dessen sind, was heute Freiheit bedeutet“ (S. 17). McRobbie zeigt an Beispielen aus der Populärkultur auf, wie nicht nur romantische Liebe, Heiraten, Familie „in einem eher flexiblen denn rigiden postfeministischen Setting“ (S. 45) wieder in den Diskurs eingeführt werden und der angeblich lustfeindliche ‚alte‘ Feminismus delegitimiert wird. Sie weist auch nach, dass mit der Aneignung feministischer Differenzkategorien neue Grenzziehungen zwischen westlichen, ökonomisch und sexuell freien Frauen einerseits und Frauen aus ‚traditionellen‘ Kulturen andererseits etabliert werden und mit der subtilen Privilegierung von ‚Weiß-Sein‘ auch die antirassistische Perspektive des Feminismus demontiert wird.

Ausführlich geht McRobbie mit Rückgriff auf Deleuzes Begriff der Luminosität (vgl. S. 88) auf die Art und Weise ein, wie heute junge Frauen ‚sichtbar‘ gemacht werden, welche Frauen „Werte der neuen Meritokratie“ (S. 92) verkörpern und Adressatinnen eines neuen Geschlechtervertrages sind. Sie macht aktuell vier Bereiche aus, in denen „Aufmerksamkeitsräume“ (S. 93) konstituiert werden, in denen gewissermaßen Scheinwerfer auf sozial anerkannte beziehungsweise tolerierte Fähigkeiten und Verhal-

tensweisen von jungen Frauen gerichtet werden, die sie zu ‚attraktiven Vorbotinnen‘ (vgl. S. 92) sozialer Transformationen machen.

Erstens verweist McRobbie auf eine postfeministische Maskerade, die sie als Reaktion ‚des Symbolischen‘ auf die Schwächung der männlichen Herrschaft durch den Feminismus versteht. „Angesichts der Perspektive, dass Frauen im Zuge ihrer Partizipation auf dem Arbeitsmarkt weniger abhängig von Männern werden, und angesichts der damit einhergehenden möglichen Destabilisierung der Geschlechterhierarchie wird es für das Symbolische um so wichtiger, die Matrix des heterosexuellen Begehrens erneut abzusichern“ (S. 97). Die Autorin interpretiert die postfeministische Maskerade als „neue Form vergeschlechtlichter Machtverhältnisse“ (S. 100), die Patriarchat und männliche Herrschaft unter veränderten Bedingungen stabil hält. Die postfeministische Maskerade zeichnet sich dadurch aus, dass sie „ironisch in das Repertoire der Weiblichkeit zurückführt“ (S. 101). Die neue Maskerade „verweist ständig auf ihre eigene Künstlichkeit“ (ebd.), die übersteigerte Weiblichkeit, die den jungen Frauen durch die Konsumkultur angepriesen wird, erscheint nicht als Zwang, sondern als freiwillig gewählt. Es ist nicht der männliche Blick, sondern „die maßregelnde Struktur des Mode- und Schönheitssystems, das als autoritäres Regime agiert“ (ebd.), was den Verkennungseffekt erzeugt, als täten Frauen all die Anstrengungen, den Anforderungen an Schönheit, Gesundheit etc. gerecht zu werden, für sich selbst und nicht, um männliche Anerkennung zu erlangen. Letztlich geht es mit der postfeministischen Maskerade darum, die entstandene „Rivalität mit den Männern in der Arbeitswelt [...] zu maskieren“ (S. 103) und die Konkurrenz, die sie nun darstellen, zu verbergen. Das Pendant zur neuen Maskerade ist zweitens das Sichtbarmachen der gebildeten, berufstätigen Frau – sie repräsentiert als kompetentes, sich beständig selbst optimierendes Subjekt zum einen den sozialen Wandel, zum anderen verbinden sich mit ihrer Sichtbarkeit neue soziale Grenzziehungen: Bildung, beruflicher Erfolg, Planung von Karriere und Familie werden zu Formen der Distanzierung und Abwertung von sozial Unterlegenen. Staatliche Familienpolitik ermutigt Frauen nicht mehr, zu Hause zu bleiben, sondern verspricht Unterstützung bei der Vereinbarung von Beruf und Familie; sie „ersetzt gewissermaßen die Feministin“ (S. 118), indem sie Frauen bei der Bewältigung ihrer Doppelbelastung Hilfe anbietet – und „stabilisiert damit die heterosexuelle Matrix“ (ebd.). Ein dritter Bereich, in dem Frauen als Adressatinnen eines neuen Geschlechtervertrages sichtbar gemacht werden, ist die ‚phallische Frau‘, die Sex lustvoll, sorglos und als Freizeitspaß genießt, die sich „einen männlichen Habitus zulegt, die exzessiv trinkt, pöbelt, raucht, sich prügelt [...] etc., die dabei aber weiterhin für Männer begehrenswert bleibt“ (S. 122). Solange sie sich nicht fortpflanzen, wird jungen Frauen damit das Recht darauf zugestanden, „ihr Begehren scheinbar straffrei zu verfolgen“ (S. 124). Jugendliche Mutterschaft hingegen oder unzureichende Planung der Vereinbarung von Karriere und Familie werden – über Grenzen von Klassen und Ethnizität hinweg – negativ als Zeichen „gescheiterter Weiblichkeit“ bewertet (vgl. ebd.). Zudem setzt das Sichtbarmachen der phallischen Frau in der Populärkultur stets „ein weißes weibliches Subjekt“ (S. 126) voraus. Mit der ‚globalen Frau‘ schließlich macht McRobbie auf eine vierte Form des Sichtbarmachens von Frauen aufmerksam, mit der Frauen aus Drittweltländern repräsentiert werden, die „den Westen nicht durch Migration und unkontrollierte Fruchtbarkeit (bedrohen)“, die dort bleiben, wo sie sind,

und deren Begehren sich auf Mode- und Schönheitsprodukte richtet, „die zu der westlichen Weiblichkeit und Sexualität gehören“ (S. 129).

Die neuen Freiheiten, die junge Frauen heute praktisch haben bzw. die ihnen normativ zugestanden werden, erzeugen mit ihren subtilen Zwängen und Regulierungen aufseiten der weiblichen Subjekte aber auch ‚Unbehagen‘, das sich in ‚postfeministischen Störungen‘ wie Bulimie, Anorexie, Selbstverletzungen usw. äußert. McRobbie stellt die These auf, dass „der Feminismus für junge Frauen auf kaum wahrnehmbare Weise ein Objekt von Verlust und Melancholie geworden ist“ (S. 131). In einer ‚kulturellen Lesart‘ versucht sie diesem Verlust, dieser „unlesbaren Wut“ (S. 134), auf die Spur zu kommen. Auch wenn diese Umstände sehr im Ungefähren bleiben – McRobbie liefert mit ihren genauen Analysen popkultureller Phänomene und mit ihren theoretischen Angeboten zum ‚Verstehen‘ ihres Platzes und ihrer Funktionen für die Konstituierung eines neoliberalen Geschlechterregimes faszinierende Einsichten, die ein überzeugender Beleg für kulturwissenschaftliche Forschungsansätze sind, die kulturelle Prozesse in komplexe gesellschaftliche Zusammenhänge einordnen. Weniger überzeugend ist allerdings ihr Denkmuster des Verlustes, das ihrer Argumentation zugrunde liegt – das klingt, als ob jungen Frauen heute etwas weggenommen würde, was es dank des ‚alten‘ Feminismus alles schon gegeben habe – z. B. eine klassen-, alters- und ethnienübergreifende Solidarität unter Frauen. Entsprechend ist dann auch des Öfteren von ‚Re-Traditionalisierung‘ die Rede. Zwar ist McRobbie zuzustimmen, dass mit der Integration feministischer Ideen in neoliberale Gesellschaftsentwürfe bestimmte Ziele der Frauenbewegung im öffentlichen Diskurs an Bedeutung verloren haben, aber weder waren diese selbst in den besten Zeiten hegemonial, noch haben sie zu tiefgreifenden strukturellen Veränderungen geführt, noch je eine Mehrheit angesprochen. Ambivalent bleibt auch die Verwendung des Begriffs ‚Feminismus‘ durch McRobbie. Verwendet sie ihn einerseits normativ, um die Dimension des Verlustes an emanzipatorischer Geschlechterpolitik und eines den Status quo kritisch übersteigenden feministischen Bewusstseins zu verdeutlichen, nimmt sie andererseits an, dass „die meisten jungen Frauen [...] heute ein ‚Gender-Bewußtsein‘ haben“ (S. 40), weil sie in der Schule oder im Studium alle mal etwas über „feministische Kritik“ gelernt hätten (vgl. ebd.), ohne die Differenz zwischen diskursivem Wissen und dessen subjektiver, sozial, kulturell, ethnisch usw. unterschiedlich bedingter Aneignung und Gestalt als Alltagswissen zu thematisieren. So bleibt offen, wie sozial, kulturell und ethnisch verortete Akteurinnen mit diesen Anrufungen und Zumutungen praktisch umgehen, es geraten allein auf einer hohen Verallgemeinerungsstufe die krankmachenden ‚Störungen‘ und die melancholische Trauer in den Blick.

Zur Person

Irene Dölling, Dr. phil. Professorin i. R. Arbeitsschwerpunkte: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Transformationsprozesse in der Moderne, Praxeologie
Kontakt: Arkonastr. 50, 13189 Berlin
E-Mail: irene.doelling@t-online.de

Gesine Fuchs

Helma Lutz (Hrsg.), 2009: *Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen*. (Forum Frauen- und Geschlechterforschung 26). Münster: Westfälisches Dampfboot. 274 Seiten. 24,90 Euro

Mobilität als Kernaspekt spätmoderner Gesellschaft ist größtenteils positiv konnotiert. Tatsächlich aber sind Mobilität und Migration heute von Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen gekennzeichnet, die auch die Geschlechterverhältnisse betreffen. Traditionelle Verhältnisse lösen sich auf und hegemoniale Geschlechterordnungen stehen zur Disposition, entwickeln sich aber nicht beliebig. Welchen Einfluss haben Wanderungsprozesse auf Geschlechterverhältnisse? Welche Folgen hat die Transnationalisierung auf Identitäten und deren Entwicklungen? Welche Herausforderungen stellt die Transnationalisierung an Forschungsmethoden? Und welche Theorien werden der Mobilität von Menschen und der Vielfalt und potenziellen Enträumlichung von Lebensformen gerecht? Hierzu hat die Frankfurter Professorin *Helma Lutz* auf Anregung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie Texte für den vorliegenden Sammelband zusammengetragen.

Zu Beginn gibt *Mirjana Morokvasic* einen Überblick über die Veränderungen der Geschlechterverhältnisse durch Migration. Während sich Migration manchmal positiv auf Frauen hin zu mehr Empowerment auswirkt, bleiben öfter traditionelle Arrangements erhalten, werden re-arrangiert bzw. umgedeutet oder von Migrantinnen ausgenutzt, um weiter migrieren zu können: Kompromisse bei den Geschlechternormen sind häufiger als offene Konfrontation. Morokvasic hat diese Ergebnisse aus einer Fülle von Einzelstudien herausgefiltert, sodass sich hier Sekundäranalysen anbieten, um umfassend zu prüfen, unter welchen Umständen Migration Frauen ermächtigt.

Ursula Apitzsch beginnt ihren Text über „Transnationales biographisches Wissen“ mit einer gut lesbaren Rekapitulation der Debatte um „methodologischen Nationalismus“ und Transnationalismus. Sie weist anhand von Beispielen von den Philippinen, aus Singapur und Italien nach, dass es auch Migrationspolitiken gibt, die auf dauerhafte transnationale Lebensweisen zielen – etwa um sich Rücküberweisungen zu sichern. Policygesteuerte Migrationsschübe, so das Ergebnis, wechseln sich oft in paradoxer Weise ab, doch Individuen müssen in diesen Steuerungssystemen planen. Für die Erforschung dieser Prozesse sei biographisches Wissen besonders gut geeignet, da Individuen und Gruppen mit diesem Wissen im Lebensverlauf agieren. Es bilde einen sehr guten methodischen Zugang zu unsichtbaren, doch objektiven Strukturen transnationaler Migrationsräume (S. 135).

Ilse Lenz präsentiert in „Geschlecht, Klasse, Migration“ einen „Ansatz beschreibender Topographie sozialer Positionierungen nach Geschlecht und Migration“ (S. 66). Für Deutschland dekliniert sie soziale Ungleichheiten einheimischer und MigrantInnen-Gruppen durch, die von privilegierter Inklusion über Marginalisierung bis Exklusion reichen. Anhand der Dimensionen Bildung, Einkommen, Partizipation und Anerkennung erweisen sich die Zuordnungen der Gruppen (z. B. Migrantinnen aus dem Süden oder einheimische Hausfrauen) keineswegs als eindeutig und als im Zeitverlauf veränderlich. Lenz präsentiert damit, wenn auch sehr knapp gehalten, eine mögliche Art, um

Intersektionalität zu beschreiben, anstatt diese Zusammenhänge nur im Ungefähren zu lassen.

Gudrun-Axeli Knapp stellt in ihrem Aufsatz zur „transatlantischen Reise von Race, Class und Gender“ fest, dass „raceclassgender“ in theoretischen Diskursen zwar sehr oft erwähnt wird, die tatsächliche Beschäftigung mit diesen Diskriminierungen aber dahinter zurückgeblieben ist. Als Resultat der Betrachtung von Race, Class und Gender im deutschsprachigen Kontext plädiert sie dafür, reisende Begriffskonzepte nicht nur mit ihren kognitiven Rahmungen, sondern auch mit den möglichen sozialpsychologisch-kontextuellen Unterfütterungen zu reflektieren.

Maria do Mar Castro-Varela und *Nikita Dhawan* kritisieren in „Queer mobil“ die Ausblendung heteronormativer Macht- und Herrschaftsverhältnisse in der Migrationsforschung und deren „Queer-Blindheit“. Nach einem Überblick über bestehende Forschung zu queerer Migration vor allem in Deutschland formulieren sie eine Forschungsagenda besonders in den Feldern Arbeitsmarkt, Citizenship und queere Diaspora.

Kyoko Shinozakis Analyse der deutschen Green-Card-Regelung für Informatikberufe bzw. Haushaltshilfen zeigt die Konstruktion und das Gendering von „Qualifikation“ sowie die damit verbundene Hierarchisierung auf. *Ann Phoenix* berichtet aus einem laufenden Forschungsbericht, wie Kinder transnationaler Mütter und diese selbst Trennung und Wieder-Zusammenleben erlebt und verarbeitet haben: „[E]motionaler Transnationalismus“ stellt hohe, nicht immer erfüllbare Anforderungen. *Kathy Davis* zeigt anhand der Übersetzungs- und Adaptionsgeschichte des feministischen US-Gesundheitsklassikers „Our bodies, ourselves“, dass es sich hierbei jeweils um die Kontextualisierung von Wissen und nicht um feministischen Kulturimperialismus handelt, zumal adaptierte Versionen wieder ihren Weg zurück in die USA finden. Das Buch ist damit ein gutes Beispiel für die globale Zirkulation kultureller Texte.

Ewa Palenga-Möllnbeck und *Elisabeth Tuidor* reflektieren in ihren Beiträgen Stellenwert und Methodologie der Übersetzung von biographischen Interviews. Wie soll die Forscherin am besten übersetzen, ohne dem Erzähler die eigene Weltansicht überzustülpen? Eine solche Übersetzung sei nämlich keineswegs „selbsterklärend“, sondern müsse methodisch kontrolliert werden, etwa indem man ÜbersetzerInnen als KulturmittlerInnen sieht und sie als Ressource einsetzt, so Palenga-Möllnbeck. Nach Tuidor sind Übersetzungen bereits als Interpretationen zweiter Ordnung anzusehen. Übersetzungen in gemischten Teams, eine Kommentierung sowie die Erklärung nicht übersetzter Konzepte seien Instrumente, um Lebenspraxis und spezifische soziokulturelle und historische Kontexte einzufangen. Hier bleibt die Frage, ob sich das Übersetzungsproblem nicht entschärfen ließe, indem sprachkompetente Forschende bis hin zur Interpretation möglichst lange in der Sprache der Interviewten blieben. *Barbara Waldis* zeigt anhand ihrer eigenen Forschungen, dass in jedem Projekt die Fokussierung auf eine Anforderung feministischer Methodologie nötig ist und sich in jeder Phase die Frage nach dem Begründungs- und Verwertungszusammenhang neu stellt.

Paula Villa beschäftigt sich in ihrem Text mit der postmodernen Figuration der Nomadin von Rosi Braidotti. Die Nomadin als Subjekt in Bewegung, das aktiv Identitäten, Lebensweisen und Denkstile wählt, ist eine bewusste Gegenfigur zum „Opferdiskurs“ der Migrantin und Exilantin. Sie stellt die positiv-utopischen Elemente einer elitär wirkenden Konstellation heraus, kommt aber auch zu dem Schluss, dass „der Imperativ der

andauernden Mobilität gegenwärtig ein außerordentlich problematisches Kennzeichen neoliberaler Gouvernementalität [ist]“ (S. 247). Im abschließenden Beitrag zeigen *Helma Lutz* und *Kathy Davis* anhand der Konzepte dreier feministischer Theoretikerinnen, wie Theorien als situiertes Wissen entwickelt werden, d. h. wie die eigene Biographie in die Wissensproduktion einfließt. Es handelt sich hier um Avtar Brah (Diaspora), Seyla Benhabib (Exil) und die schon genannte Rosi Braidotti (Nomadin). Analyse und Reflexion des Zusammenhangs zwischen Biographie und Theoriebildung kann, so die Autorinnen, für die Reflexion soziologischer Wissensproduktion fruchtbar sein (S. 268).

Der Band ist mit theoretischen, programmatischen und empirischen Beiträgen breit gefächert und macht drei ursprünglich auf Englisch erschienene Texte auf Deutsch zugänglich. Zwar ist nur Morokvasics Aufsatz als Überblickstext konzipiert, doch lässt sich mit Apitzschs Artikel und Lutz' Einleitung zu aktuellen Fragen der Transnationalisierungsdebatte ein teilweiser Überblick über zentrale Konzepte und Ergebnisse des Forschungsbereichs Geschlecht und Migration gewinnen. Die empirischen Beiträge, die manchmal zu überraschenden Ergebnissen kommen, sind anregend, auch weil sie durchweg theoretische Konzepte anwenden bzw. überprüfen und so auf die theoretische Diskussion rückwirken können. Die methodischen Aufsätze, einschließlich derjenige von Apitzsch, verdeutlichen, dass sich Migration sehr gut über Biografieforschung analysieren lässt. Darüber hinaus formulieren sie aber auch wichtige Anforderungen für jede Forschung, in der empirisch, mit Interviews und in Fremdsprachen gearbeitet wird. Die Stärke des Buches liegt darin, dass in fast allen Beiträgen methodische Aspekte diskutiert werden. Hierdurch präsentiert sich die Geschlechterforschung zu Migration als Feld mit hoher methodologischer Reflexion. Kritisch ist anzumerken, dass die Texte unterschiedlich gut geschrieben sind und sich einige Passagen mit komplizierten Formulierungen als unpräzise herausstellen.

Zur Person

Gesine Fuchs, Dr., arbeitet am Institut für Politikwissenschaft der Universität Zürich. Ihre Forschungsschwerpunkte sind politische Partizipation, Gleichstellungspolitiken und Osteuropa. Zwei aktuelle Projekte beschäftigen sich mit der Mobilisierung des Rechts durch soziale Bewegungen sowie der Entstehung und Governance schweizerischer Gleichstellungspolitik.
Kontakt: E-Mail: fuchs@ipz.uzh.ch

Heike Walz

Heidmarie Winkel, 2009: *Geschlechtercodes und religiöse Praxis. Arabische Christinnen zwischen patriarchaler Leitkultur und Selbst-Autorisierung*. Würzburg: Ergon. 292 Seiten. 38,00 Euro

Heidmarie Winkel untersucht in ihrer Habilitationsschrift, inwiefern arabische Christinnen¹ im Nahen Osten als soziale Akteurinnen die Geschlechtercodes in ihrer religiösen Praxis de-codieren. Die Studie befasst sich mit Frauen aus unterschiedlichen

1 Das „arabische Christentum“ versteht Winkel in geographischem Sinne, vgl. S. 49.

christlichen Kirchen im Nahen Osten, ein Thema, das in der soziologischen Forschung eine Forschungslücke darstellt. Die religiöse Minderheit des arabischen Christentums ist zudem im westlich-abendländischen Bewusstsein meist kaum im Blick, da mit dem Nahen Osten der Islam assoziiert wird. Die Autorin hat von 2005 bis 2007 vor Ort geforscht und bezieht die unsichere politische Situation und das oft unvorhersehbare Alltagsleben mit in die Analyse der Geschlechterverhältnisse ein.

In ihrer Einführung in den Untersuchungsgegenstand (Kap. 2) skizziert sie die Relevanz der Ökumene der christlichen Kirchen im Nahen Osten² für die Frage nach den Geschlechterverhältnissen. Im theoretischen Teil (Kap. 3) geht es um Modernisierungsprozesse in arabischen Gesellschaften, arabische Frauenbewegungen und Charakteristiken der religiösen Geschlechterordnung. Im empirischen Teil (Kap. 4) untersucht sie anhand von qualitativen Interviews die ökumenische Bewegung des „Weltgebetstags der Frauen“³ in Ägypten, dem Libanon und Palästina. Im arabisch-christlichen Raum ist der Weltgebetstag – wie oft auch andernorts – eine der wenigen Sozialformen, die von Frauen eigenverantwortlich gestaltet wird.

Der „Weltgebetstag der Frauen“ ist eine der ältesten internationalen, interkulturellen und konfessionsübergreifenden Frauenbewegungen. Er wird seit 1927 bis heute an jedem ersten Freitag im März in über 170 Ländern gefeiert. Frauen aus einem ausgewählten Land (z. B. 2011 aus Chile) bereiten die Liturgie und Bibelauslegungen für diesen ökumenischen Gottesdienst vor, an dem vielerorts auch Männer und Kinder teilnehmen. Die Weltgebetstagsliturgie wird jeweils in die Sprachen der beteiligten Länder übersetzt, um in diesem Gottesdienst die Welt einmal mit den Augen ‚der anderen‘ – Kulturen, Ethnien, kirchlichen Traditionen – zu sehen.

Die Verfasserin folgt dem Ansatz der Geschlechterforschung der letzten zwanzig Jahre, arabische Frauen als „Handlungssubjekte oder sogar als Impulsgeberinnen sozialen Wandels“ (S. 109) zu untersuchen, was ambivalente Prozesse mit einschließt, beispielsweise die Re-Konstruktion patriarchaler Verhältnisse. Die Strömungen des arabischen Feminismus deutet Winkel als Zusammenwirken zwischen westlichem importiertem Feminismus und indigenen, distinkten Formen von Befreiung (vgl. S. 116ff.).

Die Hauptthese des Buches ist, dass die Gemeinschaft in der Familie oder die religiöse Gemeinschaft in der Regel der zentrale Bezugspunkt für das individuelle Selbstverständnis (*relational connectivity*, S. 158) von Frauen in arabischen Gesellschaften sei. Dem westlichen individualistischen Feminismus stellt die Autorin das Konzept des sog. *relational feminism* gegenüber, der an die Beziehungsorientierung und den Vorrang des Gemeinsinns (*asabiyya*) (vor anderen Sinn- und Orientierungsmustern) im arabischen Kulturraum anknüpft. Geschlechtergerechtigkeit sei „von innen“ möglich, d. h. unter Bezugnahme auf die „Gemeinschaft und ihre religiösen Praktiken“ (S. 158).

Mit dieser These lasse sich auch das gegenseitige Unwohlsein von Frauen aus orthodoxen und westlichen Kirchen besser verstehen: Das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft wird unterschiedlich bestimmt (vgl. S. 159). Dass sich arabische Christinnen (insbesondere aus orthodoxen Kirchen) in ihrer Kirche oft nicht marginalisiert fühlen, ist vor diesem Hintergrund für westliche Feministinnen verständlicher.

2 Hierzu gehören die orientalisch-orthodoxen Kirchen, die Kirchen der östlichen Orthodoxie, die katholischen Kirchen und die protestantischen Kirchen der Reformation.

3 Vgl. www.weltgebetstag.de.

Anhand der Interviews der Weltgebetstagsbewegung in Ägypten, dem Libanon und Palästina (vgl. S. 181ff.) erhärtet Winkel ihre Hauptthese. Die ursprünglich im westlichen Kulturraum entstandene Weltgebetstagsidee wird im arabischen Christentum nicht als „unabhängige Bewegung oder als eigenständige Organisationsform“ (S. 160) unter Frauen gefeiert, sondern als Feier „für die kirchliche Gemeinschaft von Frauen und Männern in ihrer Gesamtheit“ (S. 235) kontextualisiert.

Das Fazit der Autorin ist, dass sich arabische Christinnen „zwischen patriarchaler Leitkultur und Selbst-Autorisierung“ bewegen, so auch der Untertitel des Buches. Demnach fühlen sich arabische Christinnen zur Loyalität mit ihrer Kirche verpflichtet, aber die Orientierung am Gemeinwohl ist zugleich der „Ausgangspunkt einer kritischen Rekonstruktion der traditionellen religiösen Geschlechterordnung“ (S. 235). Wenn Frauen im Altarraum auf gleicher Höhe mit dem Klerus sitzen, die Weltgebetstagsfeier anleiten und als Laien theologisch arbeiten, deutet Winkel dies als „Ausdruck performativer Selbst-Autorisierung“ (S. 239). Dies kann bis zur Kritik am Ausschluss von Frauen in Kirchenstrukturen führen.⁴

Die Lektüre der Studie hinterlässt insgesamt einen sehr positiven Eindruck. Erfrischend ist der transdisziplinäre Blickwinkel, mit dem Winkel Brücken von der Soziologie zur ökumenischen Theologie schlägt. Winkels Fokus auf die Geschlechtercodierungen ist ein Beitrag zur theologischen Geschlechterforschung über den Weltgebetstag, die sich bislang auf die Geschichte und die interkulturelle Hermeneutik dieser Frauenbewegung konzentrierte.

Hervorzuheben ist Winkels fremdhermeneutischer Zugang, der von den *postcolonial studies* geprägt ist: Als westliche Beobachterin der Geschlechterverhältnisse im arabischen Kulturraum macht die Autorin gerade die „Irritation“ (vgl. S. 11f.) ihres eigenen, vom westlichen Blick geprägten soziologischen Theoriekanons für ihre Annäherung an den fremden arabischen Sozialraum fruchtbar.

Die Verfasserin leistet einen wertvollen Beitrag zur Dekonstruktion des Stereotyps ‚der islamischen Frau‘ (insbesondere symbolisiert durch Harem und Schleier) – im Gegensatz zur ‚modernen, westlichen Frau‘. Wie jüngste Studien aus Deutschland gezeigt haben, ist dieses Bild, das christliche Araberinnen genauso betrifft, im *common sense* bis heute lebendig, auch wenn die Orientalismuskritik von Edward Said und der feministische Postkolonialismus dies schon vor Jahrzehnten kritisiert haben.

Kritisch anmerken möchte ich lediglich einen Aspekt. Winkel fokussiert auf die *symbolische* Dimension der Geschlechtercodes. Damit bleibt die *politische* Dimension des gemeinschaftlichen Weltgebets als ‚gesellschaftliche Einmischung‘ etwas außen vor. Unter dem Motto „Informiertes Beten – betendes Handeln“ für Gerechtigkeit informiert der Weltgebetstag auch über die wirtschaftliche, politische und soziale Situation von Frauen im jeweiligen Land, deutet sie theologisch und unterstützt ausgewählte Frauenprojekte finanziell. In manchen Kreisen hat sich der Weltgebetstag deshalb den Ruf erworben, ‚zu politisch‘ zu sein. Sehr umstritten war z. B. der Weltgebetstag 1994 aus Palästina. Hier wäre weiterzufragen, ob der Weltgebetstag nicht nur die Geschlechtercodierungen arabischer Christinnen verändert, sondern inwieweit er *politisch und interreligiös* für ihre Existenz als Frauen im Nahost-Konflikt eine Rolle spielt.

4 Die Gemeinschaft der 23 protestantischen Kirchen im Nahen Osten fasste (als einzige) Anfang 2010 den Beschluss, Frauen zum Pfarramt zuzulassen – auch wenn eine schnelle Umsetzung nicht in Sicht ist, vgl. www.evangelisch.de/themen/religion/vorreiter-in-nahost-frauenordination-ruecktaeher11179, Zugriff am 15. Januar 2011.

Eine De-Codierung der traditionellen Geschlechterordnung ist Winkel zufolge für arabische Christinnen möglich, auch wenn dies nicht unbedingt Veränderungen auf der Makroebene zur Folge hat. Hier schließt sich die Frage an, inwiefern Männer sich im arabischen Christentum mit Geschlechterverhältnissen, Männlichkeiten und Geschlechtercodes auseinandersetzen. An dieser Stelle bietet Winkels Untersuchung Stoff für zukünftige Forschungen. Diesem lesenswerten, differenzierten Buch ist jedenfalls eine breite Rezeption über die Geschlechterforschung hinaus zu wünschen.

Zur Person

Heike Walz, Prof. Dr., Juniorprofessorin für Feministische Theologie und Theologische Frauenforschung im Fachbereich Missions-Religionswissenschaft und Ökumenik (MRÖ) an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel

Kontakt: Missionsstr. 9a/b, 42285 Wuppertal, Tel. 0049-(0)202-2820 162

www.kiho-wuppertal-bethel.de

E-Mail: heike.walz@kiho-wuppertal-bethel.de

Gaja von Sychowski

Tove Soiland, 2010: *Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz: Eine dritte Position im Streit zwischen Lacan und den Historisten*. Wien, Berlin: Turia & Kant. 479 Seiten. 40,00 Euro

Tove Soiland versteht sich als interdisziplinäre feministische Theoretikerin zwischen den Disziplinen Geschichte, Philosophie und Germanistik. Sie gilt als Initiatorin des *Gender*-Streits, der bis in die Gegenwart reichenden Auseinandersetzung um die Begriffe *Geschlecht*, *Sex* und *Gender*, Differenz und Feminismus.⁵ Die Monographie (Veröffentlichung ihrer Dissertation von 2008) stellt den geschlechtertheoretischen Streit zwischen LacanianerInnen und HistoristInnen vor, der im Kern auf Jacques Lacan (1901–1981) zurückgeht, genauer auf die widersprüchliche Interpretation seines Werkes, welche für die einander unversöhnlich gegenüberstehenden Gruppen – eben LacanianerInnen und HistoristInnen – gleichermaßen schulbildend wirkt. Der Historismus französischer Provenienz ist genealogisch Michel Foucault (1926–1984) zugeordnet, dessen dekonstruktivistisches Denken wiederum Judith Butler (* 1956) prägt. Gleichzeitig greift Butler in nicht unwesentlichen Aspekten ihres Denkens auf Lacan zurück und bringt so ihn und den Historismus in spezifischer Weise zusammen. Die Dekonstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und damit die Aufhebung der sexuellen Differenz markiert Butlers Standpunkt. Luce Irigaray (* 1930) ist wiederum direkte Lacanianerin und gewinnt ihre Position unmittelbar aus ihren psychoanalytischen Lacan-Analysen. Sie erhält die Zweigeschlechtlichkeit, die sexuelle Differenz, aufrecht.

5 Vgl. zu Soiland und zum Gender-Streit: Soiland 2003a, Soiland 2003b sowie <http://web.fu-berlin.de/gpo/soiland.htm> (Zugriff am 27.06.2010); und www.uni-leipzig.de/~fragen/gender-kritik/gk_cv2_soiland.html (Zugriff am 27.06.2010); vgl. zum Gender-Streit z. B. Casale/Rendtorff 2008.

Beide Positionen – die der Lacanianer und die der Historisten – prallen nun in den durch die Gegenwartsphilosophinnen Butler und Irigaray initiierten feministischen Debatten aufeinander, insofern sie beide „nach den verdinglichenden Effekten jenes sich an die ödipale Struktur anlehnenen Symbolischen fragen“, aber dennoch „zu einer so unterschiedlichen Einschätzung dessen gelangen, was durch diese symbolische Struktur verdinglicht wird“ (S. 171). Die Autorin ergreift in ihren Ausführungen für den theoretischen Standpunkt Irigarays begründet Partei. Diese Parteinahme wird hergeleitet, indem der Ursprung der Diskurse ebenso zurückverfolgt wird wie deren Vernetzungen und Barrieren. Dabei werden auch rezeptionsgeschichtliche Spezifika der *Cultural Studies*, des französischen Feminismus und Poststrukturalismus und des deutschsprachigen Feminismus herausgestellt und entsprechende Entwicklungslinien bis in die Gegenwartsdebatten gezogen. Auf diese Weise wird gegen die Kritikpunkte des dekonstruktivistischen Historismus an Irigaray (vgl. S. 27ff.) ein reflektiertes Veto eingelegt, das Irigarays „sexuelle Differenz“ allerdings nicht als psychoanalytischen Standpunkt à la Lacan begreift, sondern als dritten Ansatz dazwischen.

Die „dritte Position“ ist in vier Abschnitte gegliedert. Zunächst verortet Soiland das Problem (1). Weiter führt sie zwei Diskurse vor. Zum einen konfrontiert sie Luce Irigaray in „transatlantische Gespräche: über die sexuelle Differenz“ (2) mit Judith Butler, zum anderen leitet Soiland Irigarays Denken in „Gottesgespräche: Irigaray liest Lacan“ (3) aus der Theorie Jacques Lacans her. Schließlich überführt sie die Gespräche in ihr Fazit „Dekonstruktion von was? Ein Schluss“ (4).

(ad 1) Soiland eröffnet das Problemfeld und umreißt die gegensätzlichen Positionen der Gegenwart innerhalb verschiedener Diskurse bis hin zu Differenzen im Begriffsverständnis und -gebrauch. Sie fasst die Kritik an Irigaray zusammen, bevor sie auf die Grundlagen des Streits von HistoristInnen (Foucault) und Lacan zu sprechen kommt und dessen Grundzüge nachzeichnet.

(ad 2) Im nächsten Schritt werden Irigaray und Butler auf der Grundlage einer gemeinsamen Fragestellung miteinander verglichen. Die Gemeinsamkeit der Fragestellung ist nicht zuletzt deshalb gegeben, weil Butler neben ihrer Prägung durch Foucault und Lacan auch unter dem Einfluss von Irigaray steht. Butler leitet ihre Auseinandersetzung mit der sexuellen Differenz von Irigaray her, so Soiland (vgl. S. 135). Dadurch verwässert die eindeutige Kontrastierung historistischen und lacanianistischen Denkens, obwohl Butler im Gegensatz zu Irigaray in ihrer Beantwortung der Frage die sexuelle Differenz aufhebt und sich damit für den Historismus entscheidet. Der Unterschied in der Stellungnahme zur sexuellen Differenz wird aus Lacans Begriffen des „Imaginären“ und des „Symbolischen“ erklärt, in deren Interpretation Butler und Irigaray differieren (vgl. S. 171ff.).

(ad 3) Im Anschluss wird Irigaray als kundige Leserin der Schriften Lacans vorgestellt, genauer wird ihr Verständnis des Geschlechterverhältnisses auf ihre Lacan-Lektüren zurückgeführt. Dabei interpretiert Soiland Irigarays Denkstil, der nicht nur in ihren Dekonstruktionen zum Ausdruck kommt, sondern auch in ihren Konstruktionen, als „Interventionsstil“, „der eher Effekte erzeugen will, als dass Irigaray damit beansprucht, ‚wahre‘ Aussagen zu machen“ (S. 182). In diesem Sinne arbeitet Soiland Irigarays weibliche Subjektposition als eine gegenüber der herrschenden Männlichkeit der Subjektposition (S. 361) bisher nicht existente Position heraus, die auf keine Genealogie zurückblicken kann. Die Genealogie des *genre feminine* zu initiieren, wird – so liest Soiland Irigaray – zum „Versuch einer gesellschaftstheoretischen Umsetzung des psy-

choanalytischen Verständnisses von Geschlecht“ (S. 363), die einen Ausweg aus dem „Phallizismus“ (S. 375) eröffnet.

(ad 4) Als Ergebnis postuliert Soiland für den Streit von HistoristInnen und LacanianerInnen, der auch ein Streit von Dekonstruktivismus und Psychoanalyse als Paradigmen feministischer Theorie ist, die „Unhintergebarkeit eines Zwischenraumes“ (S. 375). Zwischen einer absoluten Dekonstruktion des Subjekts und dem Festhalten der Psychoanalyse am Theorem der Selbstidentität des Subjekts verortet sie das Denken der sexuellen Differenz. Beide Positionen einander dialektisch gegenüber gestellt sieht sie nicht als Alternativen einer Wahl. Ihre Lösung ist kein „Weder-noch“, eher ein „Sowohl-als-auch“. Soiland fasst die sexuelle Differenz als sowohl durch Lacan als auch durch den Historismus beeinflusste „Position des Dritten“ (S. 376). Sie ist zwischen den Positionen und zugleich eine selbstständige Position, die Soiland nicht nur Irigaray zuweist, sondern auch für ihren eigenen Standpunkt in Anspruch nimmt.

Die Darstellung des Streits ist umfassend. Soiland unternimmt den Versuch, an den Ursprung des Diskurses zurückzugehen und ihn nachvollziehbar nachzuzeichnen. Derrida hätte das für ein unmögliches Unterfangen gehalten. Lässt man sein Diktum vom verlorenen Ursprung außer Acht, so liegt hier eine Einführung vor, die detail- und kenntnisreich Lacanismus, Historismus, *Cultural Studies*, französischen und deutschsprachigen Feminismus, Dekonstruktivismus und Poststrukturalismus in Debatten, Begriffen und Positionen vorstellt. Interessentinnen und Interessenten, für die diese Sprachspiele „Neuland“ sind, erhalten nicht nur einen ersten Überblick, sondern tiefe Einblicke. Über den quellenreichen und -genauen Haupttext hinaus ist der Anmerkungsapparat im Anhang eine solche Fundgrube an Detailwissen, dass auch die Sprachspielerinnen und Sprachspieler innerhalb der umrissenen Diskussionen zweifelsohne noch dazulernen werden. „Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz“ hält dabei im Sinne von Lyotard den Widerstreit offen. Soiland schließt so den Diskurs nicht ab, sondern ermöglicht seine Fortsetzung unter einer neuen Perspektive.

Literaturverzeichnis

- Casale, Rita/Rendtorff, Barbara. (Hrsg.). (2008). *Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung*. Transcript Verlag: Bielefeld
- Soiland, Tove. (2003a). Irigaray mit Marx lesen. Eine Rehabilitierung des Denkens der sexuellen Differenz. *Widerspruch*, 23 (44), 1, 159–172
- Soiland, Tove. (2003b). Dekonstruktion als Selbstzweck? Ein Aufruf zur theoretischen Reflexion. *Forum Wissenschaft*, 20 (3), 37–40

Zur Person

Gaja von Sychowski, Dr. phil. habil., wissenschaftliche Mitarbeiterin. Arbeitsschwerpunkte: Neukantianismus, Dekonstruktivismus und Poststrukturalismus in der Allgemeinen Systematischen Pädagogik (Theorien der Bildung und Erziehung)

Kontakt: Universität Duisburg-Essen, Campus Essen, Fakultät für Bildungswissenschaften, Institut für Berufs- und Weiterbildung, Allgemeine Systematische Pädagogik, Weststadttürme B.08.06, Berliner Platz 6–8, 45127 Essen, Tel.: 0201/183-26 69

E-Mail: gaja.von-sychowski@uni-due.de